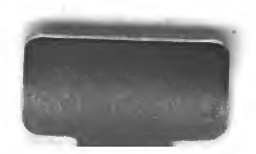


Brehm



E





Kängurus.



Bilder und Skizzen

aus dem

Zoologischen Garten zu Hamburg.

Von

Dr. Brehm und Th. F. Zimmermann.



Hamburg.

Verlag von M. H. W. Lührsen.

1865.

Vorwort.

Vorliegendes Buch verdankt sein Entstehen eingehenden Studien, welche der begabte Thiermaler T. F. Zimmermann im Thiergarten zu Hamburg gemacht hat. Die Verlagshandlung veranlaßte den Künstler, einen Theil der von ihm aufgenommenen Abbildungen zu veröffentlichen; ich wurde aufgefordert, dieselben mit einem Text zu begleiten, welcher für einen größeren Leserkreis bestimmt sein sollte. Mangel an Zeit und anderweitige Hindernisse haben mich abgehalten, die verlockende Arbeit selbst auszuführen, und ich habe deshalb meinen Bruder bitten müssen, an meiner Stelle sie zu übernehmen. So sind die „Bilder und Skizzen aus dem Thiergarten zu Hamburg" ins Leben getreten: — Bilder, sofern es sich um den Griffel, Skizzen, soweit es sich um die Feder handelt.

Das Buch beansprucht keinen wissenschaftlichen Werth. Es ist nicht für die Fachgenossen bestimmt, sondern für die vielen Freunde, welche der Hamburger Thiergarten in der kurzen Zeit seines Bestehens sich bereits erworben hat und hoffentlich noch erwerben wird; es entspricht auch der Reichhaltigkeit des Thierbestandes keineswegs. Der von vornherein bestimmte Raum gebot eine Beschränkung; deshalb konnte von jeder Familie nur ein oder das andere hervorragende Mitglied behandelt werden. Ob die getroffene Auswahl eine solche ist, welche mit den Wünschen der Besucher im Einklange steht, mag dahin gestellt bleiben. Ich denke, daß jeder kundige Freund unseres Gartens diese Frage zu bejahen vermag, ja, ich glaube noch mehr thun zu dürfen, ich meine, daß ich das Büchlein mit gutem Gewissen empfehlen kann.

Die Zeichnungen Zimmermann's sind ohne Ausnahme dem Leben abgelauscht und als solche meines Erachtens nach auch für den Fachmann von Werth; die Beschreibungen enthalten die Beobachtungen, welche mein Bruder während seiner wiederholten Besuche im Thiergarten und früher gelegentlich seiner Forscherreisen in Spanien angestellt hat; sie enthalten zugleich das Wichtigste von Dem, was ich selbst beobachtete und dem Verfasser gesprächsweise oder brieflich mittheilte. Einzelne Thiere sind hier so ausführlich behandelt worden, wie früher niemals; die Kunde anderer konnte wenigstens hier und da ergänzt werden. So glaube ich, daß auch für den Fachmann ein Durchblättern dieses Buches kein unfruchtbares Beginnen sein wird. Die regelmäßigen Besucher des Gartens aber, für welche die Bilder und Skizzen so recht eigentlich bestimmt sind, werden, wie ich hoffen darf, liebe Bekannte wiederfinden und von ihnen doch noch Manches erfahren, was ihnen bisher unbekannt blieb. An sie insbesondere wende ich mich deshalb mit der Bitte, dem Büchlein eine freundliche Stätte bei sich gewähren zu wollen. Ich glaube, daß es solche verdient.

Hamburg, im November 1864.

A. E. Brehm.

Inhalts-Uebersicht.

Seite

Die Hirsche.

Der Besucher des Hamburger Thiergartens wendet seine Aufmerksamkeit zuerst einer der anziehendsten Thierfamilien zu, welche gerade hier in seltener Reichhaltigkeit vertreten ist. Einer so jugendlichen Anstalt, wie der gedachte Garten es ist, gereicht es sicherlich zum Ruhme, bereits sechzehn Hirscharten zu besitzen, — mehr als die meisten Thiergärten Europas, mit alleiniger Ausnahme der „Zoological Gardens“ zu London und des „Dierentuin“ zu Amsterdam. Die Hirsche sind in Hamburg zur Zeit in drei ebenso hübschen als zweckentsprechenden Häusern untergebracht und tummeln sich außerhalb derselben auf verhältnißmäßig großen Flächen umher, genießen somit alle Annehmlichkeiten, welche ihnen unter den gegebenen Verhältnissen überhaupt geboten werden können. Freilich sind die Räumlichkeiten schon jetzt reichlich besetzt, fast überfüllt, und es steht mit Sicherheit zu erwarten, daß sie in kurzer Zeit nicht mehr genügen werden; es scheint aber, als ob Dies für Hamburg eben kein Hinderniß sein werde; denn aus der ganzen Anlage des Gartens geht hervor, daß man namentlich den einen, so überaus wichtigen Grundsatz fest im Auge behält: gewisse Gruppen von Thieren in möglichster Vollkommenheit auszustellen. Es ist möglich, daß der Laie die großen Vortheile, welche derartige Bestrebungen für die Wissenschaft haben, nicht so warm anerkennt, wie der Forscher; doch glaube ich, daß auch er sich befriedigt fühlen muß, sobald er sich bestrebt, die betreffenden Thiere vergleichend zu betrachten. Erst dann gewinnt er eine Uebersicht der Familie; erst dann ist er fähig, die einzelnen Thiere selbst kennen zu lernen. Schon die gedachten sechzehn Arten geben dem Laien wie dem Forscher einen höchst dankbaren Stoff zur Beobachtung; denn bereits unter ihnen findet er Einige, welche ihm fremd erscheinen, weil sie ihm bisher entweder nur durch Beschreibung oder schlechte Abbildungen und im günstigsten Falle durch ausgestopfte Stücke bekannt geworden sind, und selbst

an den wirklich bekannten haftet das Auge mit Wohlgefallen, weil der Beschauer hier Muse findet, sich das Thier selbst fest einzuprägen.

Zu dem Hirschbestand des Hamburger Thiergartens haben drei Erdtheile beigesteuert. Unser Europa hat sämmtliche Arten, welche in ihm vorkommen, gestellt, Asien acht und Amerika die drei übrigen Arten. Sechs dieser Arten gehören überall zu den Seltenheiten und bilden somit eine ganz besondere Zierde des Gartens.

Ich darf nicht daran denken, die anziehenden Geschöpfe ausführlich zu beschreiben; denn damit allein würde ich mehr als die Hälfte des mir gegebenen Raumes füllen können. Demungeachtet glaube ich wenigstens die Sippen der Familie und diese selbst im Allgemeinen charakterisiren zu müssen, aus dem ganz einfachen Grunde, weil ich nicht für den Forscher allein, sondern auch und hauptsächlich für den weniger mit der Thierwelt Vertrauten zu schreiben gedenke.

Die Hirsche bilden bekanntlich eine streng nach außen abgeschlossene Familie der Wiederkäuer, welche sich von allen übrigen dadurch unterscheidet, daß die Gehörne, welche die Männchen regelmäßig, die Weibchen ausnahmsweise tragen, alljährlich gewechselt d. h. abgeworfen und wieder neu aufgesetzt werden. Diese Eigenthümlichkeit stellt die Hirsche allen andern Wiederkäuern gewissermaßen gegenüber und bildet ein so bezeichnendes Merkmal, daß die Thiere niemals verkannt werden können. Bei andern gehörnten Wiederkäuern machen sich in dem Kopfschmucke selbst durchgreifende Unterschiede bemerklich. Ihr Gehörn besteht nämlich nur aus einer größtentheils hohlen Hornmasse, welche auf einem Knochenzapfen scheidenartig aufsitzt, weshalb man die betreffenden Thiere „Scheidenhörnige" genannt hat. Bei den Hirschen dagegen besteht das Geweih aus einer knochenartigen Masse, welche nur an der Endfläche mit dem Stirnknochen in Berührung steht.

Ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen Gehörn und Geweih ist ferner der, daß das Gehörn stetig fortwächst, weil es immer von unten her neu gebildet wird, während das Geweih sein Wachsthum in einer unglaublich kurzen Zeit vollendet und dann keinen oder wenigstens nur einen höchst beschränkten Säftezufluß empfängt. Nachdem es seine Dienste gethan, bricht es der Hirsch gewaltsam ab, ja förmlich aus dem Schädelknochen heraus, und es entsteht nun eine Wunde, welche anfänglich ziemlich heftig blutet, bald aber verharrscht und sich mit einem Schorf bedeckt. Unter diesem Schorf beginnt die Neubildung des Geweihes. Verschiedene Zweige der Stirn-

schlagadern erweitern sich und führen der gewissermaßen als krankhaft zu bezeichnenden Stelle reichlich Blut zu, aus welchem sich eine gallertartige Masse ablagert, der ausgeschiedene phosphor- und kohlensaure Kalkerde bald eine gewisse Festigkeit gibt. Mit zunehmendem Wachsthum erhebt sich das Geweih rasch über die frühere Narbe, eine Haut entwickelt sich, die Schlagadern weiten sich aus, theilen sich zu einem hintern starken und vordern schwachen Zweige, nachdem sie vorher ein Ringgefäß gebildet haben, lösen sich dann weiter auf, verbreiten sich im Geweih, und endlich findet ein regelmäßiger Blutwechsel innerhalb dieser Haut statt. Neben den Adern zweigen sich aber auch Nervenfaden von dem Gesichts- und dem dreitheiligen Nerven ab und vertheilen sich innerhalb des Bastes, mit ihm weiter und weiter wachsend, über das ganze Geweih. Aus dem Vorhandensein dieser Nerven erklärt sich die große Empfindlichkeit des „Kolbenhirsches" gegen jede Berührung seines im Wachsthum stehenden Geweihs. Aeußerlich bekleidet sich die Haut mit kurzem und feinem Haar, welches von dem übrigen durchaus verschieden ist und auch im Verlauf des Geweihwachsthums sich verschieden zeigt, ganz einfach deshalb, weil die Haut sich ausdehnt und dadurch die Behaarung, welche früher sehr dicht erschien, spärlicher, gewissermaßen aus einander gezerrt wird. Das Haar selbst ist weich, licht gefärbt und feucht oder fettig anzufühlen. An den Haarwurzeln liegen nämlich zahlreiche Drüsen, welche eine feuchte Schmiere absondern. Das Wachsthum schreitet aber nicht blos mit überraschender Schnelle, sondern auch mit wunderbarer Regelmäßigkeit vor sich, vorausgesetzt natürlich, daß es nicht durch Verletzungen, welche Mißbildungen zur Folge haben, aufgehalten wird. Bei regelmäßigem Verlauf wachsen beide Geweihstangen gleichmäßig weiter, und beide theilen sich mehr oder weniger genau in derselben Weise. Nur das Alter der Thiere bedingt in der Theilung selbst einen Unterschied: bei jüngeren Hirschen ist das Geweih einfacher, minder verästelt, als bei älteren. Spätestens vier Monate nach Abwerfen der alten Stangen sind die neuen ausgebildet: sie haben sich „verectt", wie der Waidmann sagt. Nunmehr erscheint dem Hirsche der sogenannte Bast überflüssig, und er beginnt jetzt sein Geweih von ihm zu säubern. Es ist wahrscheinlich, daß ihn ein gewisses Gefühl zum Abschleifen oder Fegen anreizt, so unangenehm ihm dies selbst auch sein mag; denn ohne Schmerz wird er den ihm jetzt unnöthigen Bast gewiß nicht los. Er sucht sich einen geeigneten Gegenstand, am liebsten einen verästelten Baumstamm, und reibt an diesem die Stangen auf und nieder, zerreißt hierdurch den Bast und bewirkt eine

ziemlich starke Blutung, zu gleicher Zeit aber eine Vernichtung, ein Absterben der Haut selbst, welche anfänglich in großen Fetzen an den Stangen flattert, mehr und mehr aber sich loslöst und endlich ganz abgeschliffen wird. Nur eine besondere Knochenhaut, welche unter dem Baste liegt, geht niemals verloren, sondern verknöchert während des Fegens und bildet dann die äußere Schicht des reifen Geweihs. Nunmehr ist die Neubildung desselben vollendet. Alle Sprossen nicht blos, sondern auch alle Erhabenheiten und Vertiefungen der Oberfläche, die sogenannten Perlen, sind fertig gebildet worden, und die lichte Farbe, welche die Stangen anfänglich zeigen, bräunt sich innerhalb weniger Tage im Strahle der Sonne.

Es läßt sich nicht verkennen, daß dieser Hergang ein zum großen Theil noch unerklärter und deshalb so zu sagen wunderbarer ist; er steht auch unter allen Thieren der ersten Klasse ganz vereinzelt da. Daß er für das Leben der Hirsche von größter Bedeutung ist, geht hauptsächlich aus Einem hervor: der Geweihwechsel steht im innigsten Zusammenhange mit der Geschlechtsthätigkeit. Erst wenn das Geweih sich vollständig ausgebildet hat, ist der Hirsch zur Brunst geneigt oder, mit anderen Worten, fortpflanzungsfähig. Während des Wachsthums dieses prächtigen Schmucks läßt ihn das andere Geschlecht gleichgiltig; er fühlt sich, wenn man will, als unfertiges Thier, unvermögend zu jedem andern Thun, als zur Aufnahme der Nahrung, zum Schlafen und Ruhen. Sobald aber der Wechsel vollendet, regt sich in ihm das Gefühl seiner Männlichkeit und damit ebenso wohl die Neigung zum andern Geschlecht, als der Muth und die Kampfeslust den Gleichstrebenden gegenüber. Jetzt erst ist er zum Hirsch geworden.

Werden Böcke mit vollkommen ausgebildetem Geweih verschnitten, so werfen sie nicht wieder ab, wechseln überhaupt niemals wieder; werden sie vor jeder Geweihbildung verschnitten, so erhalten sie nie ein Geweih.

Neben dem Geweih erscheinen die andern Merkmale der Hirsche bedeutungslos, weil viele andere Wiederkäuer und namentlich Antilopen ihnen oft täuschend ähnlich sind.

Die Hirsche finden sich in Europa, Asien und Amerika. In Afrika scheinen sie durch die Antilopen vertreten zu werden; nur eine einzige Art, der unserm Edelhirsche so ähnliche Hirsch der Barbarei (Cervus barbarus) kommt im äußersten Nordwesten dieses Erdtheils vor, eine zweite findet sich auf den südöstlichen Inseln, den Maskarenen. In dem ganzen übrigen Afrika fehlen sie ebenso vollständig, wie in Neuholland.

Ihr Leben bietet gar Manches, was der allgemeinen Beachtung wohl würdig ist. Sie halten sich oft, jedoch nicht immer in zahlreichen Familien vereinigt, können also nur im beschränkten Sinne gesellige Thiere genannt werden. Die männlichen Hirsche verweilen bis zum Mannbarwerden in der Familie, verlassen diese aber, sobald sie sich ihrer Kraft bewußt geworden sind, und kehren blos während der Brunstzeit zu ihr zurück. Die weiblichen Hirsche dagegen lieben die Geselligkeit und suchen immer wieder andere ihrer Art auf.

Im Allgemeinen sind die Hirscharten nicht wählerisch mit dem Aufenthaltsorte, obwohl sich nicht verkennen läßt, daß die eine Art diese, die andere jene Gegend bevorzugt. Unser europäisches Elch und mehrere indische Arten finden sich ausschließlich in den feuchten Sumpfgegenden und meiden ängstlich die Höhe des Gebirges, welches der Edelhirsch und noch mehr das Renthier jedem andern Wohnsitz vorzieht. Die Meisten sind Freunde des Wassers, Andere scheuen dasselbe und halten sich deshalb hauptsächlich in trockenen Gegenden auf; Diese lieben die Dickichte des Waldes, Jene die freiere Ebene, obgleich niemals in demselben Grade, wie soviele Antilopen. Der Wald bleibt für die Meisten die eigentliche Heimatstätte, und alle Arten hängen mit großer Zähigkeit an dem einmal gewählten Gebiet, verlassen dies blos zeitweilig und kehren auch immer wieder zu ihm zurück. Eigentliche Wanderungen unternehmen nur die Renthiere; aber auch sie bewegen sich immer blos in einem beschränkten Gebiet, welches allein im Vergleich zu dem von anderen Arten festgehaltenen als ein großes bezeichnet werden darf.

So lange die Hirsche keine Störung erleiden, gehen sie auch bei Tage ihrer Aesung nach und ruhen wiederkäuend und schlummernd blos in den Mittagsstunden. Haben sie aber Nachstellungen erfahren, so erscheinen sie erst mit dem Dunkelwerden auf den Weideplätzen und ziehen sich bereits vor Tagesanbruch wieder in ihre Schlupfwinkel zurück.

Die Aesung besteht aus mancherlei Pflanzenstoffen, ist aber bei den bezüglichen Arten sehr verschieden. Das Elch z. B. lebt fast ausschließlich von dem Gezweig und der Schale der Bäume und Sträucher; denn seine herabhängende Unterlippe verwehrt ihm, Gräser vom Boden zu weiden; das Renthier zieht die saftigen Alpenpflanzen jeder übrigen Aesung vor, begnügt sich aber während des Winters oft monatelang mit Flechten; einige indische Hirsche äsen sich hauptsächlich von Sumpfpflanzen, Andere nehmen mit dürftigen und trockenen Gräsern fürlieb. Zweige, Blätter, Baumschale, Gräser

und verschiedene Kräuter und Knollenfrüchte sind somit als Nahrungsstoffe unserer Thiere zu bezeichnen.

Eigenthümlich für viele Hirsche ist ihre große Vorliebe für schmutziges, schlammiges Wasser, in welchem sie regelmäßig Bäder zu nehmen pflegen. Das Renthier ruht, wie mein Bruder mir mittheilte, am liebsten auf den Schneefeldern der skandinavischen Gebirge, unser Edelhirsch fühlt sich am behaglichsten in der Suhle d. h. eben in einem jener schlammigen Gewässer, in welchem er sich mit dem größten Theile des Leibes versenkt, und indische Hirsche sollen noch größere Wasserfreunde sein, als er. Jedenfalls gehört Wasser zu den unerläßlichen Bedingungen des Wohlbefindens der Hirsche, und kein Einziger von ihnen ist im Stande, wie so viele Antilopen, sich Wochen und Monate lang ausschließlich von dem Nachts auf die Blätter gefallenen Thau zu letzen, kein Einziger ist fähig, den Genuß des Wassers, welchen die Gazelle gar nicht kennt, auf die Länge zu entbehren.

Ueber die Eigenschaften und Begabungen der Hirsche darf ich kurz sein, da jeder meiner Leser über die Gewandtheit, Schnelligkeit und Zierlichkeit der Bewegungen, über die Anmuth, den Stolz und das Selbstbewußtsein dieser Thiere genügend unterrichtet sein dürfte, vielleicht durch eigene Anschauung oder Erfahrung. Die vielen Jagdbilder, welche unsern Edelhirsch behandeln, stellen ihn in so verschiedenen Lagen seines Lebens vor, und jede gute Naturgeschichte behandelt ihn so ausführlich, daß auch Derjenige, welcher weniger vertraut sein sollte mit den Sitten und Gewohnheiten des Wildes, sich leicht belehren kann. Ich glaube somit, daß es genügt, wenn ich hier nur an die ungewöhnliche Sinnesschärfe der Hirsche, an ihre Klugheit und List und an die Gegensätze erinnere, welche in dem geistigen Wesen zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte sich bekunden. Soviel ist wohl sicher, daß das Betragen der fremdländischen Arten dem unseres Edelwildes ziemlich gleich kommt.

Einen ganz besonderen Einfluß auf das Leben aller Hirsche übt die Brunst. Sie verändert ihr Treiben und Wesen in eigenthümlicher Weise. Bei uns fällt sie regelmäßig in den Herbst, in den Tropenländern aber weniger bestimmt in ein und dieselbe Jahreszeit. Der Hirsch zeigt sich jetzt sehr erregt; er verläßt seine Einsamkeit und findet sich liebebegehrend und kampfsuchend bei den Rudeln der Thiere ein. Allen andern Hirschen erklärt er Krieg auf Leben und Tod, schwächere jagt er ohne weiteres in die Flucht, mit gleich starken kämpft er muthig und anhaltend. Allabendlich schreit er seine Kampfforderung mit lauter Stimme durch den Wald; selbstbewußt

antwortet ihm ein Anderer, und auf einander schreiten die stolzen Recken, ernsthaften Schrittes, unter sonderbarem Neigen des Kopfes und mit merkwürdigem Verdrehen der Augen. Dann beginnt ein furchtbarer Kampf. Die Geweihe werden prasselnd gegen einander gestoßen, oft mit solcher Gewalt, daß sie sich vollständig in einander verfangen d. h. unlösbar verketten, wodurch gar nicht selten ein elender Tod beider Streitenden herbeigeführt wird. Man findet die edeln Thiere dann verhungert auf ihrem Kampfplatze. Gewöhnlich aber gelangt der Streit zum bessern Ende: einer der Hirsche geht als Sieger aus ihm hervor und behauptet nun als Platzhirsch den Plan. Ihm muß sich wohl oder übel Alles unterordnen, die Thiere ebensowohl, als die schwächeren Hirsche; doch genießt er selten ungetrübt der Liebe Freuden, da sein Hofstaat fortwährend umschlichen wird von den schwächeren Hirschen, welche zwar jedem Zusammentreffen mit ihm sorgfältig ausweichen, sich aber doch jede Gelegenheit zu Nutze machen. Wenn zwei starke Hirsche sich streiten, kommen die jüngeren regelmäßig herbei, um die Thiere zu beschlagen.

Falls der Hirsch im Stande ist, seine Brunst zu befriedigen, geht seine Erregung nach ungefähr Monatsfrist vorüber. Bei älteren Hirschen tritt diese Zeit eher ein, als bei jüngeren, und durchschnittlich währt sie etwa einen Monat. Gegen das Ende hin sind alle Brunsthirsche sehr vom Leib gekommen, weniger durch ihre Liebesspiele selbst, als vielmehr in Folge der ungewöhnlichen Aufregung, welche sie Alles, selbst die Aesung vergessen läßt. Einzelne Arten verbreiten während der ganzen Brunstzeit einen geradezu unerträglichen Bocksgeruch, und ihr Wildpret ist dann gänzlich ungenießbar. Jedenfalls ist die bald auf die Brunst folgende Zeit des Geweihewechsels, welche zugleich eine Zeit der Ruhe einleitet, allen Hirschen sehr nothwendig. Sie bringt sie wieder zu sich selbst und zu gedeihlicher Regelmäßigkeit in ihrem ganzen Thun und Treiben.

Etwa vierzig Wochen nach der Brunst setzen die beschlagenen Thiere ihre Kälber. Die kleinern Arten bringen gewöhnlich zwei Junge zur Welt, die größeren regelmäßig nur ein einziges. Es ist auffallend genug, daß die Größe der bezüglichen Arten auf die Tragzeit keinen erheblichen Unterschied macht. Unser Reh z. B. geht ebenso gut seine vierzig Wochen hochbeschlagen, wie das Edelhirsch- oder Wapitithier, und auch bei den kleineren tropischen Arten ist die bezügliche Zeit kaum geringer. Von dem Schweinshirsch wissen wir, daß sie 33 bis 34 Wochen beträgt, für die Trächtigkeit des Axishirsches ist ungefähr eine ähnliche Zeit festgestellt.

Bis gegen den Satz hin halten sich die hochbeschlagenen Thiere zum Rudel, kurz vor dem Satz aber wählt sich jedes ein stilles Plätzchen zu seinem Wochenbette aus, und hier bringt es sein einziges oder die zwei und höchstens drei Jungen zur Welt. Dieselben gehören unzweifelhaft zu den anmuthigsten Thieren, welche man sich denken kann. Bei den meisten Arten tragen sie ein von den Alten sehr verschiedenes, nämlich fleckiges Kleid von oft wunderschöner Zeichnung, welche aber trotzdem ganz vortrefflich mit der Bodenfärbung im Einklang steht. Nur einige indische Arten bringen Kälber zur Welt, welche sich hinsichtlich ihrer Färbung von den Eltern nicht unterscheiden.

Wie bei allen Wiederkäuern, kommen auch bei den Hirschen die Jungen als sehr ausgebildete Thiere zur Welt. Schon wenige Stunden, ja wenige Minuten nach ihrer Geburt sind sie bewegungsfähig und am zweiten oder dritten Tage gewiß im Stande, ihrer Mutter auf größeren Strecken hin zu folgen, wenn Dies nöthig werden sollte. Im günstigsten Falle verweilen sie etwa die ersten fünf oder acht Tage ihres Lebens an dem Orte, wo sie geboren wurden, zeitweilig auch allein und dann ängstlich platt auf den Boden gedrückt, dessen Färbung unter solchen Umständen ihr bester Schutz ist. Die Mutter äst sich inzwischen und kommt nur ab und zu zu ihnen, um sie säugen zu lassen. Im Alter von acht bis vierzehn Tagen pflücken sie sich bereits saftige Kräuter, zarte Blätter und andere für sie geeignete Pflanzentheile ab, und nach Monatsfrist treten sie regelmäßig mit zur Aesung heraus auf die Weide, obwohl sie ihre Mutter bis zur nächsten Brunstzeit noch fortwährend besaugen. Vom Reh wird erzählt, daß die Alte ihre Sprößlinge mit einem gewissen Stolze nach einiger Zeit dem Vater zuführe, welcher dann mit vieler Befriedigung über den Zuwachs der Familie die Kleinen zärtlich bewillkommne und unter Schutz und Leitung nehme. Bei dem Edelhirsch und den anderen größeren Arten scheint Dies nicht der Fall zu sein; hier vereinigen sich nur die Thiere mit ihren bezüglichen Jungen zu schwächeren oder stärkeren Rudeln.

Etwa acht oder neun Monate nach der Geburt bemerkt man bei dem jungen Hirschkalbe die ersten Zeichen seiner Männlichkeit. Das Fleckenkleid ist mit der ersten Verfärbung oder Haarung abgelegt und das Kleid der Alten dafür angelegt worden; doch gehört ein geübtes Auge hinzu, um den etwas stärkeren Bock von der schwächeren Rike zu unterscheiden. Mit dem neunten Monate aber sprossen die ersten Geweihstangen hervor.

Es ist gegenwärtig wohl allgemein bekannt, daß das Geweih der Hirsche mit dem verschiedenen Alter der Thiere sich verändert d. h. immer reicher,

veräſtelter wird. Die erſten Stangen ſind einfache „Spieße“: glatte kegelförmige Hörner ohne jede Veräſtelung. Sie werden bis zum nächſten Abwerfen getragen und dann durch die „Gabeln“ erſetzt: Geweihſtangen, welche unten einen Zinken nach vorn und oben ausſondern. Auf die Gabeln folgt im nächſten Jahre das ſechsendige Geweih d. h. Stangen, welche neben der unteren Sproſſe noch eine zweite im oberen Drittel der Höhe angeſetzt haben. Dieſe Form iſt für die große Mehrzahl der Hirſche die bleibende; nur die unſerm Edelwild verwandten Arten, einige Nordamerikaner und der Baraſinga Indiens erhalten Geweihe, welche mehr Sproſſen zählen, und nur einige ſüdamerikaniſche und oſtindiſche ſolche, welche minder veräſtelt ſind. Für die Ausbildung der Stangen ſelbſt iſt gute Nahrung und allſeitiges Wohlbefinden von großer Wichtigkeit. Ein ſchlecht genährter oder kranker Hirſch ſetzt immer ſchwächere, armſeligere Geweihe auf, als einer, welcher alle Erforderniſſe zum Wohlbefinden genießt, und ſelbſt ein ſolcher, welcher bereits ſehr ſtarke Geweihe trug, kann ſpäter ſchwächere erhalten oder, um mit dem Jäger zu reden, er kann zurückſetzen, wenn ſeine Lebensverhältniſſe ſich ungünſtiger geſtalten.

Die Freunde des Wildes haben Recht, wenn ſie den Verfall deſſelben beklagen; ein Jägerherz muß betrübt ſein, wenn es an frühere Zeiten denkt und mit ihnen die gegenwärtigen vergleicht. Aller Orten iſt das Wild in ſtetigem Abnehmen begriffen, in Amerika nicht minder, als in dem alten Europa, und ſelbſt aus Indien tönt die Klage über Abnahme der Hirſcharten zu uns herüber. Die Erklärung iſt leicht zu geben: das Wild verträgt ſich nicht mit dem geordneten Anbau des Bodens; da wo der Menſch zur Herrſchaft gekommen, muß es weichen. Noch giebt es einige Naturgeſchichten, in denen behauptet wird, daß der Nutzen des Hirſches für den Menſchen größer ſei, als der Schaden, welchen er während ſeines Lebens ihm zufügt. Dieſe Anſicht iſt falſch. Der Freund des Waldes, welcher letztere zweifelsohne eine ungleich größere Bedeutung hat für die Menſchheit, als das Wild, muß es dankbar erkennen, daß dieſen ſchlimmen Feinden des Waldes überall kräftig entgegengetreten wird. Wir ſind weit entfernt, zu verkennen, daß das Wild dem Walde und jenen grünen Wieſengründen in ſeinem Herzen zur köſtlichſten Zierde gereicht; wir würdigen vielmehr vollkommen den dichteriſchen Werth des Wildes: aber wir nehmen und mit Recht an dem Gedeihen des Waldes doch noch größeren Antheil, als an dem Wild. Mein Bruder hat keineswegs zu viel geſagt, wenn er das Wild als Feind der Menſchheit bezeichnet

und Diejenigen einer unbedachten Gefühlsträumerei beschuldigt, welche sich die alten Wälder mit den „stolzen Hirschen und den lieblichen Rehen“ wieder herbeiwünschen. Das Wild bringt dem Walde da, wo es in größerer Anzahl auftritt, nur Schaden und zwar sehr bedeutenden Schaden. Es vereitelt rücksichtslos die Mühen des sorgenden Forstmannes und richtet die Früchte seines Schweißes oft in abscheulicher Weise zu Grunde; somit hat es sich also die Verfolgung, welche es gegenwärtig erleidet, nur selbst zuzuschreiben. Aber freilich, das Jägerherz urtheilt anders, und ich will es ihm nicht übel nehmen; denn auch ich bin oft genug pirschend lautlos durch die stillen Wälder gegangen und habe an dem Klopfen des eigenen Herzens erfahren, daß der Hochgenuß einer Jagd auf Edelwild von keinem andern überboten wird. Aber auch ich als Jäger bin dem Wild feindlich entgegengetreten!

Der Mensch ist auch dem Wilde gegenüber als der ärgste Feind zu bezeichnen; denn alle die anderen thun ihm ungleich weniger Schaden. Da wo noch die Raubthiere hausen, theilen sie sich mit den Menschen in die Verfolgung des schmackhaften Wildprets, und namentlich in Indien mögen die großen Katzenarten, zumal die Tiger, den Hirschen oft gefährlicher werden, als selbst der Großmogul, welcher Tausende seiner Sklaven aufbietet, um seiner Jagdlust zu genügen. Bei uns aber lungert höchstens Reinecke nach dem eben gesetzten Kälbchen, wenn auch in den meisten Fällen vergeblich; denn selbst die schwache Rehmutter weiß ihr geliebtes Kind erfolgreich zu vertheidigen und versteht es trefflich, mit den federnden Vorderläufen einem derartigen Räuber böse Gelüste auszutreiben. See- und Steinadler oder Nachts der Uhu dürften den Hirsch- und Rehkälbchen gefährlicher werden, als unsere übrigen Raubthiere zusammengenommen.

Soviel möge gesagt sein von der Familie im Allgemeinen. Leider muß ich es mir versagen, die einzelnen Arten, welche im Hamburger Garten vertreten sind, ausführlich zu behandeln und mich daher mit einer einfachen Aufzählung begnügen.

Die Gruppe der Edelhirsche (Cervus) im engeren Sinne wird vertreten durch unsern Edelhirsch (Cervus Elaphus) und seinen nächsten Verwandten aus Mittel- und Südasien, Cervus Wallichii, sowie den Riesen dieser Sippe, den Wapiti aus Nordamerika (Cervus canadensis). Grade vom Letzteren besitzt der Garten eine sehr schöne und zahlreiche Familie d. h. einen alten Hirsch mit zwei Thieren und einem Spießer.



Barasinga.

An diese Gruppe schließt sich unserer Ansicht nach am innigsten an der Barasinga (Rucervus Duvaucelii). Er verdient jedenfalls als Vertreter einer besondern Sippe betrachtet und deshalb von den übrigen Hirschen getrennt zu werden; denn nicht blos sein sonderbar gebogenes, merkwürdig getheiltes, vielsprossiges Geweih, sondern auch seine hohe, schlanke und zierliche Gestalt sind Merkmale, welche er mit keinem andern Hirsch gemein hat. Unzweifelhaft ist er eins der edelsten Glieder der ganzen Familie und besonderer Aufmerksamkeit würdig.

Zwei mittelamerikanische Hirsche, welche noch immer von vielen Naturforschern als Spielarten ein und desselben Thieres betrachtet werden, der virginische und weißschwänzige Hirsch, vertreten die wohlbegründete Sippe der Mazamahirsche (Mazama oder Reduncina), welche, wie es scheint, einer genaueren Bearbeitung noch sehr bedürftig ist.

Wahrscheinlich ist es richtig, wenn wir den Spießhirschen (Subulo) hier ihre Stelle anweisen. Sie sind, trotz ihrer einfach spießigen Geweihe, welche das Gehörn der Antilopen in der Hirschfamilie wiederzugeben scheinen, als wohlausgebildete Hirsche zu bezeichnen. Ein Thier des „Guazu-Viru“ oder braunen Spießhirsches (Subulo simplicicornis), sah ich zu meiner großen Freude während meines ersten Besuches im Thiergarten lebend; es wurde hier eine Zeitlang verpflegt, konnte jedoch nicht erworben werden. Es war ein reizendes Geschöpf — ein Zwerg, aber ein im höchsten Grade zierlich gebauter, anmuthiger Zwerg! Das Gepräge der echt amerikanischen Hirsche, Schlankheit und Zierlichkeit des Baues, zeigte auch er unverkennbar.

An sie reihen wir unser Reh (Capreolus vulgaris), mit dessen generischer Trennung von den übrigen Familiengliedern man sich auch dann einverstanden erklären muß, wenn man wie hier eine größere Anzahl von Hirschen lebend vor sich sieht.

Dagegen glauben wir nicht, daß sich die neuerdings vorgeschlagene Zerspaltung der Sippe der Dreigabler (Rusa) rechtfertigen läßt. Der Hamburger Thiergarten besitzt zufällig eine ziemliche Artenzahl der hierher gehörigen Thiere. Unter ihnen gebührt meiner Ansicht nach dem stattlichen wohlgebauten Aristoteleshirsch (Rusa Aristotelis) die erste Stelle. Er kommt noch am meisten mit unsern Edelhirschen überein, und wäre nicht der lange Wedel, man könnte versucht sein, ihn diesen zuzuzählen. Von allen andern Dreigablern unterscheidet er sich sehr wesentlich durch seinen schlanken Leibesbau und den zierlich geformten verlängerten Kopf, welcher sich von dem

breiten, am Geäse abgestutzten der andern Arten dieser wohlbegründeten Gruppe sehr wesentlich unterscheidet.

Auf ihn dürften wir den Mähnenhirsch (Rusa Hippelaphus) folgen lassen. Der Garten besitzt von dieser Art ein Paar, welches neuerdings durch ein junges Hirschkalb erfreulichen Zuwachs erhalten hat. Der Hirsch und das Thier stimmen auf das genaueste überein und unterscheiden sich nur durch die Größe. Sie weichen aber in mancher Beziehung von den für den Mähnenhirsch giltigen Beschreibungen ab und lassen es deshalb zweifelhaft erscheinen, ob man sie als eigentliche Mähnenhirsche oder als Molucken-hirsche anzusprechen hat.

Wenn man den Axishirsch (Rusa Axis), wie neuerdings geschehen, als Axis maculata von den Dreigablern abtrennt und als Vertreter einer eigenen Sippe betrachtet haben will, muß man mit gleichem Rechte auch den Roßhirsch (Rusa equina) einer besonderen Sippe zuzählen. Nach unserem Dafürhalten ist diese Zersplitterung der sonst wohl begrenzten Hirsch-gruppe ungerechtfertigt. Der Axishirsch gibt sich durch seinen ganzen Bau als ein echter Dreigabler zu erkennen und bildet höchstens ein Glied in einer stetig absteigenden Reihe. Wenn wir den Aristoteleshirsch als höchst stehende, edelste Gestalt unter den Dreigablern anzusehen haben, gebührt ihm eine Mittelstellung, und abwärts reiht sich dann an ihn der plumpere, derbere Roßhirsch an. Hinsichtlich seines Haarkleides würde er unmittelbar auf den Aristoteleshirsch folgen müssen, vorausgesetzt natürlich, daß man von der bunten Färbung dieses Kleides absieht und nur das weiche Haar berücksich-tigen will. Bei dem Mähnenhirsch ist das Haar bereits harsch und brüchig geworden, immer aber noch viel kürzer und weniger reich, als bei dem Roßhirsch, welcher hinsichtlich dieses Merkmals vielfach an das Elch erinnert. Reichthum des Haares zeigt sich bei dem Roßhirsch vor allem am Wedel, und deshalb konnte für diese Art schwerlich ein bezeichnenderer Name gefunden werden; — in der That: der Hirsch besitzt einen wahren Pferdeschwanz.

Ihm nahe verwandt, so weit es die Gestalt angeht, sehr verschieden aber hinsichtlich des auffallend kurzen Wedels und der dürftigen Behaarung, ist ein anderer Dreigabler des Hamburger Thiergartens, welchen weder mein Bruder noch irgend ein anderer von den vielen Thierkundigen, die ihn bis jetzt ge-sehen, zu bestimmen vermochte. Ich werde auf dieses merkwürdige Thier zurückzukommen haben.

Das letzte Mitglied dieser Gruppe endlich ist der Schweinshirsch (Hyelaphus porcinus), ein Thier, welches in allen wesentlichen Merkmalen mit den andern Dreigablern übereinstimmt und eine Sonderstellung keineswegs rechtfertigt; er ist einfach der kleinste und verhältnißmäßig plumpste aller Dreigabler.*)

Dem Damhirsch (Dama vulgaris), dessen Schaufelgeweih unserer Ansicht nach eine tiefere Stellung innerhalb der Familie andeutet, glauben wir hier seinen Platz anweisen zu müssen. Wir halten den Bau des Kopfes für wichtiger, als die Gestalt des Geweihes, und sind überzeugt, daß jeder Forscher mit uns übereinstimmen wird, wenn wir sagen, daß der Damhirsch über, aber nicht unter das Ren gestellt zu werden verdient.

Von den Letzteren (Tarandus rangifer) besitzt der Hamburger Garten allerdings nur gezähmte Exemplare, und diese unterscheiden sich nach meines Bruders Behauptung so wesentlich von den wildlebenden, daß man kaum im Stande ist, nach ihnen sich eine wirkliche Vorstellung von dem Renthier zu machen. Immerhin aber gehört dieses sonderbare Geschöpf zu den tiefststehenden aller Hirsche. Dafür scheint unserer Ansicht nach auch das beiden Geschlechtern zukommende, gewissermaßen verkrüppelte Geweih zu sprechen.

Einen würdigen Schluß dieser im Hamburger Garten so reichhaltigen Familie macht der Elch (Alces jubata oder Cervus Alces), welchen wir unzweifelhaft als ein gar nicht mehr unter die jetzt lebenden Thiere gehöriges, vielmehr aus früheren Zeiten, aus vergangenen Schöpfungen übriggebliebenes Thier zu betrachten haben.

Von allen diesen Hirschen erwähle ich mir zwei zu einer ausführlicheren Beschreibung.

Die erste dieser beiden ist der sogenannte weißschwänzige oder langschwänzige Mazamahirsch, Mazama leucura, Douglas, ein äußerst zierlicher Hirsch, welcher seinen virginischen Verwandten sehr nahe kommt und deshalb noch heutigen Tages von vielen Naturforschern als blose Spielart desselben betrachtet wird, sich jedoch genügend unterscheidet. Um ihn zu beschreiben, wird es nöthig sein, ihn mit den virginischen Hirschen zu vergleichen. Die Kanadier meinen freilich, daß er in Größe, Gestalt und Sitten noch mehr unserm europäischen Reh ähnle, als jenem Hirsche, und ließen ihm deshalb den von Europa her gewohnten Namen, welcher seinerseits auch

*) Der Muntjak (Prox Muntjak), welcher dem Garten noch fehlt, wird unserer Ansicht nach hier eingereiht werden müssen.

wieder Irrungen zur Folge gehabt hat. Audubon ist ebenfalls derselben Meinung: „In seiner allgemeinen Erscheinung", sagt er, „zeigt dieser Hirsch die größte Aehnlichkeit mit dem europäischen Reh, und es scheint, als wäre er erbaut, um in derselben leichten und anmuthigen Weise, wie dieses, dahinzuspringen." Falls man nicht einen verdorrten Balg vor Augen haben oder



Der weißschwänzige Mazamahirsch (Mazama leucura Douglas).

in der Unterscheidung ähnlicher Thiere gänzlich ungeübt sein sollte, ist es unmöglich, zwischen dem weißschwänzigen Hirsch und unserem Reh eine andere Aehnlichkeit aufzufinden, als die gleichartige Färbung und Zeichnung der einzelnen Haare; denn in allen übrigen Stücken zeigt sich eben unser Amerikaner

als ein echter Mazamahirsch: wie alle seine Verwandten ausgezeichnet durch den gestreckten, feinen Bau und namentlich durch die überaus zierliche Form des verhältnißmäßig sehr langen, schmalen und spitzschnauzigen Kopfes, welcher mit dem Kopfe unseres Rehes auch nicht entfernt verglichen werden kann. Zudem ist er bedeutend größer, länger und namentlich stärker von Wildpret, und doch verhältnißmäßig niedrer gestellt, als das Reh. Dagegen ist es sehr begreiflich, daß man ihn wiederholt mit dem virginischen Hirsch verwechselt. Audubon sagt: „Man hat die Art als zweifelhaft betrachtet, und auch ich habe mich lange besonnen, ehe ich ihr einen Platz in meinem Buche anwies, weil viele Stücke, welche ich in der Nähe des Felsgebirges erlegte, nur durch ihren längeren Wedel sich unterschieden. Die abweichende Gestalt des leichten behenden Thieres und seine Sitten unterscheiden es aber sicher von dem gewöhnlichen amerikanischen Wild."

Der weißschwänzige Hirsch steht in der Größe etwas hinter dem virginischen zurück, wie weit, vermag ich nicht zu sagen, da im Hamburger Thiergarten von beiden blos erwachsene weibliche Thiere leben, welche sich ziemlich gleichkommen. Der Bau des Kopfes ist noch zierlicher, als bei dem virginischen Hirsch, der Wedel, auf dessen Länge von Audubon ein besonderes Gewicht gelegt wird, an dem unserer Beschreibung zur Vorlage dienenden lebenden Thiere kaum, wenigstens ganz unmerklich, länger, als bei jenem. Im übrigen ist die Zeichnung hinsichtlich ihrer Anordnung bei beiden Hirschen genau dieselbe, doch ist das Haarkleid dichter und jederzeit dunkler von Farbe. Die einzelnen Haare sind an der Wurzel lichtgrau, am Enddrittel aber braungrau mit einem in der Mitte lichtgelben, an den Seiten röthlichgelben Ringe von höchstens einer halben Linie Breite vor der dunkeln Spitze. Bei dem Virginier ist das einzelne Haar im ganzen lichter gefärbt, grau an der Wurzel, hierauf röthlichgelb und an der Spitze ebenfalls dunkel; der lichte Ring hat eine Breite von dreiviertel bis zu einer ganzen Linie. Bei unserm Reh ist das Haar stärker, gewellt und gedreht, licht aschgrau an der Wurzel, dunkler gegen die Spitze hin und an derselben braun; der gelbe Ring vor der Spitze ist breiter, als am Haar des weißschwänzigen Hirsches. Im Ganzen ist die Gesammtfärbung des weißschwänzigen Hirsches ein gleichmäßiges Rehfalb, welches auf dem Rücken und den Vorderschenkeln dunkelt, auf dem Scheitel in düster Braungrau, auf der Unterseite dagegen allmählich in Rostfalb übergeht, während ein schmaler Streifen längs der Mittellinie des Bauches gilblich weiß gefärbt ist. Die Oberseite des Wedels ist an der Wurzel ebenso

gefärbt, wie der mittlere Theil des Rückens, nämlich dunkelfalb, geht aber nach der Spitze zu allgemach in Dunkelbraun über, welches unmittelbar vor der Spitze so lebhaft wird, daß es wie ein Flecken aussieht. Die Schwanzspitze selbst erscheint wegen der sichtbar werdenden Haare der Unterseite weiß. Am Unterbauche verbreitet sich diese lichte Färbung über den ganzen Innenschenkel und die Hinterkeulen, ohne jedoch ein Schild zu bilden, das Weiß wird vielmehr von dem Wedel bis auf zwei schmale seitliche Streifen, welche zum größten Theil von den weiß gefärbten Seitenhaaren der Unterseite des Wedels hervorgebracht werden, vollständig bedeckt. Sehr hübsch ist der Kopf gezeichnet. Er hat seitlich dieselbe Färbung, wie der übrige Körper, dunkelt aber, wie bemerkt, auf Scheitel und Stirn, am meisten auf dem Schnauzenrücken. Eine dunkle Binde, welche hart an der Nase dahinzieht, umgibt die Schnauze. Sie begrenzt, wie bei dem virginischen Hirsch, nach hinten ein lichtes Band. Der Vorderrand der Unterlippe und ein dreieckiger Fleck an der Oberlippe sind weiß; ein lichter Ring umgibt die Augen. Kehle und Gurgel bis zur halben Halsmitte sind lichtgelb, ganz ähnlich wie bei dem virginischen Hirsch, die langen, schmalen Ohren außen nackt, am Innenwinkel dagegen sehr buschig, mit weißen Haaren bekleidet; an ihrer Außenwurzel sind sie nicht weiß, wie bei dem Virginier, sondern grau. Das Auge ist sehr groß, lebhaft und von glänzend brauner Färbung.

Ueber die Lebensweise erfahren wir durch Douglas Einiges. Der weißschwänzige Hirsch findet sich im Westen der vereinigten Staaten, viel zahlreicher jenseits, als diesseits des Felsengebirges, ungefähr bis zum 54. Grad nördlicher Breite. Er spricht von ihm als der gemeinsten Hirschart in allen Gegenden des Flußgebietes von Columbia, namentlich in den fruchtbaren Ebenen um die Cowalidske und Multnomaflüsse. Gelegentlich kommt er auch noch am Fuße der Felsgebirge selbst vor. Seine bevorzugten Aufenthaltsorte sind die Dickichte auf den Hügeln oder den trockenen, der Ueberschwemmung nicht ausgesetzten Gründen. „Sein Gang besteht aus zwei Paßschritten und einem Sprung, welcher das Doppelte der Entfernung dieser Schritte erreicht.“ (?) Diese Art zu laufen behält er auch bei, wenn er hart verfolgt wird. Im vollen Laufe wird der Wedel erhoben und von einer Seite zur andern bewegt; er gibt dann wegen seiner ungewöhnlichen Länge ein gutes Kennzeichen des Thieres. Die Stimme, mit welcher das Männchen sein Weibchen ruft, ähnelt dem Tone, welcher hervorgebracht wird, wenn man in die Mündung eines Gewehrlaufes oder eines hohlen Rohres bläst. Die

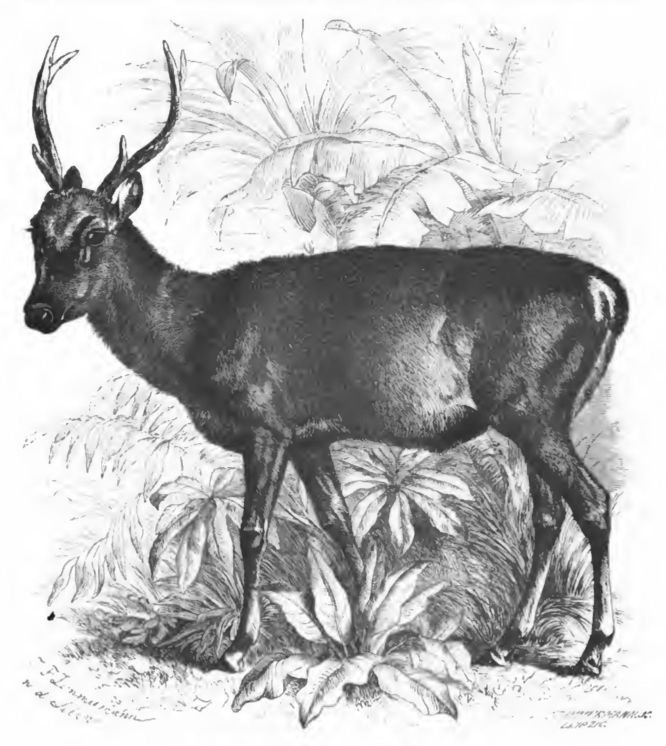
Stimme des Thieres, welche man hört, wenn es sein Junges rufen will, ist ein kurz ausgestoßenes Mä Mä. Sie wird auf einer besondern Rohrpfeife sehr gut nachgeahmt von den Eingebornen, welche bei der Jagd außerdem ihr Haupt mit dem Geweih eines erwachsenen Hirsches zu schmücken pflegen und unter beständigem Bewegen dieses Geweihes und zeitweiliges Hervorbringen der betreffenden Töne in dem hohen Grase dahinschleichen und so regelmäßig bis auf wenige Ellen an die Thiere herankommen oder von ihnen aufgesucht werden, bis sie der tödtliche Pfeil über den vermeintlichen Gefährten aufklärt. Das Wildpret ist ausgezeichnet; denn es ist zart und von großem Wohlgeschmack.

Vom November bis zum April oder Mai trifft man diesen Hirsch in Trupps; hierauf vereinzeln sich die Thiere, um zu setzen. Die Jungen sind mit Weiß gefleckt bis zum ersten Winter, welcher ihnen das Kleid der Alten bringt.

Weitere Nachrichten über das Freileben dieses schönen und auffallenden Hirsches fehlen; denn Audubon gibt nur die von Richardson mitgetheilte Beschreibung des genannten Entdeckers, und Lewis und Clark betrachten unsern Hirsch als Spielart des virginischen. In der Gefangenschaft unterscheidet man den weißschwänzigen Hirsch bei einiger Aufmerksamkeit sehr leicht von dem gemeinen amerikanischen. So ähnlich er diesem auch in der Gestalt ist und so leicht sein Kleid mit dem des virginischen Hirsches verwechselt werden könnte, so bezeichnend sind die Bewegungen. Während der virginische Hirsch sich stolz und aufrecht trägt, schleicht der weißschwänzige mit tief eingebogenem Rücken in der eigenthümlichsten Weise dahin, wie kein anderer mir bekannter Hirsch, wohl aber ganz nach Art einiger Antilopen, welche von den holländischen Bauern am Kap der guten Hoffnung so bezeichnend „Ducker" genannt werden. Wir dürfen überzeugt sein, daß unser Hirsch in seiner Heimat genau in dieser Weise zwischen dem Gebüsch dahinschleichen und den geübten Jäger wohl schwerlich über seine Verschiedenheit von dem virginischen Thier in Zweifel lassen wird. Bemerken will ich noch, daß der weißschwänzige Hirsch sehr selten in Gefangenschaft gehalten und noch seltener bei uns gesehen wird. Mein Bruder, welcher alle namhaften Thiergärten Europas besucht hat, fand ihn in keinem einzigen derselben.

Nicht minder beachtenswerth ist der zweite Hirsch, über welchen ich noch einige Worte sagen will. Er wurde der „Zoologischen Gesellschaft" von London aus als ein afrikanischer Hirsch angeboten und von meinem Bruder gekauft, um zu erfahren, was es mit dieser auffallenden Angabe des sonst

glaubwürdigen Händlers für eine Bewandtniß habe. Das Thier kam an und gab sich als echter Dreigabler zu erkennen. Aber vergeblich war alles Suchen in den zugänglichen Werken nach einer Beschreibung, welche nur entfernt mit der betreffenden Art übereingestimmt hätte. Das Thier hat allerdings mit



Der Maskarenen-Hirsch (Rusa paradoxa).

andern Dreigablern eine gewisse Aehnlichkeit, ohne jedoch irgend welchem zu gleichen. Besonders eigenthümlich sind Geweih und Wedel; aber auch der Leib im übrigen und das Haarkleid hat sein Absonderliches.

Der betreffende Hirsch kommt hinsichtlich seiner Größe dem Axis etwa gleich, vielleicht übertrifft er ihn noch um ein Weniges; er ist aber mehr nach Art des Schweinshirsches gestaltet, kräftig gebaut, niedrig gestellt, auffallend dickhälsig und dabei kleinköpfig. Seine Läufe sind plump und dick, sein Geweih ist sehr stark, aber kurz, sein Wedel auffallend kurz, etwa halb so lang, als bei dem Mähnenhirsche, breit und platt. Der kurze Kopf ist hinten fast doppelt so breit, als an der abgestutzten Schnauze; die Ohren sind merkwürdig klein, verhältnißmäßig kleiner, als bei allen übrigen uns bekannten Hirschen, und stumpfspitzig. Das Auge ist mittelgroß, die Thränengrube mindestens ebenso groß, wie bei dem Mähnenhirsch und andern hierdurch auffallenden Dreigablern, daher auch sehr weit ausdehnbar. Das kurze und starke Geweih, welches sich von der Wurzel an unverhältnißmäßig rasch verjüngt, ist sanft leierförmig gebogen; es wendet sich nur wenig nach außen und hinten, sodaß die Stangen fast grade erscheinen. Die Augensprosse, welche mit der Stange insofern im Einklange steht, als sie ebenfalls von der dicken Wurzel an rasch nach der Spitze zu sich verjüngt, ist am besten mit einem Kegel zu vergleichen, welcher sich fast senkrecht von der Stirn erhebt d. h. nur wenig nach vorn und etwas nach innen gerichtet ist. Der sehr kurze Gabelsproß zweigt sich hart an der Spitze der Stange ab und richtet sich nach hinten, oben und innen.

Die Gesammtfärbung ist ein sehr gleichmäßiges Dunkelbraun, welches an den Seiten- und Vordertheilen in Dunkelaschgrau übergeht. Der Hals ist graubraun, der Kopf seitlich fahlbraun, auf dem Scheitel rothbraun. Von einem Auge zum andern verläuft in Bogen eine dunkle Binde, ähnlich wie bei dem Axis, welche von der braunen Stirn durch ein blaßfahles Band getrennt ist. Der Mund wird von einer breiten, dunkelbraunen Binde umgeben, welche nur durch die schmale, blaßbraun gesäumte Oberlippe unterbrochen wird und von der blaßgrauen Färbung der Vorderschnauze hinter ihr bedeutend absticht. Die Ohren sind außen nackt, am Innenrande schwach, aber lang behaart. Brust und Unterhals sind sehr dunkelbraun, Bauch und Hinterkeulen gilblichweiß, ohne jedoch ein Schild zu bilden; der Schwanz ist oben schwarzbraun, wie die Rückenmitte, unten weiß. Die Läufe sind innen dunkelfahlgelb, welche Färbung auch an der Außenseite der Unterläufe zur vorherrschenden wird. Das höchstens 1½ Zoll lange Haar ist sehr rauh, fast stachlig, dicht und verhältnißmäßig kurz. Es hat mit dem Haar des Mähnen- und des Roßhirsches (Rusa Hippelaphus und equina) entfernte

Aehnlichkeit, ist aber viel kürzer und borstiger. Es ist flach gedrückt, leicht gewellt, jedoch nicht schraubenförmig gewunden, fast gleichmäßig dick seiner ganzen Länge nach, spitzt sich aber plötzlich sehr scharf zu. An der Wurzel ist es lichtaschgrau gefärbt, nach der Spitze hin geht es allmählich und gleichmäßig in Dunkelbraun über.

Leider gestattet die Eigenwilligkeit des Hirsches nicht, die nöthigen Maße von ihm zu entnehmen. Ich kann deshalb nur die Verhältnisse des Geweihs angeben, obgleich auch diese nur dem vorjährigen, nicht aber dem diesjährigen Hirsch entsprechen; denn das von ihm neu aufgesetzte Geweih ist größer, als das vorjährige, welches auch auf unserer trefflichen Abbildung dargestellt worden ist. Bei ihm betrug die Länge der Stange elf Zoll, die Länge der Augensprosse drei Zoll, die Länge der Geweihspitze vom Gabelsproß an zwei Zoll, der Umfang der Stangen am Grunde sieben Zoll, über der Augensprosse hingegen fünf Zoll, pariser Maß.

Zu seiner nicht geringen Ueberraschung erfuhr mein Bruder von dem berühmten Reisenden Baron von der Decken und wenige Tage später von einem englischen Jäger, welcher namentlich das indische Wild sehr genau kannte, daß ein dem in Rede stehenden Hirsch durchaus ähnliches Thier die Maskarenen und namentlich die Insel Mauritius in Menge bewohne, und diese Angabe würde denn auch mit der Behauptung des Händlers übereinstimmen. Somit würde ein passender Name des Hirsches Rusa mauritiana sein; demungeachtet hat mein Bruder von diesem Namen abgesehen und dafür den Namen Rusa paradoxa gewählt, welchen wir so lange aufrecht erhalten, bis uns die Uebereinstimmung unseres Hirsches mit einer bereits beschriebenen Art nachgewiesen worden sein wird.

Die Raubvögel.

Den Vogelkundigen will es vorkommen, als habe die Hamburger „Zoologische Gesellschaft“ nicht geglaubt, daß die Raubvögel so bald einen wesentlichen Theil des Thierbestandes ihres Gartens ausmachen würden; denn der erste Blick, welchen der Kundige auf das in seiner Art prächtige Raubvogelgebauer wirft, überzeugt ihn, daß alle Räume bereits mehr als überfüllt sind. Dieses Raubvogelgebauer ist so zweckmäßig eingerichtet und so großartig angelegt, als nur zu wünschen, für Hamburg aber entschieden viel zu klein. Es besteht nämlich nur aus einem großen Mittelbau, welchem sich jederseits drei Käfige anreihen, wie ein Raubvogel sie bedarf. Auf diese Käfige folgen auf beiden Seiten noch drei andere Räume, von denen der letztere wiederum in vier kleinere Käfige getheilt ist. Es sind somit neunzehn getrennte Wohnräume für Raubvögel hergerichtet; allein diese Anzahl von Wohnungen ist für die reiche und im höchsten Grade anziehende Thierordnung unbedingt viel zu gering. So gewaltig der Eindruck auch ist, welchen der mittelste Raum, ein Gebauer von 36 Fuß Höhe bei 900 Geviertfuß Grundfläche auf den Beschauer macht, so wünschenswerth erscheint es andererseits, die verschiedenen Arten, welche in ihm zusammenleben und sich nothgedrungen auch vertragen müssen, abgetrennt von einander in besondern Käfigen zu halten, um dem Lehrzweck eines Thiergartens in jeder Hinsicht gerecht zu werden. Bei der gegenwärtigen Einrichtung muß sich der Kundige die ihm so lieben und befreundeten Gestalten erst aus der Masse der Andern heraussuchen, und der Unkundige steht sicherlich oft rathlos da. Die Erwägung dieses Umstandes mag mich entschuldigen, wenn ich die so theilnahmswerthen Raubvögel ausführlicher darstelle, als ich andere Thiere des Gartens zu behandeln gedenke.

Mein Bruder theilt diese reiche Ordnung in drei Zünfte ein und läßt diese in ganz anderer Weise auf einander folgen, als es bisher geschehen.

Als die höchststehenden Raubvögel betrachtet er die falkenartigen Tagraubvögel d. h. diejenigen, welche wirklich lebende Beute ergreifen, Aas aber nur gelegentlich verzehren. Diesen Thieren, welche in sechs natürliche Familien zerfällt werden können, reiht er die Eulen an, Vögel, welche, als Räuber betrachtet, unzweifelhaft einen viel höheren Rang einnehmen, als die nur oder hauptsächlich aasfressenden Geier, denen er nur die dritte Stellung zuerkennt. Die Eulen selbst zerfallen wieder in drei Familien und die Geier in zwei. Somit haben wir es mit elf Familien zu thun, welche wirklich nach ihrer Befähigung geordnet sind und in nachstehender Reihe auf einander folgen: Edelfalken, Sperber, Weihen, Adler, Bussarde, Geierfalken, Tageulen, Ohreulen, Käutze, Adlergeier und Rabengeier. Ich erkläre mich mit dieser Eintheilung einverstanden, weil ich sie als eine solche erkennen muß, welche den in der Natur selbst angestellten Beobachtungen wirklich entspricht, demnach als natürlich zu bezeichnen ist. Doch will ich bemerken, daß ich es dahin gestellt sein lasse, ob es nicht vielleicht noch richtiger wäre, für die Geier zwei weitere Familien anzunehmen, deren eine der Geieradler (Gypaëtos) und Falkengeier (Gypohierax), und deren andere den Kondor (Sarcorhamphus), Königsgeier (Gyparchus) und die Urubus (Cathartes) in sich fassen würde. Dem sei, wie ihm wolle: immerhin wären es die Edelfalken, welche zunächst unsere Aufmerksamkeit beschäftigen müßten.

Von dieser äußerst anziehenden Familie, welche die klügsten und liebenswürdigsten, aber freilich auch die schnellsten, gewandtesten und raubfähigsten Vögel enthält, besitzt der Hamburger Thiergarten leider nur wenige. Bei meinem ersten Besuche des Gartens hatte ich die Freude, den Edelsten dieser Edeln zu sehen, den Jagdfalken (Hierofalco islandicus) nämlich; doch konnte ich schon damals ein baldiges Ende dieses Vogels voraussagen; er war krank in den Garten gekommen. Bei späteren Besuchen sah ich blos noch den ihm im Geist und Wesen innig verwandten Wanderfalken (Falco peregrinus) und einige der überaus niedlichen Baumfalken (Hypotriorchis subbuteo), Beide erklärte Lieblinge von mir, trotzdem ich sie als schlimme Feinde des Waldgeflügels anerkennen muß und sie deshalb verfolge, wo ich nur kann.

Von einer Beschreibung des Lebens und Treibens der Edelfalken glaube ich um so eher absehen zu dürfen, als gerade sie durch vielfache Schilderungen mehr bekannt worden sind, als andere Vögel. Ich will nur bemerkt haben, daß einer der hamburger Gefangenen insofern besondere Beachtung verdient, als er von fernher der Anstalt zugekommen. Er erschien im Golf

von Mejiko vom langen Flug ermüdet an Bord eines hamburger Schiffes und wurde von diesem mitgenommen.

Die weit unschädlicheren Thurmfalken, welche nur von Kerbthieren sich nähren, waren durch unsere deutsche Art (Tinnunculus alaudarius) und den niedlichen südeuropäischen Röthelfalken (Tinnunculus Cenchris), von Spanien her mir wohlbekannt, vertreten. Neben ihnen fiel mir aber noch besonders ein amerikanischer Verwandter dieser beiden auf, der Sparrow-Hawk oder Sperlingsfalk der Amerikaner (Rhynchodon sparverius), und er ist es auch, welchem ich einige Worte widmen will, weil er wohl als der bei uns mindest bekannte zu betrachten sein dürfte.

Dieser ebenso zierlich gestaltete, wie lebhaft gezeichnete Raubvogel ist über ganz Amerika verbreitet, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der nördlichsten Gegenden. Er bewohnt gleich häufig die vereinigten Staaten, Mejiko und Mittelamerika, Brasilien, die Länder am La Plata und jene längs der Westküste, steigt auch in den Andes bis zu vielen tausend Fuß über die Meeresfläche empor. In seinem Leben und Treiben erinnert er ebensowohl an unsern Thurmfalken, wie an den Sperber. Sein Flug ist rascher und gewandter, als der des Erstgenannten, und sein Muth verhältnißmäßig groß. Die Berichterstatter sind einstimmig darin, daß der kleine Gesell vor keinem andern Raubvogel sich scheue, sondern im Gegentheil auch die stärksten von ihnen kühn angreife, lange und heftig bekämpfe und gar nicht selten Sieger bleibe. Die Nahrung besteht wie bei unsern Thurmfalken aus allerhand kleinen Thieren; jedoch hält er sich mehr an Wirbelthiere und namentlich an Vögel, als sein europäischer Vertreter, unzweifelhaft nur in Folge seiner größeren Gewandtheit. Der Horst steht auf hohen Bäumen oder im Geklüft der Felsen, auch wohl in alten verfallenen Gebäuden, nach Wilson sogar in Baumhöhlen. Er ist ein einfach aus Reisern zusammengetragener Bau von geringer Größe mit sehr flacher Mulde. Je nach der Oertlichkeit in verschiedenen Monaten des Jahres, immer aber in denen, welche dem Frühling entsprechen, enthält er drei bis vier auf hellgelbem Grunde dunkelroth und braun gefleckte Eier, welche von dem Weibchen mit größter Hingebung ausgebrütet werden. Das Männchen ernährt seine Gattin, solange sie brütet, und hilft später treulich bei der Erziehung der Jungen. Im übrigen scheint sich der Sperlingsfalk von unserm Thurmfalken nicht zu unterscheiden. Ungeachtet seiner Nützlichkeit ist er in seinem Vaterlande vielfachen Verfolgungen

ausgesetzt und nicht blos seitens des Menschen, sondern auch seitens anderer Thiere; namentlich soll der blaue Heher Nordamerikas zu seinen erbittertsten Feinden gehören.

Wie mir mitgetheilt wurde, entkam der Gefangene des Hamburger Thiergartens eines Tages seinem Käfig und flog, gewissermaßen im Vollgefühl der wieder erlangten Freiheit, augenblicklich so eilig als möglich davon. Die neue Welt da draußen, welche er bisher nur durch die Eisenstäbe seines Käfigs kennen gelernt hatte, schien ihm jedoch sorgfältigerer Prüfung werth zu sein, kurz, er ließ sich schon nach einigen prächtigen Schwenkungen auf einem der benachbarten Thierhäuser nieder. Hier wurden selbstverständlich sofort Fangversuche gemacht. Der Falke erhob sich, flog weiter und ließ sich auf einem Baume nieder. Er wurde von hier vertrieben und kehrte wieder zu seinem früheren Sitzplatze zurück. Solcherart währte die Jagd eine geraume Zeit. Da flog der Vogel plötzlich wieder dem Raubvogelgebauer zu und mit merkwürdiger Geschicklichkeit zwischen den weiteren Stäben der Geierkäfige hindurch in's Innere eines der Räume. Hier glückte es, seiner wiederum habhaft zu werden, sicherlich zur Freude Aller, welche den edeln Gesellen jemals gesehen; denn wer mit ihm bekannt, gewinnt ihn gewiß auch lieb.

Die Länge des männlichen Sperlingsfalken, welcher, wie bei den Raubvögeln die Regel, kleiner ist, als das Weibchen, beträgt 9½ pariser Zoll, wovon die Hälfte auf den Schwanz gerechnet werden muß. Das Männchen ist ein sehr schön gezeichneter Vogel. Scheitel und Oberkopf bis zum Nacken, Schulter und Flügeldeckfedern sind aschgrau, der übrige Oberkörper ist rothbraun mit schwarzen Querflecken, die Unterseite gelblich weiß, schwarz in die Länge gefleckt. Vom Schnabelwinkel verläuft jederseits ein schwarzer Streifen nach der Kehle hinab. Die Schwanzfedern sind rothbraun mit schwarzer Endbinde und weißer Spitze, die zwei äußersten jederseits weiß mit schwarzen Querflecken. Das Weibchen ist von dem Männchen kaum zu unterscheiden; dem jungen Vogel fehlt das Aschblau auf dem Kopfe und an den Flügeln, welche Theile auf rothbraunem Grunde schwarzbraun in die Quere gewellt und gefleckt sind.

Die Familie der Habichte ist im Garten durch die deutsche Art vertreten, deren Name zur Bezeichnung der ganzen Gruppe erwählt wurde.

Unser Taubenhabicht oder Stockfalke (Astur palumbarius) gehört zu den wenigen Raubvögeln, welche der Thierfreund so recht aus tiefster Seele

haſſen lernt. Der **Adler**, ungeachtet ſeiner Raubluſt, kann unter Umſtänden großmüthig ſein und iſt wirklicher Freundſchaft wohl fähig — der Taubenhabicht iſt **nur** grauſam! Er verſchont buchſtäblich kein anderes Thier, welches er bewältigen kann, nicht einmal ſeinen Gatten oder die eigenen Kinder.

Der Taubenhabicht mißt wegen ſeines langen Schwanzes bis zwei Fuß und darüber, aber wegen ſeiner ziemlich kurzen, kaum die Hälfte des Schwanzes bedeckenden Flügel nur 3½ bis 4 Fuß breit. Das Männchen iſt blos zwei Drittel ſo groß, als das Weibchen. Bei alten Vögeln iſt der Oberkörper ſchwärzlichbraun, mehr oder weniger aſchblau überflogen und der Unterkörper auf weißem Grunde mit ſchönen, ſchwarzen Wellenlinien beſetzt. Die Jungen ſind auf dem Oberkörper braunſchwarz mit roſtröthlichen Federkanten, auf dem Unterkörper roſtfarben mit dunklen Längsflecken. Erſt im zweiten Herbſt ihres Lebens ſind ſie ausgefärbt.

Der größte Theil Europas iſt die Heimat des Habichts. Im Süden und Norden iſt er ſeltener, als in der Mitte des Erdtheils. In Aſien kommt er ebenfalls vor, und in Afrika erſcheint er wenigſtens während des Winters zuweilen auf dem Zuge. Er liebt die mit hohen Bäumen beſtandenen Nadelwälder, beſonders ſolche, welche Wieſen, Felder und Dörfer in der Nähe haben. Die alten Vögel behaupten hartnäckig ihren Standort, die Jungen hingegen ſtreichen im Herbſt und Winter durch die Ebenen.

Das von einem Paar eingenommene Gebiet iſt groß; denn der Habicht braucht viel Nahrung zu ſeiner Sättigung: deshalb duldet er auch keinen Eindringling in ſeinem Reviere. Er iſt ein wilddreiſter, ſtarker und, wie bemerkt, im höchſten Grad mordſüchtiger Raubvogel; ſchon in ſeinen großen, vorſtehenden, mit feuerfarbigem Ringe gezierten Auge ſpricht ſich ſein Charakter aus.

Auf dem Boden bewegt er ſich ziemlich ungeſchickt, gewöhnlich hüpfend, ſelten gehend; deſto gewandter aber iſt er im Fluge, denn hier kann er ſich ganz nach Belieben wenden, drehen, in die Höhe oder in die Tiefe ſtoßen. Mit bewunderswerther Sicherheit verfolgt er ſeine Beute durch die dichtſtehenden Zweige der Bäume, und da er ſowohl im Fluge als im Sitzen fängt, müſſen wir ihn mit zu den ſchädlichſten Raubvögeln rechnen. In Deutſchland dienen dieſem Räuber unter den Säugethieren junge und alte Haſen, Kaninchen, Eichhörnchen und Mäuſe zur Nahrung; von Vögeln ergreift er, was ihm in den Weg kommt, große ſowohl als kleine. Er raubt **Auer- und Birkhühner, Gänſe, Enten**, Junge ſowohl wie Alte, **Teich-**

und Wasserhühner, Raben, Elstern, Drosseln, sogar kleine Singvögel, vorzugsweise aber Haus- und Feldhühner und Tauben. Letztere sind seine liebste Nahrung; sein gebräuchlichster Name ist also gerechtfertigt. Gewöhnlich fängt er sie im Fluge. Sobald er einen Schwarm Tauben erblickt, sucht er sich ihnen zu nähern; die Tauben, welche ihn noch rechtzeitig bemerken, versuchen durch die Flucht dem Räuber zu entgehen und steigen deshalb in die Höhe. Er jedoch folgt ihnen, und da er sie von unten natürlich nicht angreifen kann, so bestrebt er sich, ihnen die Höhe abzugewinnen d. h. sich noch über sie zu erheben. Ist ihm Dies gelungen, so stürzt er sich in tiefer Richtung unter den Schwarm der Verfolgten, erwählt sich gewöhnlich eine durch hellere Farben hervorstechende, wo möglich eine weiße Taube zu seinem Ziele und ergreift diese mit seinen furchtbaren Fängen, schleppt sie nach einem passenden Ort und erwürgt, rupft und verzehrt sie hier. Auch wenn sein Angriff mißlingt, verfolgt er seine Beute weiter und zwar dreist selbst bis in unmittelbare Nähe der Gehöfte, ja bis in das Innere der Gebäude. Es ist mir ein Fall bekannt, daß eine so gejagte Taube sich durch ein offenes Fenster in die Stube einer Bauernwohnung flüchtete, sich dort auf dem Ofen verbarg, vom Habicht aber auch bis dahin verfolgt wurde und nur durch die Dazwischenkunft des Bauern, welcher gerade bei Tisch saß, gerettet wurde. Der Habicht entfloh und stieß auf der Flucht eine Fensterscheibe durch; aber auch die Taube belohnte die ihr gewordene Hilfe sehr schlecht, da sie nicht auf demselben Wege zurückkehrte, sondern bei dem Wegfliegen eine zweite Scheibe zertrümmerte.

Sehen die verfolgten Tauben, daß sie dem Habichte durch die Schnelligkeit ihrer Flügel nicht entgehen können, so stürzen sie sich häufig in dichtes Gestrüpp, ja, wie Naumann beobachtet hat, sogar in das Wasser. Dieser ausgezeichnete Naturforscher erzählt, daß eine von einem Habicht verfolgte Taube, die bereits verloren schien, auf ihrer Flucht an einen Teich gelangte und sich sogleich so tief in das Wasser stürzte, daß dieses über ihr zusammenschlug. Der Habicht verfehlte natürlich hierdurch sein Ziel, die Taube arbeitete sich wieder aus dem Wasser heraus und entkam. — Stößt der kühne Räuber auf einen erwachsenen Hasen, so kommt es zuweilen vor, daß er denselben nicht sogleich überwältigen kann und sich mit ihm längere Zeit auf dem Boden herumwälzt. Oftmals muß er vom Angriff abstehen, thut Dies jedoch nur nach längerem Kampfe, aus welchem der Hase freilich regelmäßig arg verletzt hervorgeht. Mit den Haushühnern ist der Habicht auch nicht immer

glücklich in seinem Angriffe; so ist mir ein Fall bekannt, wo er eine Henne mitten im Hofe eines Gutes packte, von dem herzueilenden Hahn jedoch mit wahrer Todesverachtung angegriffen und durch wohlgezielte Schnabelhiebe in das Genick und durch Sporenschläge so arg verletzt wurde, daß er halbtodt von der Henne herunterfiel und von herbeieilenden Knechten vollends todtgeschlagen werden konnte.

Es ist erklärlich, daß alle Vögel, welche der Habicht bedroht, diesen furchtbarsten ihrer Feinde wohl kennen gelernt haben und alle Mittel anwenden, um ihm zu entrinnen. Nicht blos die Tauben, sondern auch andere Vögel benehmen sich ihm gegenüber zuweilen mit bewunderungswürdiger Klugheit. Eine hierauf bezügliche sehr hübsche Beobachtung hat ein Freund meines Vaters, der Herr von Seyffertitz auf Ahlsdorf bei Wittenberg gemacht. Dieser eifrige Jäger befand sich dicht an einem großen Bruch auf dem Anstande auf Wildenten; eine Gesellschaft derselben trieb sich außer Schußweite auf dem Wasser umher. Plötzlich erschien ein Seeadler. Die Enten, wohl wissend, daß dieser Räuber unfähig ist, einen fliegenden Vogel ihres Gelichtes zu fangen, erhoben sich bei seiner Ankunft sogleich, flogen in die Höhe und fielen nicht eher wieder auf dem Wasser ein, bis der Adler verschwunden war. Kurze Zeit darauf erschien ein Wanderfalk. Dieser fängt nur im Fluge oder stößt höchstens dann auf sitzende Vögel, wenn sie frei auf Baumzweigen sich niedergelassen haben. Die Enten, auch ihn erkennend, begannen plötzlich zu tauchen und entgingen zum zweiten Male dem drohenden Tode; denn der Wanderfalk verließ, in gerechter Würdigung dieses geschickten Verfahrens seitens der Enten, sofort das Gewässer. Da aber kam als dritter und gefährlichster Feind ein Habicht herbeigeflogen. Ihm gegenüber ist es gleichgiltig, ob der Vogel sitzt und bezüglich schwimmt oder ob er fliegt; ihm gegenüber hilft auch das Tauchen wenig: denn er pflegt über dem in den Wellen versunkenen Schwimmvogel hin und herzustreichen und den Augenblick aufzupassen, wo derselbe wieder emportaucht, um Luft zu schöpfen. Die Enten schienen verloren und — wußten doch noch einen Ausweg! Sie schwammen dicht zusammen, förmlich einen Klumpen bildend und warfen ohne Unterbrechung mit den Flügeln soviel Wasser in die Höhe, daß ein dichter Staubregen entstand, welcher sie dem scharfen Auge des Habichts beinahe verbarg, es ihm wenigstens unmöglich machte, eine bestimmte Ente sich zum Ziele seiner Raubgier zu nehmen. Der Habicht flog über den Enten hin, um sie zum Aufsteigen zu bringen; diese jedoch fuhren fort, Wasser in die Höhe

zu werfen, näßten ihm seine Fittige und zwangen ihn schließlich, von seiner Jagd abzustehen. Sobald er sich entfernt hatte, schwammen die Enten wieder aus einander und gingen ruhig wieder ihrer Nahrung nach.

Nach Art aller Strauchdiebe und Raubritter verzehrt der Habicht selten die gefangene Beute da, wo er sie ergriff; er fliegt vielmehr regelmäßig einem möglichst verborgenen Dickicht zu, legt sie hier auf dem Boden oder noch lieber auf einer kleinen Erhöhung nieder, erdrosselt sie vollends, falls Dies nicht bereits unterwegs geschehen, rupft sie sehr sorgfältig von Haaren oder Federn rein und beginnt nun, vorsichtig zu fressen. Er nimmt nur kleine Brocken und erhebt nach jedem Abbiß seinen Kopf, um in die Runde zu schauen — zu sichern, wie der Jäger sagt. Hat er aber mehrere Tage lang Unglück gehabt und quält ihn der Hunger mehr, als gewöhnlich, so vergißt er zuweilen seine Vorsicht gänzlich und läßt sich eine Unachtsamkeit zu Schulden kommen, welche geradezu unbegreiflich ist: er frißt dann so gierig, daß er nur Sinn für die Nahrung zu haben scheint und zuweilen nicht einmal von der Ankunft eines Menschen Etwas bemerkt. In meines Vaters Sammlung befindet sich ein Habichtsmännchen, welches beim Fressen mit einem Knüppel erschlagen worden war. Ein Bauer, welcher den grimmigen Feind seines Geflügels wohl kannte, sieht den Räuber mit einer Taube in den Fängen ankommen und in dem Dickicht verschwinden, geht ihm nach und schleicht sich seiner dicken Bauernstiefeln ungeachtet so nahe an ihn heran, daß er auf die bezeichnete Weise ihn erlegen kann. Solche Fälle sind freilich selten.

Seinen Horst erbaut der Habicht am liebsten auf hohen Tannen, seltner auf Kiefern und Buchen und nur im äußersten Nothfall auf Fichten und Eichen. Der Horst hat 3 bis $3^1/_2$ Fuß im Durchmesser, besteht unten aus großen, dürren Aesten, auf welche dünnere folgen, ist oben platt, in der Mitte mit flacher Nestmulde und mit grünen Tannen-, Fichten- oder Kieferzweigen belegt, welche immer erneuert werden, sodaß man sie, auch wenn die Jungen bereits flügge sind, noch grün findet. Das Weibchen legt Ende April zwei bis drei, selten vier und noch seltener nur ein Ei, von der Größe der Hühnereier und von grünlich weißer Farbe. Die anfangs mit weiß wolligem Flaum bedeckten Jungen brauchen sechs bis sieben Wochen, ehe sie fliegen lernen; sie werden von beiden Eltern sehr geliebt und reichlich gefüttert, bis sie sich selbst ernähren können.

Wenn ein Habichtspaar Junge hat, wird es zur wahren Geißel für die Umgegend; denn ein junger, beinahe flügger Habicht verzehrt, wenn

er es haben kann, vier Tauben in einem Tage! Die Alten sind dann im äußersten Grade raubsüchtig: finden sie z. B. ein Nest mit jungen Amseln oder Drosseln, so nehmen sie sich nicht die Mühe, die einzelnen Jungen herauszunehmen, sondern sie tragen das ganze Nest mit nach dem Horste. Man sagt, daß die jungen flüggen Weibchen, wenn sie nicht reichlich Futter haben, ihre kleineren, schwächeren Brüder auffressen, und ich halte diese Angabe entschieden für richtig. Mein Vater erzählt, daß er in einem Raume mit dem Habicht zusammen zwei Schleiereulen lebend gehalten habe. Da diese Thiere zu verschiedenen Zeiten ihre Thätigkeit beginnen, so glaubte er, sie würden gut zusammenleben können; denn die Schleiereulen verbargen sich bei Tage in einer für sie hergerichteten Höhlung und kamen erst nach Sonnenuntergang zum Vorschein; der Habicht aber schlief dann bereits. Eines Tages jedoch besuchte mein Vater seine Vögel und fand zu seinem großen Verdruß, daß der noch nicht flügge Habicht mit dem Verspeisen einer der schönen Schleiereulen beschäftigt war. Jedenfalls hatte er sie in ihrem Versteck ausgewittert und mit den Klauen hervorgeholt. Ein anderes Mal hatte mein Vater einen jungen Habicht und einen jungen Bussard in demselben Behältnisse. Der Letztere war dem Ersteren an Alter und Größe überlegen und hatte sich gegen ihn bereits die Herrschaft gesichert; denn er erlaubte ihm nie, von der vorgesetzten Nahrung zu fressen, bevor er sich völlig gesättigt hatte. Bald änderte sich aber die Sache. Der Habicht wurde stärker und gewandter und begann mit dem Bussard heftige Kämpfe, nahm ihm jetzt die Nahrung weg, hielt ihn beständig in größter Furcht und fraß ihn eines schönen Tages auf. — Im vorigen Frühjahr ließ ich für den Hamburger Thiergarten ein altes Habichtsweibchen mit seinen zwei Jungen am Horste fangen und bezüglich ausheben. Ich brachte die Mutter mit ihren Kindern am Vormittage in einen großen Käfig; Nachmittags wollte ich der Alten Futter geben, bemerkte aber, daß sie sich bereits gesättigt hatte und zwar mit dem Fleisch und Blut ihrer eigenen Kinder. Ich fand das eine Junge halb aufgefressen und das zweite erwürgt! Wenige Tage später bekam ich ein Habichtspaar mit ebenfalls zwei Jungen; ich steckte sie einzeln in besondere Behältnisse, fütterte sie reichlich und schickte sie nach ihrem Bestimmungsorte ab. Hier wurden sie mit einem schon darin befindlichen einjährigen Vogel derselben Klasse vereinigt. Dieser griff sehr bald die beiden Jungen an und verschlang sie, machte sich schließlich an die Alten, überwältigte und verzehrte auch diese, wurde aber selbst wieder von einem später

dazu gesteckten Habichte verspeist. Ein mir befreundeter Förster hat mir versichert, daß er einst vierzehn Habichte in einem großen Behältnisse lebend gehalten habe, welche trotz reichlichen Futters einander nach fürchterlichen Kämpfen bis auf zwei aufgefressen hätten. Zur Genüge geht aus dem Gesagten hervor, daß der Habicht einer der schädlichsten Raubvögel ist, seine Wildheit nie ablegt und sich nicht zum Zusammenleben mit andern Vögeln, ja nicht einmal mit seines Gleichen eignet.

Der einzige Nutzen, den man vielleicht erwähnen könnte, ist der, daß man ihn in früheren Zeiten häufig zur Baize auf andere Thiere verwendet hat. Da aber die schönen Zeiten der Baize unwiederbringlich vorüber sind, haben wir nur die Unthaten des Habichts noch in Betracht zu ziehen und bezüglich zu bestrafen. So gern auch der Forscher zum Vertheidiger der Vögel wird, so sehr er sich gedrungen sieht, der unsinnigen Vernichtungswuth entgegenzutreten, welche so viele Menschen an den Tag legen — für den Habicht und sein Thun gibt es keine Entschuldigung; er verdient keine Schonung sondern die unerbittlichste, unnachsichtlichste Verfolgung.

Die dritte Raubvogelfamilie nach der oben mitgetheilten Eintheilung enthält viele und sehr beachtenswerthe Raubvögel; denn die Weihen verbreiten sich über die ganze Erde und haben in ihrem Leben gar manches Eigenthümliche. Von den Bewohnern des Raubvogelgebauers sind dieser Familie die Milane und die Rohrweihen beizuzählen, ich will mich jedoch mit der Beschreibung dieser Arten nicht aufhalten, sondern mich lieber einem ebenso auffallenden als liebenswürdigem Mitgliede der Familie zuwenden. Dies ist der Gaukler (Helotarsus ecaudatus).

Man hat den gedachten Vogel, welchem der alte Levaillant seinen bezeichnenden Namen gab, gewöhnlich zu den Adlern gestellt, weil er durch seine Größe allerdings von andern Weihen sich unterscheidet; in seinem ganzen Leben und Wesen aber hat er soviel mit andern Weihen gemein, daß er sicherlich ihnen beigezählt werden muß.

Mir ist der Gaukler immer wie der Held eines Mährchens vorgekommen, und dazu hat mich nicht blos Levaillant's Beschreibung, sondern auch meines Bruders wahrhaft begeisterte Erzählung verleitet. Im Thiergarten lebt gegenwärtig freilich nur ein junger Vogel, welcher die Pracht des Gefieders im Alter kaum ahnen läßt; aber auch dieser verfehlt nicht, die Aufmerksamkeit aller achtsamen Beschauer auf sich zu ziehen.

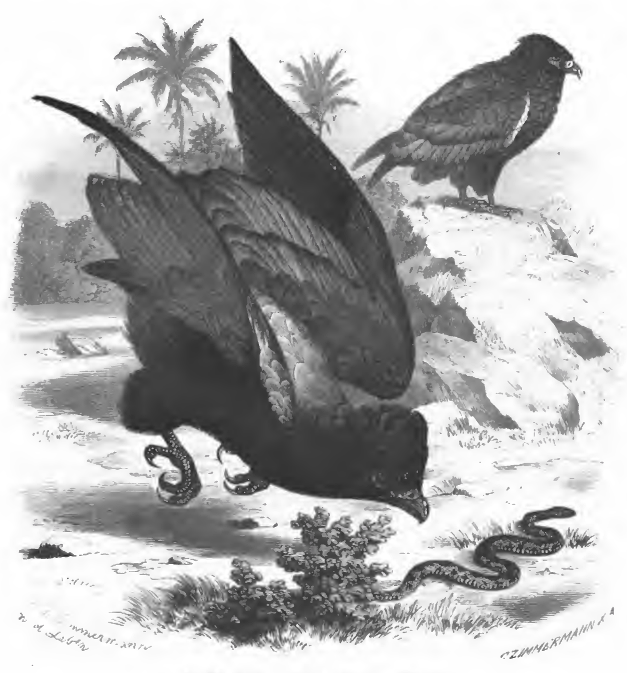
Der Gaukler ist ein sehr großer Weih von gegen 2 Fuß Länge und 6 Fuß Breite. Auffallend an ihm ist sein kurzer Schwanz von nur 5 Zoll Länge, welcher in gar keinem Verhältniß steht zu dem Vogel, am wenigsten zu den langen schwalbenartigen Flügeln, bei denen die zweite Schwinge die längste ist, wie bei den eigentlichen Edelfalken. Diese Schwanzbildung verleiht ihm im Sitzen und noch mehr im Fluge ein höchst sonderbares Ansehen. Bei dem alten Gaukler sind Kopf, Hals und die ganze Vorder- und Unterseite schwarz, die Federn wie mit Mehlstaub überpudert, wodurch der Glanz derselben gemildert wird; Rücken und Schwanz dagegen sind scharf abgeschnitten rostroth. Die Schulterfedern sind verwaschen schwarz, in gewissem Lichte bläulichgrau schimmernd, die kleinen Deckfedern der Flügel dagegen isabellfarben, die Schwungfedern schwarz, am Außenrande silberfarben gesäumt; ein breites, aschfarbenes Band verläuft über die Flügel. Die Farbe der Iris ist ein schönes, goldig glänzendes Braun, die Füße sind röthlich gelb, an manchen Stellen fast ganz gelb, der Schnabel ist rothgelb an der Wurzel, hornblau an der Spitze; die Wachshaut und eine nackte Stelle vor dem Auge sind blutroth mit röthlichgelben Flecken, das untere Augenlid ist weißlich. Bis ins zweite Lebensjahr, wahrscheinlich noch länger, trägt der junge Vogel ein von dem beschriebenen vollständig verschiedenes Kleid. Das Gefieder ist hinsichtlich seiner Beschaffenheit nicht minder auffallend, als hinsichtlich seiner Färbung. Es besteht aus sehr großen, breiten, dicht stehenden Federn, welche namentlich Kopf, Hals und Brust des Vogels dick einhüllen und, wenn sie gesträubt sind, einen ganz vortrefflichen Schutz gewähren gegen diejenigen Thiere, mit denen er es am meisten zu thun hat.

Levaillant fand den Gaukler häufig in dem Lande der Auteniken und längs der Küste von Natal bis in das Kaffernland und gab eine ebenso lebendige, wie richtige Beschreibung von seinem Leben und Treiben. Mein Bruder beobachtete ihn hauptsächlich in Kordofân, Senaar, Belled-Taka und in Habesch und zwar in den Ebenen häufiger, als im Hochgebirge.

„Es ist," sagt Levaillant, „während meiner Reise in diesen schönen Gegenden fast kein Tag vergangen, ohne daß uns einige dieser Raubvögel aufgestoßen wären. Sie sind nicht zu verkennen; denn ihr ungewöhnlich kurzer Schwanz zeichnet sie vor allen andern aus; diese Kürze ist im Vergleich zu den langen Flügeln so beträchtlich, daß man glaubt, der Vogel habe ihn durch irgend einen Zufall verloren."

„Der Gaukler schwebt beständig im Kreise und läßt zuweilen zwei rauhe

Töne hören, die eine Oktave aus einander liegen, fällt bisweilen plötzlich eine Strecke in der Luft herunter und schlägt die Flügel so heftig, daß man glaubt, er hätte einen gebrochen und würde auf die Erde fallen. Das Weibchen macht dem Männchen das Spiel nach. Man hört die Flügelschläge in sehr großer Entfernung, und das Geräusch läßt sich mit nichts Besserem ver-



Der Gaukler (Helotarsus ecaudatus).

gleichen, als mit dem Klappern eines Segels, dessen einen Zipfel man beim starken Winde schlottern läßt. Die Spiele des Vogels in der Luft lassen glauben, daß ein Taschenspieler seine Meisterstücke dem Zuschauer zeigen wollte. Die Ansiedler am Kap nennen ihn Berghahn."

Zu besserem Vergleichen will ich diesen Angaben eine Schilderung meines Bruders folgen lassen. „Man kann sich,“ sagt er, „keinen schöneren Flug denken, als den des Gauklers. Sein Flug ist es, nach welchem man ihm diesen Namen beigelegt hat. Wenn das Kamel das Schiff der Wüste genannt werden kann, darf man den Vogel wohl mit größerem Rechte ein Schiff der Lüfte nennen; jenes ist nur mit einem schwerfälligen Lastschiff zu vergleichen, dieser mit einem idealen Schnellsegler. Sein Flug ist so auffallend, daß man den Vogel in jeder Entfernung kennt und ihn, wenn man ihn einmal gesehen hat, nie wieder verwechseln kann. Es ist eigentlich kein Fliegen, vielmehr ist es ein Tanzen, Schwimmen, Gaukeln, sich Ueberstürzen, Spielen, Possentreiben in der Luft. Jetzt durchfurcht der Gaukler gelassen, ohne Flügelschläge, die Bläue; jetzt stürzt er sich kopfüber tief herab, dreht, wendet sich, daß er beinahe den Rücken nach unten kehrt; jetzt wirbelt er mit fröhlichem „Hihii“ wieder in die Höhe; jetzt fliegt er mit regelmäßigen, sehr schnellen Flügelschlägen; jetzt hebt er die Schwingenspitzen wie der Gleitaar hoch über seinen Körper und jagt sausend erdab. Jeden Augenblick wechselt er mit seinen Künsten; er tummelt sich gewissermaßen sinnlos, aber mit Anmuth in der Luft herum, fliegt, so zu sagen, nur des Spieles wegen, nicht als müsse er auf Nahrung ausgehen. Die Hauptfeinde der Raubvögel, die Raben, halten ihn für ein unschuldiges Thier; denn nie habe ich gesehen, daß eine schreiende Rotte derselben ihn verfolgt hätte.“

„Dem Gaukler gegenüber erscheint der königliche Edeladler in der Luft als ein plumpes Thier. Eine weitere Beschreibung des Fluges kann nicht gegeben werden; man muß das wunderbare Thier selbst gesehen haben, wenn man sich von solchen Spielen in dem Aether eine Vorstellung machen will. Nur muß ich noch bemerken, daß der Vogel demungeachtet seine Sicherheit nie aus den Augen setzt und sich namentlich vor den Menschen wohl in Acht nimmt.“

„Ich habe den Gaukler gewöhnlich einzeln gesehen; das Paar scheint ein sehr großes Gebiet zu bewohnen und nur selten sich zu vereinigen. Wenn ein Raubadler aufgebäumt hat, sieht man sicherlich den zweiten in unmittelbarer Nähe: bei dem Gaukler bemerkte ich nur ausnahmsweise den andern Gatten des Paares. Möglicherweise hält sich dieses während der Paarungszeit mehr zusammen, als außerdem.“

Ueber die Fortpflanzung hat mein Bruder keine eigenen Beobachtungen gemacht; Levaillant aber sagt, daß der Gaukler auf Bäumen horste und drei

bis vier Eier lege, daß die Jungen ganz anders gefärbt aussehen, als die Alten, nämlich einfach braun, sodaß man sie für einen durchaus verschiedenen Vogel halten könne. Die Einwohner der Länder, in welchen er lebt, bestätigen das Horsten auf Bäumen, ebenso die Zahl der Eier. Heuglin erhielt zwei flügge Junge aus einem Horste und brachte sie lebend mit nach Wien. Die in den europäischen Thiergärten lebenden Gaukler kommen meist aus den Kapländern zu uns.

Die Hauptnahrung dieses Raubvogels besteht nach meines Bruders Beobachtungen in Reptilien, vorzugsweise in Schlangen, und dadurch wird der Gaukler zu einem wahren Wohlthäter der dort lebenden Menschen. Seine starken, mit festen, dicken Schuppen besetzten Füße mit vortrefflichen, äußerst scharfen Krallen sind gegen den Giftzahn der Viper hinlänglich geschützt. Er trägt die Schlangen oft streckenweit in den Fängen davon, und Dies mag zu dem arabischen Mährchen Veranlassung gegeben haben, nach welchem der Gaukler als der Arzt unter den Vögeln erscheint und aus fernen Gegenden Wurzeln herbeischafft, mit denen er dann die Kranken heilt.

Nach Levaillant soll der Gaukler Aas, wie die Geier, fressen, aber auch junge Gazellen, Lämmer und kranke Schafe anfallen, ebenso jungen Straußen gefährlich werden. Heuglin behauptet, daß er der schlimmste Feind des Solamihasen sei.

In der Gefangenschaft wird das schöne Thier bald zahm und gewöhnt sich an seinen Herrn. Der junge Vogel des Hamburger Thiergartens ist ein trauliches Geschöpf. Er schaut jeden sich ihm Nähernden mit hellen, freundlichen Augen an, dreht und wendet den Kopf auf die merkwürdigste Weise, so zwar, daß der Unterschnabel häufig nach oben zu stehen kommt, springt wohl auch von seiner Sitzstange auf die Erde, um sich mehr dem Gitter zu nähern und nimmt aus der Hand des Besuchers die ihm dargereichte Nahrung, sich sorgfältig hütend, die Hand des Gebers zu verletzen. Auf der Erde sitzend, trägt er den Körper wagrecht, damit die Spitzen der auffallend langen Flügel den Boden nicht berühren; wenn er bäumt, steht er grade und sträubt das Gefieder, vorzüglich die federreiche Halskrause. Er scheint das rauhe Klima ohne Beschwerde zu ertragen und in der Gefangenschaft gut auszuhalten, gibt somit Hoffnung, daß er später auch in seinem Prachtkleide bewundert werden kann.

Die an Arten reiche Familie der Adler enthält große, starke und muthige Raubvögel, welche nur deshalb hinter den Falken zurückstehen, weil

sie in ihren Bewegungen langsamer und in ihrem Wesen weniger stolz, mit einem Wort minder edel sind. Auch sie sind gewaltige Raubvögel und das Schrecken aller Thiere, welche sie bewältigen können; aber sie haben doch auch schon viel mit den tiefstehenden Geiern gemein; denn sie gehen auch ohne Bedenken frisches Aas an, welches die bisher genannten Falken, so lange sie sich frei bewegen können, hartnäckig verschmähen. Die Falken erfreuen sich nur der von ihnen selbst erworbenen Beute, die Adler nehmen ohne Bedenken andern Räubern das durch eigene Kraft Erworbene weg. Demungeachtet läßt sich nicht leugnen, daß ihr Name, welcher unzweifelhaft von dem Worte edel oder adlig abgeleitet ist, seine Berechtigung hat; denn trotz dieser wenig ehrenhaften Handlungsweise nehmen die Adler unter den Raubvögeln einen hohen Rang ein. Man möchte sagen, daß erst der Forscher ihre weniger edeln Eigenschaften herausfindet, der Laie hingegen von dem Eindruck der Kraft und Herrschaft, welchen sie machen, immer bestochen werden muß. Ihre Haltung, die überwältigende Ruhe ihres Wesens und der Ausdruck ihres Kopfes endlich sind wohlgeeignet, sie als Urbilder der Kraft und Stärke erscheinen zu lassen, und deshalb ist es auch ganz natürlich, daß man sie vorzugsweise zu Wappenbildern wählte, daß man, um die ihnen wirklich eigene Kraft gewissermaßen zu verdoppeln, sie sogar mit zwei Köpfen begabte.

Die eigentlichen Adler sind nicht zu verkennen. Ihre stattliche Größe, das reiche Federkleid, welches sich bei den meisten Arten bis auf die Zehen erstreckt, und die stolze Haltung kennzeichnet sie. Der Bau ihrer Flügel stellt sie den Falken nach; die Schwingen sind abgerundeter und stumpfer als die des Edelfalken oder des Weih's, zu schnellem Flug also minder geeignet. Der Schwanz pflegt grade abgeschnitten zu sein und nimmt nur bei einzelnen Arten die Keilform an, welche ebenfalls als ein Erforderniß zu rascher Bewegung angesehen werden darf. Unter den übrigen Federn verdienen die des Hinterhauptes und Nackens Beachtung. Sie sind bei den meisten Arten verlängert und eigenthümlich zugespitzt, wodurch das Haupt ein sehr bezeichnendes Aussehen erhält; dazu kommt der weit vorspringende obere Augenhöhlenknochen, welcher das große feurige Auge tiefer liegend und dadurch von stolzerem Ausdruck erscheinen läßt; es treten dazu ferner der starke Schnabel und die gewaltigen Fänge.

Das Gefieder der Adler zeigt meist düstere Färbung; doch ist namentlich der Nacken und der Hals, auch wohl der Schwanz zuweilen lebhaft gezeichnet. Ein dunkles Braun ist die Grundfärbung; nur wenige Arten sind vor-

herrschend weiß. Die Geschlechter unterscheiden sich durch die Größe, nicht durch die Färbung, die Jungen dagegen tragen jahrelang ein von den Alten abweichendes Kleid.

Die Familie verbreitet sich über die ganze Erde, tritt aber in gewissen Gegenden vorzugsweise in bestimmten Arten auf. So hat der Süden Amerika's mit Mittelafrika seine Haubenadler, der Norden der Erde die eigentlichen Seeadler, Australien die Edeladler mit Keilschwanz u. s. w. Im übrigen ist das Gebiet jeder einzelnen Art ein sehr ausgedehntes; denn der Adler bindet sich nicht an eine bestimmte Gegend oder an einen bestimmten Höhengürtel: dieselbe Art, welche im Hochgebirge lebt, kann sich auch in der Tiefebene heimisch fühlen. Der Adler beherrscht, so zu sagen, alle Breiten- und alle Höhengürtel. Doch wählen auch sie sich in der Gegend, welche sie bewohnen, immer das günstigste Gebiet. Sie verlangen ein möglichst ungestörtes Leben und suchen sich deshalb regelmäßig Gebirgswildnisse oder ausgedehnte stille Wälder zu ihrem Aufenthalte aus. Im Gebirge selbst erküren sie sich die unzugänglichsten Felswände zu dem eigentlichen Wohnsitze d. h. zu der Stelle, welche den Horst aufnehmen soll, — im Walde den Wipfel des höchsten Baumes: ihr Herrschersitz muß frei sein und eine weite Umschau gewähren. Von hier aus unternehmen sie größere oder kleinere Ausflüge; von hier aus schwingen sie sich in unermessene Höhen empor, sodaß sie dem Auge des Menschen vollständig entschwinden; hierher aber kehren sie immer wieder zurück, selbst wenn sie genöthigt wurden, während des Winters eine Wanderung zu unternehmen. Denn nicht alle Adler sind Standvögel, welche jahraus jahrein in demselben Gebiete verweilen. Die kleineren, schwächeren Arten müssen ebenfalls wandern, wenn der Winter ihre Heimat verarmen macht und ihren Wildstand verringert. Alle Adler nähren sich ausschließlich von thierischer Kost. Sie jagen lebende Thiere und greifen oft Säugethiere an, deren Größe und Gewicht in keinem Verhältnisse zu ihrer eigenen Kraft und Schwere steht; sie werden selbst dem schwachen Menschen gefährlich und fallen unter Umständen sogar den Erwachsenen mit demselben Muthe an, mit welchem sie ein bissiges Raubthier befehden. Doch wie bemerkt, nebenbei fressen wenigstens die Größeren unter ihnen regelmäßig Aas, möglicher Weise mit aus Bequemlichkeit.

Wie alle Raubvögel leben auch die Adler in Einweibigkeit und in geschlossener Ehe, so daß die einmal Gepaarten zeitlebens zusammenhalten. Sie horsten am liebsten auf den Absätzen oder in den Klüften unzugänglicher



Haubenadler.
(Spizaëtos Isidori, jung.)

Felsen, weniger gern auf hohen Bäumen und thun Dies nur gezwungen, wenn sie keine Felsen haben und ihre Wohnplätze in größeren, in der Ebene gelegenen Wäldern nehmen müssen. Einige Adler freilich, welche sich in den weiten baumlosen Steppen aufhalten, wie z. B. die Kaiseradler in der Krim, nisten sogar auf der Erde oder wenige Fuß über ihr im niederen Buschwerk. Im Horst findet man sehr früh im Jahre zwei bis drei verhältnißmäßig kleine Eier, welche von dem Weibchen allein bebrütet werden, während das Männchen seinerseits die Ernährung der brütenden Gattin übernimmt. Die aus dem Ei geschlüpften Jungen sind mit weißem, wolligen Flaum bedeckt; sie erhalten, wie überhaupt die meisten jungen Raubvögel, zuerst auf der Oberseite, welche dem Wetter am meisten preisgegeben ist, ausgebildete Federn, müssen aber mindestens zwei Monate im Horste verweilen und auch nach ihrem Ausfluge noch längere Zeit von ihren Eltern gefüttert, geführt und geleitet werden, bevor sie in ihrem Räubergewerb hinlänglich geübt sind und damit ihre Selbständigkeit erlangt haben. Dann schweifen sie noch mehrere Jahre ziellos im Lande umher; denn erst nach einer langen Zeit erhalten sie ein Federkleid, welches dem ihrer Eltern gleicht und als das Zeichen ihrer Mannbarkeit zu betrachten ist.

Jung aus dem Neste genommene Adler werden immer bald zahm, aber auch Alt-Eingefangene gewöhnen sich verhältnißmäßig leicht an den Menschen und erkennen schon in nicht langer Zeit in ihm ihren Pfleger und Gebieter. Gerade hierdurch spricht sich ihr Verstand, ihr hochgeistiges Wesen deutlich genug aus. Von diesem Geiste gibt uns aber auch das Freileben genügende Beweise. Die Adler sind nicht blos scharfsinnig in bewunderungswürdigem Grade, sondern auch wirklich klug; sie denken, sie berechnen vorsichtig, sie urtheilen mit großer Sicherheit. So ist es erklärlich, daß sie zu den Lieblingen aller Menschen gehören, welche sie kennen. Der ungeheure Schaden, welchen sie verursachen, zwingt uns, sie zu verfolgen; wir thun Das aber niemals mit jenem Haß und jener Verachtung, mit welchen wir gewissen Raubsängethieren oder auch Habichten und Sperbern entgegentreten, sondern sehen in den Adlern vielmehr gewissermaßen uns ebenbürtige Feinde, gegen die wir einen Vernichtungskrieg eröffnen, weil wir Dies nicht anders können. Sie vertragen sich nicht mit der von uns angebahnten und ausgeübten Ordnung, deshalb müssen sie uns weichen; sie werden uns gefährlich, darum verfolgen wir sie.

Im übrigen leben die Adler unbehelligt; denn außer den Menschen haben sie wohl Gegner, aber keine Feinde, welche ihnen gefährlich werden können.

Das gesammte kleinere und schwächere Raubgezücht, Raben und Krähen, die muthigen Schwalben und die kühnen Sänger stoßen mit Ingrimm auf sie und belästigen sie oft sehr; schädlich aber können sie ihnen nicht werden. Nur in seltenen Fällen wird ihre eigene Kühnheit ihnen zum Verderben. Ein von ihnen erhobener bissiger Fuchs zahlt ihnen die Unbill manchmal blutig heim, oder ein allzuschwerer Fisch, auf den sie sich stürzten, zieht sie mit sich in die Tiefe hinab, und da, wo ihr Horst im Gras der Steppe errichtet wurde, überfällt vielleicht noch ein Wolf die Jungen. Dies sind aber wohl die einzigen Ausnahmen von Dem, was wir eben behaupteten.

Unter allen Adlern stehen wahrscheinlich die Hauben- oder Habichtsadler (Spizaëtos) als die kühnsten, muthigsten und gewandtesten obenan. Sie haben noch sehr vieles von den Falken, wenig oder nichts von den Geiern. Ihr Leibesbau ist verhältnißmäßig schlank, jedoch ebenso kräftig, wie bei den übrigen Adlern. Der Schwanz pflegt verhältnißmäßig sehr lang zu sein, während die Schwingen an die Flügel des Habichts erinnern. Die Fänge sind gewaltig, die Zehen unverhältnißmäßig lang und sehr kräftig, der Schnabel ist sehr stark, aber klein. Das Gefieder liegt knapper an, als bei den meisten übrigen Adlern, verlängert sich aber an Hinterhaupt und Nacken zu einer spitzen Holle. Die Färbung der Federn ist lichter und bunter, als bei den Edeladlern.

Der Hamburger Thiergarten besitzt zur Zeit zwei Arten dieser beachtenswerthen Sippe, den Tyrann und den Kampfadler. Beide verdienen um so mehr eine ausführliche Besprechung, als sie zu den größten Seltenheiten der Thiergärten gehören.

Der Tyrann (Spizaëtos tyrannus) aus Südamerika gilt nebst der Harpia für den grausamsten aller geflügelten Räuber der Urwaldungen Brasiliens; seine Gestalt und sein wilder Blick kennzeichnen ihn hinlänglich. Er mißt 2¼ Fuß in der Länge und 4¼ Fuß in der Breite, der Schwanz ist 14½ Zoll lang, der Fittig 16 Zoll. Das Gefieder des alten Vogels ist dunkelbraun, auf den Schenkeln weiß gefleckt und auf den Flügeln mit etwas hellerem Schein. Die Federn des Hinterkopfes, Scheitels, Nackens, Halses und Oberrückens sind sämmtlich an ihrer Wurzel reinweiß, an der Spitzenhälfte schwarzbraun. Der Hinterkopf ist mit langen, schmal zugespitzten Federn, welche eine struppig aufgerichtete Holle bilden, dicht besetzt; die

längsten dieser Federn sind über zwei Zoll lang. Die größten Deckfedern der Flügel haben zwei blaß verloschene, weißliche Querlinien, etliche einen weißlichen Spitzenrand. Die Schwungfedern sind an der Wurzel weißlich marmorirt und zeigen an der inneren Fahne dunklere Querbinden. Die Flügel des Vogels, obgleich sehr stark, sind kurz, wie die der Habichte, und erreichen gefaltet kaum das erste Drittheil des Schwanzes. Dieser ist stark, breit, lang und unten etwas abgerundet, da die mittleren Federn ein wenig länger sind, als die anderen. Die Beine sind hoch und sehr stark, adlerartig, dicht mit Federn bedeckt; am Unterschenkel bemerkt man sogenannte Hosen; die Zehen sind kräftig und einander ziemlich gleich lang. Der innerste und der hinterste Nagel sind sehr groß, das Auge blickt unter dem hervortretenden Brauenknochen feurig heraus, die Iris ist lebhaft orangengelb gefärbt, Schnabel und Zügel (d. h. die Gegend zwischen Schnabel und Augen) sind horngrau, von dem Nasenloche bis zur Spitze schwarz. Der junge Vogel unterscheidet sich durch hellere Färbung des Gefieders wesentlich von den Alten; erst nach mehrmaliger Mauser und Verfärbung erhält er sein ausgefärbtes Kleid. An dem im hamburger Thiergarten befindlichen Exemplar kann man sehr genau diesen Feder- und Farbenwechsel verfolgen. Das Gefieder der Brust unseres Vogels ist braun mit schwarzen Schäften mit vielem Grau untermischt, die Schwingen sind innen grau mit schwarzen Flecken, außen schwarz, die oberen Flügeldeckfedern hellbraun, die Läufe braun mit helleren Flecken. Am Ende des Schwanzes bemerkt man eine breite schwarze Binde, die Iris ist noch hellbraun, der Schnabel schwarzblau mit grünlicher Wachshaut.

Dieser stattliche Vogel ist im Waldgebiete des mittleren Brasilien zu Hause und findet sich regelmäßig in den ausgedehnten Urwäldern am Flusse Bellemonte, welche noch jetzt den Aufenthalt der umherstreifenden Botokuden bilden. Prinz Max von Wied hat ihn nie in offenen Gegenden gesehen und behauptet, daß er blos die großen, dichten Waldungen bewohne; Burmeister hingegen beobachtete ihn auch auf einzeln stehenden Bäumen und zwar zwischen Sabara und Santa Lucia, konnte sich ihm jedoch nicht auf Schußweite nähern. Nach Max von Wied jagt er Beutelthiere und Affen mit besonderer Vorliebe, begnügt sich jedoch auch mit andern kleineren Säugethieren. Er wird von Scharen verschiedenartiger Vögel schreiend verfolgt; besonders umschwärmen ihn die Tukane. Seinen Horst baut er aus Reisern auf hohen Bäumen. Er legt zwei Eier. Im übrigen ist das Betragen des Vogels in der Freiheit wenig bekannt.

Der Gefangene des Hamburger Thiergartens wurde von einem Freunde der Anstalt, Herrn Isaaks, in Brasilien erkauft und unmittelbar eingesandt. Er kam im Jugendkleide an, hat aber bereits eine Mauser hinter sich und dankt ihr sein sehr stattliches Aussehen. Er ist ziemlich zahm geworden, sitzt, wie die Adler, aufgerichtet auf seiner Stange, blickt jeden Besucher mit seinen wilden, feurigen Augen kühn an und zeigt in seinem Blicke, daß man ihn mit Recht für einen Verwandten des Habichts hält. Oft sitzt er stundenlang ruhig auf einem Beine, und nur der bewegliche, zierliche Kopf, dem die fast immer aufgerichtete Holle ein stolzes Ansehen verleiht, und die lebhaften Augen beweisen, daß der Vogel seiner nächsten Umgebung vollkommene Aufmerksamkeit widmet. Seine Nahrung besteht hier aus allen möglichen Fleischsorten ohne Unterschied, und er nimmt ebensogern Säugethiere als Vögel an. Die Stimme ist, wie bei den meisten Habichtsadlern überhaupt, auffallend wohlklingend und im Vergleich zu der anderer Raubvögel sehr leise.

Hervorheben will ich noch, daß mein Bruder auch an diesem Vogel eine Erfahrung meines Vaters bestätigt fand. Der Tyrann war in einem verhältnißmäßig kleinen Käfig befördert worden und kam mit so zerstoßenem Gefieder an, daß er als Schaugegenstand fast werthlos war. Da mein Bruder nach einiger Beobachtung fand, daß der Vogel vollkommen gesund und wohlbeleibt war, wagte er es, ihm sämmtliche Steuerfedern auszuziehen. Die etwas gewaltsame Operation glückte wider Erwarten; denn nicht nur die ausgezogenen Federn ersetzten sich verhältnißmäßig rasch wieder, sondern es trat auch im übrigen Gefieder eine fast allgemeine Mauser ein und der Vogel wurde somit in seiner Ausbildung bedeutend gefördert.

Der afrikanische Vertreter des prächtigen Tyrann ist der Kampfadler, wie wir ihn nennen wollen, Spizaëtos bellicosus, ein Vogel, welcher höchst wahrscheinlich alle Eigenschaften dieser hervorragenden Gruppe in sich vereinigt. Er ist unter seinen sämmtlichen Familienverwandten der größte und gewaltigste. Seine Länge beträgt mindestens 35 Zoll, wovon freilich 14 Zoll auf den verhältnißmäßig langen Schwanz gerechnet werden müssen; die Flügelbreite finde ich nirgends angegeben; die Fittiglänge beträgt vom Bug bis zur Spitze zwei pariser Fuß. Jedenfalls steht dieser stolze Raubvogel hinter unserm Steinadler wenig oder nicht zurück; an Stärke und Kraft übertrifft er diesen König der Lüfte aber gewiß. Seine Angriffswerkzeuge und vor allem die Fänge zeichnen sich durch eine gewaltige Größe aus. Der Kampf-

adler kann sicherlich ebensoviel, wie ein Mann mit seiner Hand umspannen und besitzt jedenfalls in den mit furchtbaren Nägeln bewehrten Fängen noch eine weit größere Kraft, als ein Mann in seiner Hand. Sein Gefieder ist im Vergleich zum Tyrann sehr einfach gefärbt. Die ganze Oberseite ist graubraun, mehr oder weniger mit weiß untermischt, die ganze Unterseite reinweiß, über die Flügel zieht sich eine schmale, weiße Binde, welche durch die hellen Spitzen der Flügeldeckfedern gebildet wird. Die ersten Schwungfedern sind auf der Außenseite schwarz, auf der Innenseite hell mit mehreren dunkleren Binden; der etwas zugerundete Schwanz ist von aschgrauer Farbe mit sechs deutlich ausgesprochenen, dunkeln Binden. Ueber die Augenbrauen zieht sich nach dem Hinterkopfe ein weißliches Band, welches in der Holle endigt. Der Schnabel ist schwarz, die Wachshaut blaugrün, die Iris graubraun; die Ständer sind weiß befiedert.

Ueber das Freileben dieser stolzen Vögel ist seit Levaillant wenig bekannt geworden. Dieser Forscher entdeckte ihn im Kapland, später fand man ihn in Westafrika auf. Mein Bruder sah ihn in Abyssinien. Die Verbreitung ist also eine sehr ausgedehnte. Der Gefangene des Hamburger Gartens stammt aus Sansebar oder vielleicht von der gegenüberliegenden Küste und ist der Anstalt von dem Konsul, Herrn Rüte, einem geborenen Hamburger, geschenkt worden.

Wenn man diesen Gefangenen betrachtet, zweifelt man gewiß nicht an der Beschreibung Levaillants, welcher diesen Vogel als den kühnsten, stärksten und raubsüchtigsten des afrikanischen Herrschergeflügels betrachtet und besonders hervorhebt, daß er unbeschränkter Gewalthaber in seinem Gebiete ist, welcher keinen andern Raubgenossen in seiner Nähe duldet. Seine Beute besteht aus allen Säugethieren und Vögeln, welche er bewältigen kann, von der Gazelle an bis zum Klippschliefer oder Klippendachs oder selbst bis zur Maus herab, und vom Trappen an bis zu dem kleinen Vogel hernieder, welcher nicht im Stande ist, ihm zu entrinnen. Er liebt, wie die übrigen Adler, die Höhe und setzt sich gern auf die erhabensten Punkte seines Wohngebietes: mein Bruder sah ihn auf dem höchsten Baume eines hervorspringenden Gebirgszuges sitzen und von dort aus die Umgegend überschauen. Die weiße Unterseite, welche den Reisenden zugekehrt war, schimmerte in der glühenden Morgenbeleuchtung Afrika's schon auf weithin dem Auge entgegen, und der gewaltige Vogel machte einen prächtigen Eindruck, forderte auch selbstverständlich die ganze Reisegesellschaft zur Jagd auf. Doch waren alle Bemühungen, des vorsichtigen Thieres

habhaft zu werden, vergeblich; es hielt nicht einmal auf Büchsenschußferne aus.

Den Horst beschreibt Levaillant. Er steht auf hohen Bäumen und ähnelt im ganzen andern Adlerhorsten, zeichnet sich aber vor denen anderer afrikanischer Adler durch seine besondere Größe aus. Die Unterlage wird gebildet von starken Knüppeln, auf welche eine Lage von ein bis zwei Fuß Höhe gelegt wird, zusammengesetzt aus Wurzeln, Grasstengeln und Mos. Die eigentliche Mulde ist mit feinen Reisern ausgefüllt. Das Gelege besteht aus zwei weißen, sehr rundlichen Eiern.

Weitere Beobachtungen über das Freileben sind, mir wenigstens, nicht bekannt.

Der erwähnte Gefangene versteht es, Jedermannn zu fesseln; denn er ist wirklich ein höchst anziehendes Thier. Seine Wildheit scheint er ganz abgelegt zu haben. Er zeigt sich merkwürdig zahm und zutraulich, förmlich befreundet mit den Menschen. Er antwortet auf jeden Anruf, namentlich aber auf den meines Bruders, und zwar ist seine Stimme überraschend klangvoll und wohltönend, jedoch leise und weich, ganz im Gegensatz zu den übrigen Adlern, deren Geschrei bekanntermaßen nicht eben wohllautend ist. Soviel man es wiedergeben kann, läßt es sich durch die Silben „Gliuk, gliuk“ bezeichnen. In der Regel sitzt der Vogel schlank und aufgerichtet, wie die Adler, mit emporgesträubter Holle. Sein Auge blitzt wohl auch kühn, doch nicht so wild, als das des T y r a n n, um sich; bekannte Personen schaut es sogar mit einem sanften Ausdruck an. Mit der Hand vorgehaltene Nahrung erfaßt der Kampfadler mit dem Schnabel, ohne dabei seinen Wohlthäter zu verletzen. Betritt man seinen Käfig selbst und geht ihm rasch zu Leibe, so nimmt er eine Vertheidigungsstellung an. Er breitet die langen Flügel aus und erhebt einen seiner gefährlichen starken Fänge; die Holle legt er dann nieder, sodaß sein Kopf ganz glatt erscheint, während er sonst diesen Schmuck immer aufgerichtet trägt. Auf der Erde steht er zwar auch, wie die Adler, in etwas wagrechter Stellung, doch immer noch aufgerichteter, als diese. Da sein Behälter so groß ist, daß er nicht nur bequem seine Schwingen ausbreiten, sondern auch kleine Flugversuche machen kann, so sieht man ihn häufig die sitzende Stellung aufgeben, aus dem geschützten Raume des Käfigs hervorfliegen und die ziemlich hoch angebrachte Sitzstange aufsuchen. Für seine Nachbarn scheint er wenig Theilnahme zu zeigen, während er alle vorübergehenden Personen, sowie die in seiner Nähe befindlichen Hirsche mit großer Aufmerksamkeit be-

trachtet. Der Vogel befindet sich in der Mauser, und die neu hervorkommenden Steuer- und Rückenfedern zeigen jetzt sehr deutlich das ausgefärbte Kleid.

Bei den eigentlichen Adlern sind die Flügel verhältnißmäßig länger, der Schwanz aber ist kürzer, als bei den vorhergehenden, auch die Färbung gewöhnlich eine mehr düstere, dunkele.

In dem Steinadler (Aquila fulva), dem Beherrscher der Gebirge Europas vereinigen sich alle Eigenschaften, welche die großen Arten dieser Sippen mit einander gemein haben. Dieser stolze und kräftige Vogel ist 3 bis 3¹/₄ Fuß lang und 7 bis 7³/₄ Fuß breit. Das Weibchen ist, wie bei allen Raubvögeln, den Kondor ausgenommen, größer, als das Männchen. Die Färbung seines Gefieders ist ein dunkles Braun, welches auf dem Oberkopfe, Nacken und Unterhals als Rostbraungelb erscheint. Die Fußwurzeln und Schwanzfedern sind nach dem Alter verschieden gezeichnet. Im Jugendkleid nämlich sind die ersteren weißlich, bei alten Vögeln grau oder braungelb; bei jungen Vögeln ist die hintere Schwanzhälfte reinweiß und ungefleckt, bei den Alten weiß mit Schwarz gemischt, doch so, daß das Weiß immer vorherrschend bleibt. Bei beiden ist die vordere Schwanzhälfte schwarz oder braunschwarz.

Der Steinadler bewohnt fast ganz Europa, vorzugsweise Skandinavien, Galizien, die Alpenländer und die Halbinsel der Pyrenäen; in Deutschland wird er nur sehr einzeln gefunden, kommt aber überall vor. Am häufigsten findet er sich in allen Gegenden, welche Hochgebirge haben. Seinen bevorzugten Aufenthalt bilden die mit großen Bäumen bestandenen, ausgedehnten Gebirgswaldungen; jedoch brütet er auch zuweilen in den Wäldern der Ebenen. Der Horst steht auf Felsen oder auf sehr hohen Bäumen, hat über drei Fuß im Durchmesser und ist aus starken Aesten, auf welche eine zweite Lage dünnerer Aeste folgt, erbaut. In der mit Haidekraut, Wolle und Haaren ausgefütterten Nestmulde finden sich zwei nicht sehr große, weißliche, roth gefleckte Eier. Die Alten vertheidigen den Horst muthvoll, wie von allen Jägern und Naturforschern, die Dies zu beobachten Gelegenheit hatten, versichert wird. Das alte Paar behauptet hartnäckig sein Gebiet und vertreibt nicht nur jeden Eindringling, sondern auch seine eigenen Jungen, sobald diese das erste Jahr zurückgelegt haben.

Da der Steinadler viel Nahrung bedarf, muß er ein ausgedehntes Gebiet sich zu erringen suchen. Er nährt sich hauptsächlich von größeren Säugethieren,

raubt Kaninchen, Hasen, junge Hirsche oder Rehe, verschmäht aber auch die Eichhörnchen nicht, wenn er sie auf dem Boden angreifen kann. Unter den Vögeln richtet er nicht geringere Verheerungen an, besonders unter den Auer-, Birk-, Hasel- und Feldhühnern. In Spanien ist er der größte Feind der Puter und Haushühner; es haben mir Besitzer einzeln liegender Bauernhöfe versichert, daß sie kaum im Stande wären, zahmes Geflügel aufzubringen, weil die „Aguila real" die Hühner nicht nur in unmittelbarer Nähe der Gebäude anfalle, sondern sie sogar aus den engen Höfen wegschleppe. Daß die Leute nicht logen, bewies uns eines schönen Tages der Adler selbst, indem er einen Puter vor unseren Augen erhob und wegtrug. Es ist außer Zweifel, daß der Steinadler auch zuweilen kleinen Kindern gefährlich wird, und alle Raubgeschichten, welche man in dieser Beziehung von dem Lämmergeier erzählt, sind wohl von jenem verübt worden.

Ein sehr lieber Vogel ist der Steinadler in der Gefangenschaft. Mein Vater besaß ein altes Weibchen sechs Jahre lang und hat schöne Beobachtungen an diesem vollständig gezähmten Thiere angestellt. Er hörte bald auf den ihm beigelegten Namen, kam auf die Hand seines Pflegers, empfing sein Futter aus derselben und zeigte sich nie tückisch oder bösartig gegen ihn. Da er reichlich gefüttert wurde, so nahm er oft zwei bis drei Tage keine Nahrung zu sich, überhaupt nie eher, als bis er die Gewölle von Haaren oder Federn, welche sich in seinem Magen von den früher-genossenen Thieren befanden, ausgeworfen hatte. Gegen Fremde blieb er mißtrauisch. Brachte man ihm ein lebendes Thier in seinen Käfig, z. B. eine Katze, so sah er sie eine Weile mit wahrer Raubbegierde an; die braunen Ringe in seinen Augen wurden blutroth, und mit ausgebreiteten Fängen stürzte er sich auf das unglückliche Schlachtopfer, ergriff es mit den Nägeln des einen Fußes an Rücken und Brust, schlug die Zehen des andern um den Hals desselben und erdrosselte es auf diese Weise. In vier bis fünf Minuten war die Katze in der Regel todt; aber auch, wenn sie sich nicht mehr regte, ließ er vorsichtshalber die Zehen am Halse liegen; zuckte sie indeß noch, so zog er den Fang augenblicklich wieder zusammen. Einen ihm vorgeworfenen lebendigen Igel ließ er, solange derselbe sich zusammenrollte, unangetastet, ergriff ihn jedoch augenblicklich, sobald das unglückliche Thier zu laufen anfing. Der Igel sträubte von neuem die Stacheln, und der Vogel ließ ihn wieder fahren. Wahrscheinlich hätte das gräßliche Schauspiel noch längere Zeit gewährt, wenn mein Vater den verwundeten Igel nicht getödtet hätte.

Von Seyffertitz besaß einen sehr zahmen Steinadler. Einst brachte er ihm einen leicht verwundeten, lebenden Bussard in seinen Käfig. Der Adler betrachtete gierig den unglücklichen Vogel und war eben im Begriff, auf ihn loszustürzen. Da schaute ihn der Bussard mit einem so bittenden Blicke und in so demüthiger Stellung an, daß sich der Adler des Schlachtopfers zu erbarmen schien. Er stand von seinem Angriffe ab und beruhigte durch liebevolles Betragen den geängstigten Vogel, schloß sogar so innige Freundschaft mit ihm, daß er das ihm gereichte Futter nicht früher anrührte, als bis sich der Bussard gesättigt hatte. Letzterer entkam zufällig aus dem Gefängnisse. Der Adler war ganz außer sich, lief mit klagender Stimme im Käfig hin und her und rührte drei Tage lang keinen Bissen an. Zufällig wurde der Bussard wieder gefangen und von neuem zum Adler gebracht. So offenbar vorher seine Trauer gewesen war, so groß war jetzt seine Freude. Er begrüßte seinen Freund auf das liebreichste, überließ ihm das daliegende Futter und genoß erst dann einen Bissen und zwar mit sichtlichem Wohlbehagen, als sich sein Gefährte vollkommen gesättigt hatte. Kurz nach dem Tode des Bussard starb auch der Adler.

Ein in der Nähe meines Geburtsortes im Fuchseisen gefangener Steinadler hatte sich den Fuß zerschmettert. Der Jäger und seine Tochter erbarmten sich des Thieres, schienten und verbanden den leidenden Theil. Als sie Das ein paar Tage wiederholt hatten, streckte ihnen der Vogel, so oft sie sich näherten, den Fuß von selbst hin und zwar Dies jedesmal, wenn ein frischer Verband angelegt wurde, bis sein Fuß geheilt war. Er wurde mehrere Jahre gefangen gehalten, nach seinem Tode ausgestopft und befindet sich jetzt in der Sammlung meines Vaters.

Im Hamburger Thiergarten wurden dem Adler zwei Bussarde in seinen Käfig gebracht. Der Adler that ihnen nicht nur Nichts zu Leide, sondern duldete sogar, daß einer der Bussarde sich ihm auf den Kopf setzte.

Ein dem Steinadler sehr ähnlicher und mit ihm innig verwandter Edeladler ist der Goldadler (Aquila chrysaëtos). Beide sind oft für ein und dieselbe Art gehalten worden, obgleich sie schon Linné unterschieden hat; die meisten Vogelkundigen, welche nicht gewohnt sind, feinere Artunterschiede zu erkennen, verwechseln ihn auch heute noch mit dem Vorhergehenden. Er unterscheidet sich jedoch für einen wahren Kenner hinlänglich genau von ihm. Hier würde es zuweit führen, den Vogel näher zu beschreiben: ich will blos beiläufig erwähnen, daß der dunkle Schwanz ohne weiße Wurzelhälfte und im

Alter ein weißer Fleck an der Einlenkung der Flügel den Goldadler sicher vom Steinadler unterscheiden lassen. In Betragen, Aufenthalt und Fortpflanzung gleicht er dem Vorhergehenden. Wie es scheint, ist als seine eigentliche Heimat der Norden zu betrachten.

Im Osten tritt an seiner und des Steinadlers Stelle der Kaiseradler, Aquila imperialis, auf, welcher im Ganzen den beiden Verwandten ähnelt, sich aber durch die größtentheils weißen Schulterfedern im Alter oder durch das lichtbraune Gefieder in der Jugend wohl unterscheidet. Diese Art fehlt leider noch der Sammlung des Thiergartens.

Dafür besitzt er den schönsten aller Edeladler, den Keilschwanzadler, Uronaëtos audax, aus Australien. Wie der lateinische Name zeigt, hat man ihn von den übrigen Adlern getrennt, und dazu giebt sein schlanker Leibesbau und namentlich der auffallend lange Keilschwanz Veranlassung. Das Gefieder ist glänzend schwarz, am Hinterhalse braungelb und längs der Flügelkanten, auf dem Oberflügel und Unterkörper heller gefleckt. Bezeichnend sind auch die sehr verlängerten, schmalen Nackenfedern, welche eine förmliche Krause bilden. Soviel wir wissen, sind diese Vögel nur auf Australien beschränkt, wo sie mit gleicher Grausamkeit wie die beiden Vorhergehenden in Europa unter den ihnen zur Nahrung angewiesenen Thieren würgen. In ihnen haben die Kängurus einen Hauptfeind. Ueber die Fortpflanzung wissen wir nur, daß sie auf Bäumen horsten sollen. In der Gefangenschaft werden sie ebenfalls sehr zahm, wie man an allen in Thiergärten sich vorfindenden Exemplaren beobachten kann.

An die Edeladler reihen sich zunächst die Seeadler (Haliaëtos) an; denn in unserm heimatlichen Erdtheile wenigstens haben erstere keine näheren Verwandten, als sie. Die Seeadler sind die größten aller Adler; sie stehen an Größe kaum hinter den Geiern zurück. Man erkennt sie an ihren starken, nicht bis zu den Zehen herab befiederten Fängen und an dem verhältnißmäßig langen geierartigen Schnabel. Kopf und Hals werden bei den meisten Arten im Alter entweder reinweiß oder zeigen wenigstens eine hellere Farbe als das Gefieder des übrigen Körpers.

Die Seeadler sind ebenfalls kühne, muthige Räuber. Nicht allein unter den Säugethieren und Vögeln suchen sie ihre Nahrung, sondern sie fressen auch Fische und Aas. Sie sind, wie schon ihr Name besagt, vorzugsweise

Küstenvögel. Sie finden sich in dem größten Theile des Nordens der alten Welt und bewohnen hier entweder die Forsten am Meeresstrande oder die steilen felsigen Küsten. Gleich dem Steinadler verläßt ein Seeadlerpaar den einmal gewählten Bezirk nur selten, woher es denn auch kommt, daß die im Binnenlande geschossenen Vögel höchst selten Alte, sondern vielmehr regelmäßig ein- oder zweijährige Junge sind. Vor Allem bevorzugen die Seeadler Meeresinseln, welche reich an Flüssen und Teichen sind. Der Seeaar erscheint, wenn er gesättigt ist und der Ruhe pflegt, langsam und träge, macht aber ganz den entgegengesetzten Eindruck, wenn er auf Raub auszieht. In seinem Jagdgebiete ist er ganz derselbe Herrscher, wie der Steinadler. Unablässig beobachtet sein Auge nicht nur die nächste Umgebung, sondern auch in weitere Ferne schweifen die Blicke, und alles Verdächtige wird sehr bald erkannt. An ihren Wohnplätzen sind die Seeadler scheu und deshalb schwer zu erlegen, am leichtesten gelingt Dies noch bei dem Horste. In der Luft schweben sie gleich den Geiern in Schraubenwindungen zu bedeutenden Höhen empor, ziehen ohne Flügelschlag und mit großer Schnelligkeit weiter, ihr Jagdgebiet überschauend. Von Großmuth, welche wir bei dem Steinadler kennen gelernt, haben die Seeadler keinen Begriff; bringt man sie in ihren Gefängnissen mit andern Thieren zusammen, so vertragen sie sich blos mit denjenigen, von welchen sie fürchten, daß sie ihnen an Kraft überlegen sind.

Im Hamburger Thiergarten sind die Seeadler zahlreich vertreten. Wir finden daselbst nicht nur den europäischen, sondern auch den seltneren, unsern an Schönheit weit übertreffenden Nordamerikaner.

Dieser, das Wappenthier der nordamerikanischen Freistaaten, (Haliaëtos leucocephalus) ist von derselben Größe, wie der europäische Seeadler. Seine Länge beträgt gegen 3 Fuß, seine Breite 8 Fuß, die Länge des Schwanzes 1 Fuß. Das Gefieder des alten Vogels ist schwarzbraun, auf Rücken und Flügeln mit lichteren Rändern; Kopf, Nacken, Hals und der Schwanz sind blendend weiß, die Fänge citronengelb, ebenso der starke Schnabel, die Wachshaut und das Augenlid; die Iris ist hellbraun. Das Jugendkleid des Vogels, welches nur langsam in das des Alten übergeht, ist fast überall schwarzbraun, am Kopfe, Hals und Nacken dunkler, beinahe völlig schwarz; auf Rücken, Flügeln und Brust zeigt es lichtere Ränder. Die oberen Flügeldeckfedern sind schärfer begrenzt, so zu sagen mehr scharf zugeschnitten, als bei den europäischen Seeadlern. Der Schnabel ist dunkelhornfarbig, die

Wachshaut grüngelb, die lichten Augenlider fehlen, die Fänge jedoch sind bereits gelb. Selten gelingt es selbst dem geübtesten Auge des Naturforschers, den nordamerikanischen Seeadler von dem europäischen in diesem Kleide zu unterscheiden. Das mittlere Kleid des weißköpfigen Seeadlers zeigt den Uebergang in das ausgefärbte durch heller werdenden Kopf, Hals und Nacken, sowie durch den weißlichen Schwanz. Im Hamburger Thiergarten befindet sich ein junger Vogel, an dem wir diesen Uebergang sehr genau beobachtet haben. Mein Bruder kaufte ihn als ein junges Exemplar des europäischen Seeadlers, obgleich er ihn als Amerikaner erkannte. Der Vogel hatte durch sein Gefieder die Händler getäuscht. Nachdem er sich ungefähr vier Monate in der Gefangenschaft befand, sah ich ihn zum zweiten Male. War er anfangs kaum von dem Europäer zu unterscheiden gewesen, so genügte jetzt ein Blick, um ihn für den weißköpfigen zu erkennen. Die Steuerfedern begannen, vom Schafte aus weiß zu werden, obgleich die Außenseite der Fahnen noch eine dunkelschwarzbraune Färbung zeigte. Kopf, Hals und Nacken erschienen ebenfalls viel lichter, die Federn waren jetzt von rostgelber Farbe mit schmutzig weißen Schaftstrichen. Der Vogel hatte während dieser Zeit keine Federn verloren, und das Gefieder ging also in das ausgefärbte Kleid nicht durch Mauser, sondern durch Verfärbung über. Nach abermals drei Monaten sah ich den Vogel zum dritten Male. Er war bedeutend in der Verfärbung vorgeschritten; denn die Steuerfedern waren jetzt schon zwei Drittel weiß und grau untermischt. Obgleich auch Kopf, Hals und Nacken bedeutend heller geworden waren, so ging doch an den kleineren Federn die Verfärbung nicht so rasch von statten, als an den großen des Schwanzes. Die weißen Schaftstriche, die ich drei Monate vorher beobachtet hatte, waren zwar ebenfalls breiter geworden, jedoch nicht von so blendender Farbe, als die Steuerfedern. Auf den ersten Blick erschienen Kopf, Hals und Nacken hellrostgelb mit Weiß und Grau untermischt. So viel mir bekannt, ist dieses Uebergangskleid des nordamerikanischen Seeadlers noch nicht beschrieben worden, und es freut mich um so mehr, es an dem gefangenen Exemplar kennen gelernt zu haben, weil ich an demselben genau beobachten konnte, daß es hier nicht, wie schon bemerkt, die Mauser, sondern die Verfärbung ist, welche dem Vogel seine vollkommene Schönheit verleiht.

Die im Hamburger Thiergarten befindlichen nordamerikanischen Seeadler, von denen der alte Vogel durch sein prachtvoll ausgefärbtes Kleid die Augen aller Besucher auf sich zieht, sind sehr zahm. Sie gleichen in ihrem Betragen

ganz den europäischen Verwandten, und auch ihre Stimme unterscheidet sie wenig von diesen. Sobald sich mein Bruder oder ihr Wärter dem Käfige nähert, begrüßen sie ihn durch lautes Geschrei, welches in der Regel von dem alten Vogel begonnen und von den Jungen im Chor wiederholt wird. Der Alte nimmt sodann eine wagerechte Stellung ein, erhebt den Schnabel etwas, sperrt ihn weit auf und läßt ein lautes „Gar rickick“ erschallen, welches mit wiederholtem, heisern Krächzen endet. Die Jungen sitzen gewöhnlich in aufrechter Stellung, richten Kopf und Schnabel senkrecht in die Höhe, sperren letzteren weit auf und stoßen verschiedenartige, hohe und tiefe Töne mit lauter Stimme hervor. Ihr Konzert wird von den im großen Geierkäfig in reicher Anzahl vorhandenen europäischen Verwandten fortgesetzt und ist weithin zu vernehmen.

Sie erhalten in der Gefangenschaft Fische und Fleisch, ungefähr zu gleichen Theilen, oder abwechselnd, heute Fleisch und morgen Fische. Dabei scheinen sie sich sehr wohl zu befinden. Nach genossener Mahlzeit baden sie sich, und zwar tauchen sie den Körper tief in das Wasser und durchnässen das Gefieder vollständig.

Der nordamerikanische Seeadler lebt wie der europäische paarweise, zieht gemeinschaftlich mit seinem Weibchen auf Raub aus, und die beiden Gatten theilen die Mühen und den Erfolg der Jagd ebensogut, wie die Kämpfe. Ihr Horst steht gewöhnlich auf den hervorragenden und abgestorbenen Hauptästen eines der höchsten Bäume, ist aus Holzstücken, Pflanzenstengeln, Erdklößen und Mos erbaut, mißt fünf bis sechs Fuß in der Quere und erreicht durch alljährliche Aufschichtungen neuer Zweige in wenigen Jahren eine beträchtliche Höhe. In demselben finden sich Ende Januar zwei bis vier weiße Eier. Die Jungen werden von den Eltern zärtlich gepflegt und mit Fischen, Eichhörnchen, Beutelthieren, Waschbären u. dgl. genährt. Obschon sie das oben beschriebene ausgefärbte Kleid erst im vierten oder fünften Jahre erhalten, sollen sie doch bereits im zweiten Frühjahre brüten. Wilson und Audubon haben uns vortreffliche Schilderungen des weißköpfigen Seeadlers gegeben. Ich möchte am liebsten dieselben ihrem ganzen Umfange nach folgen lassen, muß mir Dies jedoch aus Mangel an Raum versagen; ein einziges Bruchstück aber aus der Schilderung Audubon's will ich hier einschalten.

„Versetzt euch einmal“, sagt er, „an den Mississippi in der Jahreszeit, wenn der herannahende Winter Millionen von Wasservögeln aus den nördlichen Gegenden herbeiführt, welche zum Ueberwintern ein milderes Klima aufsuchen. Dort am Ufer des Stromes, auf der Spitze des höchsten Baumes,

sitzt in aufrechter Stellung der Seeadler. Sein glühendes Auge überschaut die Ebene, während er auf jeden Ton lauscht, der aus weitester Ferne an sein Ohr dringt; hier und da fällt auch sein Blick in den Wald, in dem selbst der leise Tritt des Rehkalbes seinem Aufhorchen nicht entgeht. An der andern Seite des „Vaters der Ströme“ sitzt sein Weibchen auf einer Felsenspitze. Es sieht Alles ruhig und still und ermuntert von Zeit zu Zeit den Mann durch einen Ruf zu geduldigem Ausharren. Nicht selten läßt er auf diesen wohlbekannten Laut seinen Unwillen vernehmen; er öffnet seine breiten Schwingen, neigt sich mit dem Halse ein wenig gegen die Erde und antwortet in Tönen, die man am ehesten dem Gelächter eines Wahnsinnigen vergleichen möchte. Doch schon im nächsten Augenblick faßt er sich; er nimmt seine gerade Stellung wieder an, und Alles umher bleibt still. Enten aller Art ziehen vorüber; die Kriekente, die Brautente und andere gleiten pfeilschnell auf dem reißenden Strom hinunter; aber er achtet ihrer diesmal nicht, er wartet auf einen besseren Schmaus. Er hat, obwohl aus weiter Ferne, die trompetenartige Stimme des wilden Schwans vernommen. Das Weibchen ruft von jenseits herüber, auch ihm ist der fernherklingende Ton nicht entgangen. Der Mann schüttelt seine Flügel, fährt schnell ein paar Mal mit dem Schnabel durch die Schwungfedern und bringt sein Gefieder in Ordnung. — Jetzt zeigt sich der schneeweiße Vogel von weitem in der Luft; er streckt den langen Hals; sein Auge ist so wachsam, als das des Feindes. Kaum vermögen die großen Schwingen die Last des Körpers zu tragen. In schwerem Fluge naht er heran. Der Adler beugt sich ihm von seinem Sitze aus entgegen; aber er bezwingt seine Ungeduld; der Schwan kommt bis in die Mitte des gefürchteten Paares. Jetzt ertönt ein schauerlicher Freudenschrei des Aars, der dem Schwan die Nähe seines Feindes verkündet. Wie ein Blitz schießt der Seeadler auf das zitternde Opfer los, welches durch die verschiedensten Wendungen seinen Klauen zu entgehen sucht. Der Schwan steigt, fällt, wendet sich, sucht sich senkrecht hinab in den Strom zu stürzen; aber der Adler, welcher wohl weiß, daß er Nichts mehr gewinnt, wenn einmal der Schwan wieder in seinem Elemente ist, hält sich unter ihm und nöthigt ihn, indem er ihm die Klauen in den Bauch zu hacken droht, aufs neue emporzusteigen. Der Kampf ist bald entschieden. Der Schwan, vom langen Fluge vorher schon ermüdet, hat zum Widerstand nur seine letzten Kräfte zusammengerafft, die ihm bald gebrechen. Er macht noch einen verzweifelten Versuch, den Strom zu gewinnen: — aber der fürchterliche Gegner haut ihm die Klauen unter den

Flügeln ein und drängt ihn mit unwiderstehlicher Gewalt seitwärts, bis sie mit einander am nächsten Ufer niederfallen. Wer beschreibt nun aber den Ausdruck der grausamsten Blutgier in dem — diesem Augenblicke ganz eigenthümlichen — Schnauben des Adlers, wenn er, nach geendigtem Kampfe über seine Beute frohlockend, das erste Mal Athem holt! Er stemmt seinen mächtigen Fuß auf den sterbenden Schwan und drückt ihm die scharfen Fänge tiefer in das zuckende Herz, und indem er ihm noch die Schmerzen des Todes so fühlbar als möglich zu machen sucht, erfüllt sein Jauchzen die Luft. Unterdessen hat das Weibchen kein Auge von ihrem Manne verwandt, und daß sie nicht herbeieilte, um ihm den Schwan abfangen zu helfen, geschah blos, weil sie ihm die Freude und den Ruhm des Kampfes allein lassen wollte. Jetzt setzt sie über den Fluß, wo sie von ihrem Manne begierig erwartet wird, und sobald sie angekommen ist, reißen sie mit einander die weiße Brust des Vogels auf und trinken sein Blut."

Ich will bemerken, daß diese Beschreibung mit gleichem Rechte auch auf unsern europäischen Seeadler angewandt werden dürfte; denn dieser (Haliaëtos albicilla) unterscheidet sich in seinem Leben und Wesen durchaus nicht von seinem amerikanischen Vertreter, wie er ihm ja auch im Gefieder sehr nahe kommt. Bei dem alten Vogel ist das Gefieder dunkelfahlbraun oder hell braungraulich, Schwanz, Kopf, Nacken und Hals sind weiß, die Schwungfedern bräunlichschwarz, Schnabel, Wachshaut, Augenstern und Füße lebhaft orangengelb. Das Jugendkleid ist dunkelbraun, hier und da weiß oder rostgelb gefleckt, die Oberseite der Flügel mit dunkleren Schattirungen, Kopf und Hals sind fast ganz schwarz, Schnabel und Wachshaut dunkelbraun, die Fänge gelb.

Eine dritte Art des Seeadlers (Haliaëtos pelagica) bewohnt Kamtschatka. Sie kennzeichnet sich durch weiße Schultern und weißen Schwanz, heute noch gehört sie zu den größten Seltenheiten in den Sammlungen. Kleinere Arten bewohnen Indien, und eine mittelgroße, dem nordamerikanischen Seeadler ähnliche, aber prächtiger gefärbte Art Mittel- und Südafrika.

Von allen diesen besitzt der Garten derzeit nur einen der kleinen Indier, den Macharang oder Korall, wie er in Bengalen genannt wird (Haliaëtos Macei), von dessen ausführlicher Beschreibung wir absehen können.

Die Nachtraubvögel oder Eulen sind im Thiergarten der Zeit noch so schwach vertreten, daß ich sie wohl unberücksichtigt lassen darf. Um so

lieber wende ich mich zu der dritten großen Raubvögelgruppe oder Zunft, zu den Geiern nämlich, welche nicht minder, als die übrigen Raubvögel, geeignet sind, die Beachtung des Menschen auf sich zu lenken; denn nicht blos durch ihre Gestalt und die bedeutende Größe einiger Arten, welche selbst der Sage weiten Spielraum geboten haben, sondern auch durch ihr Leben und Treiben müssen uns diese Vögel einer hohen Theilnahme werth erscheinen. Im Haushalte der Natur, — falls man von einem solchen sprechen darf, — nehmen sie eine der wichtigsten Stellungen ein. Ihnen liegt in südlichen Ländern das Geschäft ob, diejenigen thierischen Körper, welche durch ihre Verwesung pestartige Gerüche verbreiten und die Luft mit schädlichen Dünsten erfüllen würden, zu verzehren. Bevor noch der thierische Leib in vollständige Fäulniß übergehen kann, erscheinen die Geier an dem Aase, welches sie, mag es auch von den größten Thieren herrühren, in der kürzesten Zeit in ihrem Schlunde begraben.

Die besten Beobachtungen über Geier im allgemeinen sind unstreitig von meinem Bruder gemacht worden; ich will deshalb einige seiner Worte hier anführen:

„Auf einer dürren, pflanzenlosen Ebene am Fuße des Gebirges liegt ein verendetes Säugethier. Es ist äußerlich noch unversehrt; aber der Leichnam zeigt, daß die Verwesung im Innern des Leibes ihr Werk schon begonnen hat. Die Todtenstarre ist vorüber, die Augen liegen tief in den Höhlen, die Oberhaut löst sich bereits hier und da, aus Mund und Nase fließt eine übelriechende Flüssigkeit. Im Innern der Höhle gährt und braust es, die Stoffe verlassen ihre alten Verbindungen, um neue einzugehen; frei gewordene Gase haben den Leib hoch aufgetrieben und streben nach außen, um ihren giftigen Hauch weithin zu verbreiten.“

„Da erscheint, noch am frühen Morgen, ein Rabe über den nächsten Bergesgipfeln. Sein scharfes Auge erspäht schon von weitem das Aas; er schreit und nähert sich mit rascheren Flügelschlägen, kreist einige Mal um das gefallene Thier herum, senkt sich dann herab und betritt, die spitzen Schwingen zusammenlegend, in nicht allzugroßer Entfernung von demselben den Boden; hierauf nähert er sich ihm rasch und umgeht es mehrere Male mit bedächtigem Spähen. Bald folgen noch einige Raben seinem Beispiele nach; aber auch andere Vögel finden sich ein. Ein im Gebirge hausender Steinadler schießt sausend erdab und hüpft dem auch ihn anziehenden Fraße zu; ein Gabelweih zieht seine Kreise über demselben; mehrere schmuzige Aasgeier um-

schweben es bereits in sehr geringer Höhe. In Afrika finden sich auch wohl bald Kropfstörche zu solcher Mahlzeit ein."

„Aber noch fehlen die Vorleger der Speise. Das Aas ist noch zu frisch, als daß es die sich regelmäßig zum Schmause einfindenden Hunde der nächsten Gehöfte gewittert haben könnten, und für die Geier ist es noch zu früh am Tage. Allerdings nagt die zuerst angekommene Gesellschaft hier und da an einigen Körpertheilen des gefallenen Thieres herum, allein die dicke Lederhaut desselben ist ihnen viel zu fest, als daß sie sich größere Bissen abreißen könnten; nur das eine, nach oben gekehrte Auge ist von einem Aasgeier aus seiner Höhle gezogen worden. Doch kommt die Zeit, in welcher auch die großen Geier auf Nahrung ausfliegen, allmählig heran: es ist zehn Uhr geworden, sie haben nun ausgeschlafen und ausgeträumt, und einer nach dem andern verläßt seinen Schlafplatz, nachdem er vorher sein ganzes Gefieder geordnet und geputzt hat. Zuerst streichen sie niedrig längs dem Gebirge hin; da sie aber nichts Genießbares dort ersehen können, steigen sie im Aether empor und ziehen hier in einer fast unabsehbaren Höhe ihre Kreise weiter. Einer folgt dem andern, steigt und fällt mit ihm, wendet sich, wie er, nach dieser oder jener Seite. So langen ihrer dreißig in der Nähe des Aases an."

„Da gewahrt einer der Gesellschaft das Gewimmel in der Tiefe und läßt sich alsbald in Schraubenwindungen ein wenig herab, die Sache näher zu untersuchen. Sein unglaublich scharfes Auge giebt ihm bald ein klares Bild; er erkennt, daß er das Gesuchte gefunden. Jetzt zieht er die gewaltigen Flügel ein und überläßt seinen Körper den Wirkungen der Schwere. Sausend stürzt er mehrere hundert Fuß herunter, dann breitet er rasch seine Schwingen halb wieder aus, um nicht zerschmettert zu werden, wie es bei so hohem Falle unfehlbar geschehen würde. Schon in ziemlicher Entfernung vom Boden streckt er auch die Ständer lang aus und giebt seinem Fall eine schiefe Richtung nach vorn."

„Diesem ersten Ankömmling folgen alle übrigen großen Geier rücksichtslos nach; so lange sie auf dem Aase sitzen, stört sie Nichts mehr: selbst ein ihnen sichtbarer Jäger vertreibt sie nicht. Man hört jetzt alle Minuten lang das sausende Geräusch der herabstürzenden Geier, von deren Vorhandensein man vorher gar keine Ahnung hatte; denn auch das schärfste Auge nimmt die, neun Fuß klafternden Vögel in der unschätzbaren Höhe ihres Fluges nicht einmal als Pünktchen wahr!"

„Sogleich nach Ankunft am Boden eilen die unbeschreiblich gierigen Thiere mit wagrecht vorgestrecktem Halse, erhobenem Schwanze und halbausgebreiteten, schleppenden Flügeln auf das Aas zu. Das kleinere Gesindel macht mit Ehrfurcht Platz; die etwa hinzukommenden Hunde werden mit furchtbaren Schnabelhieben empfangen und, so sehr sie auch knurren und die Zähne fletschen, zu schleunigem Rückzuge gezwungen. Die starken Raubvögel bleiben unbestritten Herren des Gebietes; dennoch aber entsteht unter ihnen selbst noch ein Gewimmel, Streiten, Zanken und Arbeiten, welches man gesehen haben muß, wenn man sich eine Vorstellung davon machen will. Zwei bis drei Schnabelhiebe zerreißen die Lederhaut des Aases und verschaffen den eingepreßten Gasen einen Ausgang; dann machen sich die starkschnäbligen Geier (zu denen der graue gehört) eifrig über die Muskellage her, während die leichter bewaffneten Arten (wie der fahle Geier) ihren langen Hals, so weit sie können, in die Höhlen einschieben, um die Eingeweide herauszufressen. Um zu Tage geförderte Därme wird wüthend gekämpft. Beständig kommen hungrige Geier frisch hinzu und stürzen sich unter die bereits Schmausenden, um sie womöglich von der köstlichen Tafel zu vertreiben. Das giebt dann wieder neuen Kampf, neues Lärmen, Beißen und ingrimmiges Gezwitscher; denn nur die bereits Gesättigten verlassen gutwillig das Mahl. Die schwächeren Gäste sitzen, während die großen Herren beim Speisen sind, entsagend um die Gruppe herum, sind aber höchst achtsam auf den Hergang, weil sie wissen, daß ihnen von jenen doch zuweilen ein Bröcklein zugeworfen wird, natürlich ohne deren Willen, blos in der Hitze des Gefechts."

„Ein kleines Säugethier wird von dieser freßwüthigen Tischgesellschaft in wenig Minuten vollständig aufgezehrt; sogar von einem Rinde oder Kamele bleibt nach einer Mahlzeit wenig übrig. Die Gesättigten entfernen sich nur mit Widerstreben, wenn sie gleich drei bis vier Pfund Fleisch im Kropfe haben sollten. Gewöhnlich laufen sie nicht weit weg, sondern bleiben schon nach wenig Schritten sitzen, um die Verdauung im Kropfe in träger Ruhe abzuwarten. Erst nach dieser fliegen sie zur Tränke, bei welcher sie dann gewöhnlich ebenfalls lange verweilen. Der Heimweg wird in den mittleren Nachmittagsstunden angetreten."

„Der Flug der Geier ist eher ein Schweben zu nennen, als ein Fliegen. Beim Erheben von der Erde nehmen sie einen Anlauf in Sprüngen; sind sie aber einmal in hinreichender Höhe angelangt, dann sieht man oft mehrere Minuten lang keinen einzigen Flügelschlag. Dennoch bewegen sie sich rasch und ohne jede bemerkliche Anstrengung."

„Ihre ausgezeichneten Flugwerkzeuge setzen sie in den Stand, in wenig Stunden bedeutende Strecken zurückzulegen; ihr scharfes Auge läßt sie aus der größten Flughöhe das von ihnen durchkreiste Gebiet absuchen. Dieses Auge ist es, welches sie beim Aufsuchen der Nahrung leitet, nicht der Geruch, wie man geglaubt hat. — Die Geier erscheinen auch bei ganz frischem Aas, welches noch keinen Geruch verbreitet oder kommen mit dem Winde zum Aase, während sie zugedecktes Aas selbst dann noch liegen lassen, wenn es bereits in Fäulniß übergegangen ist. Vor zehn Uhr vormittags fliegen sie nicht aus; nach vier Uhr nachmittags sieht man sie ebenfalls nicht.“ —

Man hat die Geier bis jetzt in den Lehrbüchern der Vogelkunde allen übrigen Raubvögeln vorangestellt; sie haben aber Nichts, was ihnen den ersten Rang sichern könnte. Es fehlt ihnen ebensowohl die edle Gestalt der Adler und Falken, als die ausgebildeten Raubwerkzeuge, die schön geformten, zu schnellem Flug befähigten Flügel, die starken, mit scharfen Krallen bewehrten Fänge, der oft mit scharfen Haken gezahnte Schnabel; es fehlt ihnen der gewandte, rauschend schnelle Flug und die Leichtigkeit der Angriffsbewegungen; es fehlt ihnen endlich der Verstand: kurz — alle die hervorragenden Eigenschaften und Begabungen, welche die Falken so sehr vor andern Vögeln auszeichnen. Sie sind den Adlern und Falken nur in einer Beziehung überlegen, im Lauf auf dem Boden nämlich. Zu den Falken und Eulen verhalten sie sich höchstens wie die Bären zu den Katzen und Hunden.

Der aufmerksame Beobachter findet bald, daß jede Art der Geier in Lebensweise und Betragen ihr Eigenthümliches hat. Zunächst unterscheiden sich die großen Arten sehr wesentlich von den kleineren, welche eigentlich Nichts mehr sind, als schwache und dumme Raben, sodann aber unterscheiden sich auch die großen Arten unter sich.

Als den höchststehenden aller Geier haben wir den im Hamburger Thiergarten leider noch fehlenden Geieradler oder Lämmergeier (Gypaëtos barbatus) zu verzeichnen. Er ist ein ebenso stattliches, als schön gefärbtes Thier von 3 Fuß 2—4 Zoll Länge und $7^2/_3$—$8^1/_6$ Fuß (Pariser Maß) Breite. Seine Färbung ist auf dem Rücken schwarzgrau, jede Feder mit einem weißen Schaftstriche versehen, der Kopf ist gelblichweiß, von einer schwarzen Linie umzogen, der Hals und der ganze Untertheil des Körpers fast orangenfarbig. Ein schwarzes, fleckiges Band geht von der Schulter nach der

Brust; Schwingen und Schwanzfedern sind bräunlichgrau, die Iris ist silberweiß, etwas ins Gelbliche spielend, mit deutlich sichtbaren Ciliargefäßen; um sie zieht sich ein breiter mennigrother Ring; das Auge ist sehr gewölbt und groß. Die Farbe des Schnabels ist hornblau, die der Füße bläulich. Das Jugendkleid des Vogels ist dunkelbraun, an Brust, Seiten, Bauch und Beinen heller, das Auge hat anstatt des mennigrothen einen schwärzlichen Ring. Das Flaumenkleid der ausgekrochenen Jungen ist weiß.

Der Geieradler ist mit keinem andern Mitglied seiner Familie zu verwechseln. Ihn kennzeichnet die schlanke, fast falkenartige Gestalt mit langen, spitzen Flügeln und dem großen, langen, keilförmig zugespitzten Schwanze, sowie endlich der lang vorgestreckte, sattelförmige Schnabel mit starkem Bart aus borstenartigen Haaren an der Wurzel. Am nächsten kommt dem Geieradler, namentlich im Fluge, noch der kleine egyptische Aasgeier.

Die Verbreitung des stolzen Vogels ist eine sehr ausgedehnte, vorausgesetzt, daß man alle Geieradler als gleichartig betrachtet. Von unsern Alpen an bis zu den Gebirgen des inneren Afrika und denen der Mongolei fehlt der Geieradler wahrscheinlich auf keinem Hochgebirge. Dieses ist als seine eigentliche Heimat zu betrachten; in die Tiefe herab kommt er nur an wenigen Orten, wie z. B. in Spanien, wo er, soweit es sich um Europa handelt, überhaupt am häufigsten vorkommt. In den Alpen ist er fast ganz ausgerottet und geht seinem vollständigen Untergang mit Sicherheit entgegen.

So viel Geschichten über den Geieradler auch erzählt worden sind, so ungenügend scheint bis jetzt seine Lebensweise beobachtet worden zu sein. Das Eine dürfte feststehen, daß von den Schauergeschichten nur der allergeringste Theil als wahrscheinlich angenommen werden darf. Nach unsern vielfachen Beobachtungen in Spanien ist der Geieradler nichts Anderes, als ein wohl ausgerüsteter, bewegungsfähiger, schöner, aber äußerst gutmüthiger und durchaus harmloser Geier!

Als amerikanischen Vertreter dieses herrlichen und verhältnißmäßig edlen Vogels nimmt man mit mehr oder weniger Recht den Bewohner der Hochgebirge Südamerikas an, den Kondor (Sarcorhamphus Gryphus). Es versteht sich fast von selbst, daß auch über ihn die wundersamsten Geschichten in Umlauf gesetzt worden sind, daß man ihm Dinge zugemuthet hat, welche er unmöglich ausführen kann, oder Thaten ihm zugetraut, von denen sein Herz

Nichts weiß. Erst neuerdings noch wurde in dem gelesensten Blatte Deutschlands eine haarsträubende Geschichte von den Kondors berichtet, und mehr als an andern Vögeln hat sich die ungezügelte Fantasie gewisser Schriftsteller versucht, die Fantasie von Leuten, welche bei roher Unkenntniß der Natur ein merkwürdiges Bestreben offenbaren, sie ihren Ideen anzupassen. Wenn man die Beschreibungen solcher Leute liest, möchte man allerdings glauben, daß der Kondor die ganze Cordillera unsicher und das Leben des Menschen und der Hausthiere unmöglich mache. So gefährlich ist die Sache zum Glück noch nicht, und ein einziger Blick auf den Kondor selbst spricht jedenfalls weit besser für ihn, als alles Geschwätz.

Der Hamburger Thiergarten besitzt drei Kondore, welche von einigen in Valparaiso lebenden Hamburgern geschenkt worden sind, leider nur junge Vögel, an denen man die Schönheit der Alten noch nicht erkennen kann. Sie sind gleichmäßig licht chokoladenbraun, die Schwung- und Schwanzfedern aber schwarz; der Schnabel ist schwarz, der Fuß grau, das Auge dunkelbraun.

In den Naturgeschichten findet sich angegeben, daß der Kondor bei 3—5 Fuß Länge 12—18 Fuß breit klaftere. Die Wahrheit ist, daß er einem Ohrengeier an Größe und Breite etwa gleich kommt, d. h. bei einer — des langen Halses wegen bedeutenden — Länge von 3 Fuß 10 Zoll, 9½ Pariser oder ungefähr 10½ rheinländische Fuß mißt. Das ausgefärbte Männchen beschreibt Pöppig mit folgenden Worten. „Es ist im allgemeinen glänzend schwarz, hin und wieder mit leichtem, grauen Anflug, die größeren Flügeldeckfedern sind weiß, ausgenommen am unteren Theile und an der äußersten Spitze, und ähnliche Farben tragen auch die Schwingfedern zweiter Ordnung. Den Unterhals umgiebt eine Krause von weißen Dunen; die den übrigen Hals und den Kopf bekleidende Haut erscheint faltig, grob und rauh, erhebt sich auf dem Vorderkopfe und fließt nach hinten mit ein paar niedrigen Hautfalten zusammen, die unregelmäßig hin und her gebogen und zu Warzen anschwellend unter dem Kinne sich vereinigen und da einen Lappen bilden, der wie der übrige Theil dieses Kopfanhanges in seinem halbknorpeligen Gewebe wenige Gefäße birgt. Die große Ohröffnung liegt halb verborgen unter der Schlaffalte; das sehr in die Länge gezogene lebhafte Auge liegt weiter nach hinten, als bei den Adlern. Der Oberkiefer ragt weit über dem Unterkiefer hervor und krümmt sich zum gewaltigen Haken um; der überhaupt sehr große Schnabel ist an der Spitze weißlich, sonst durchaus braungrau, der etwas keilförmige Schwanz im Verhältniß zum übrigen Körper kurz und in beiden

Geschlechtern, die sich überhaupt äußerlich kaum von einander unterscheiden lassen, von derselben schwärzlichen Farbe."

Die besten Beobachtungen über den Kondor haben Alexander von Humboldt und J. J. von Tschudi gesammelt und veröffentlicht. Pöppig hat sie im Auszuge mitgetheilt, und seiner Schilderung entnehme ich das Nachstehende:

„Die sehr alte orientalische Fabel von dem Vogel Rock gab Veranlassung zu den Uebertreibungen und den abenteuerlichen Beschreibungen, welche die spanischen Eroberer des 16. und 17. Jahrhunderts von dem Kondor Südamerikas entwarfen. Die Fantasie jener den Arabern nicht sehr fern Stehenden gefiel sich darin, Eigenschaften auf den größten aller Geier überzutragen, die einem überall in Asien bekannten und dennoch nirgends anzutreffendem Fabelwesen zugeschrieben wurden. Gläubig empfingen die von der Großartigkeit der amerikanischen Natur geblendeten europäischen Leser jene Berichte, und bis auf Ulloa fiel es Keinem ein, genaue Forschungen und Aufklärungen für nöthig zu achten."

„Der Kondor fuhr fort, als ein geflügelter Riese zu gelten, der, die höchsten Gebirge nicht verlassend, dort gleichsam Wache hielt über die reichen Silberschätze und jeden einsamen Abenteurer entweder durch seinen Anblick schreckte oder mit Gewalt vertrieb, große Säugethiere mit seinen Krallen ergriff und ohne Mühe auf den Gipfel des Chimborasso trug. Man verdankt Humboldt die erste Aufklärung der selbst von Büffon mit Irrthümern und Uebertreibungen angefüllten Beschreibung des Kondors, der aufgehört hat, ein furchtbares Raubthier zu sein und ebenso auf gewöhnliche Maße herabgesunken ist, wie die Riesen Patagoniens und ähnliche wunderbare, in dunkeln Zeiten erstandene Geschöpfe". So weit wäre Pöppigs Gewissenhaftigkeit anerkennenswerth. Anders aber verhält sich die Sache, wenn wir dem Herrn Professor der Thierkunde an der Hochschule zu Leipzig schärfer „auf die Finger sehen." Da stellt sich denn heraus, daß auch „Brutus" unter den Verschwörern sich befindet, wenigstens als jugendlicher Sünder unter ihnen sich befunden hat. Der Herr Professor wird mir verzeihen, daß ich seine „Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome u. s. w." gelesen und auch die Note auf Seite 312 des ersten Bandes nicht übersehen habe. Dort hat er gesagt: „Keiner der getödteten Kondore maß mehr als sechszehn Schuh Flügelweite, und vielfache Messungen, welche ich im Sommer in den Anden und in den Wintermonaten in Talcahuano anstellte, bewiesen, daß achtzehn

Fuß die größte aller vorkommenden Weiten sei." An eine Irrung ist bei solcher Bestimmtheit der Redeweise wohl nicht zu denken, und die Zierlichkeit seiner eignen Füße hat der Herr Professor schwerlich durch seine Angabe beweisen wollen oder können, da es ja bekannt ist, daß wir Vogelkundigen uns des Pariser Maßes bedienen. Es geht also, wie es scheint, zur Genüge hervor, daß Pöppig selbst um kein Haar besser gewesen ist, als die Fantasten und Mährchenerzähler, welche er vorstehend höchstselbst bemäkelt hat, und sicherlich darf jeder denkende Leser überzeugt sein, daß der Herr Professor nicht eine einzige, geschweige denn vielfache Messungen gemacht hat.

Im übrigen hat Pöppig später gewissenhaftere Werke wohl studirt, und demzufolge darf seine Naturgeschichte mir hier auch ferner als Vorlage dienen.

„Daß der in völliger Freiheit den Luftraum durchmessende Kondor auf den Beschauer einen ungewöhnlichen Eindruck hervorbringt, liegt zum großen Theil in der Natur der von ihm bewohnten Landschaften. Nur wenn Nahrung sich darbietet, sinkt er auf die niedrigen und reizlosen Ebenen, verschwindet aber alsbald nach Stillung des Hungers und wird zu seinem Vortheile nur in der Mitte der höchsten Gebirge wahrgenommen. Sein eigentlicher Wohnort sind die Kämme der durch 60 Breitengrade reichenden Cordillera der Andes von Magelhaensland bis jenseits Quito. In jenen meist unbewohnten Einöden sucht er die abgelegensten, von den Menschen kaum jemals betretenen Orte auf, um, auf hoher Felsenspitze sitzend, die Nacht zu verbringen oder um in einer dem Auge von unten nicht erkennbaren Spalte sein Nest anzulegen. Er erscheint wie ein eigentlicher Herrscher in der Mitte einer unbeschreiblich ernsten Natur, wo eine Felsenwand über die andere sich aufgethürmt und die unglaublich tiefen Schluchten nur an wenigen Orten weit genug aus einander treten, um den Zügen beladener Maulthiere den Durchgang zu gestatten, welche langsam und in langen Pausen die Verbindung zwischen den Menschen des zu beiden Seiten der Bergkette gelegenen Flachlandes unterhalten. Unter solchen Umgebungen, die durch ihre Gewaltigkeit ihn fast erdrücken oder ihn die eigene Nichtigkeit fühlen lassen, erblickt der Europäer den schwarzen Riesenvogel, der, plötzlich von einer Felsenspitze sich erhebend, eine Zeit lang den Zug der Reisenden in großen Höhen spähend verfolgt, dann die langsamere Bewegung aufgebend, ohne irgend bemerkbare Anstrengung schief aufsteigt, mit reißender Schnelligkeit sich den Wolken nähert, zwischen diesen verschwindet und dem schärfsten Auge nicht leicht zum zweiten Male sichtbar wird. Gesteht doch selbst Humboldt, daß, als er in hoher Felsenwüste den

Kondor zuerst sah, fast alle Ueberlieferungen älterer Schriftsteller ihm glaubhaft erschienen, und daß er nur nach wirklicher Messung des Vogels von der Täuschung zurückgekommen sei, die ihm ein Riesengeschöpf vorgespiegelt hatte. Aber selbst dem nüchternen Naturforscher imponirt immer noch der Anblick, zumal wenn vor seinen Augen ein Flug von zwanzig oder mehr Kondors sich in die Luft erhebt. Ein solcher erregte die Bewunderung des ruhigen Darwin, der weiter als irgend ein Europäer vor ihm in das Innere Patagoniens eindrang und jene merkwürdigen, wohl durch mehrere Breitegrade laufende Basalte erreichte, die wie Stufen regelmäßig aufeinandergesetzt, keiner Vegetation Raum gestatten, schwarz, todt und wasserlos dastehen und daher von den meisten Thieren geflohen werden. Eine Schar von mächtigen Vögeln rastete auf einer hohen Spitze und stieg majestätisch und in weiten Kreisen in die Lüfte empor, als der Naturforscher, vielleicht der erste von ihnen erblickte Mensch, sich langsam näherte. Solche bevorzugte Orte scheint der Kondor oft zu behaupten, denn von Chile bis Quito giebt es viele Felsen und Spitzen der Andes, deren Namen den Ruhepunkt der Kondors bezeichnet. Der eigentliche Aufenthalt des Kondors liegt zehn- bis funfzehntausend Fuß über dem Meere, denn auf solchen Höhen allein ist er zu brüten gewohnt. Gemeiniglich sieht man ihn nur einzeln oder paarweise, und wenn er in Flügen beobachtet wird, so hat entweder eine bereits aufgezehrte Beute die Ausruhenden versammelt, oder es bietet irgendwo eine solche sich dar, der zu nahen die Harrenden noch nicht wagen. Niedrige Küstengegenden vermeidet er sorgfältig und kommt nur herab ans Meer, wenn dasselbe einen Walfisch anspülte. Im Binnenlande sieht man ihn häufiger, und da naht er sich bisweilen ziemlich furchtlos den Wohnungen. Seine erstaunliche Flugkraft hat man am besten Gelegenheit zu bewundern auf Höhen, die den höchsten Spitzen der europäischen Alpen Nichts nachgeben; dort bemerkt man den Kondor mehrere tausend Fuß über sich. Er schwebt durch die Luftschichten, ohne daß man die geringste Flügelbewegung wahrnimmt, beschreibt weite Kreise und steigt in flachen Spiralen mit Schnelligkeit einige tausend Fuß aufwärts. Ein so befähigter Vogel vermag des Morgens vielleicht in weniger als einer Stunde Zeit von den 12 bis 15,000 Fuß hohen Gebirgskämmen nach der, mindestens in Chile 8 bis 10 geographische Meilen in geometrischer Linie entfernten Seeküste herabzusteigen, die Cordillera später zu durchkreisen, über den Pampas zu schweben und zeitig genug den hohen Wohnort wieder zu erreichen, auf welchem er die Nacht verbringt."

Man findet den Kondor südlich bis zum 45. Breitengrade, nördlich ungefähr bis Quito. In Venezuela ist er ebensowenig heimisch, wie auf der Erdenge von Panama, und wenn man ihn in Mejiko gesehen haben will, so beruht dies wahrscheinlich auf einer Verwechslung mit dem kleineren Königsgeier. Er soll nicht allein von Aas leben, sondern auch lebende Thiere angreifen, ja sogar paarweise Kälber und junge Ochsen anfallen und selbst den Puma tödten; hierüber fehlen uns aber noch genauere Beobachtungen von wirklichen Naturforschern. Daß der Kondor Menschen anfalle, gehört wohl in das Reich der Fabel. Er wird in der Regel am leichtesten erlegt, wenn er eine reichliche Mahlzeit gehalten hat und dann schwer im Stande ist, sich vom Boden zu erheben. Hauptsächlich fängt man ihn mit dem Lasso, den ihm der Reiter um den Hals wirft, worauf er mit dem Pferde im Galopp davon sprengt und den nachschleifenden Vogel auf diese Weise erwürgt. Mit Schroten soll er wegen seines dichten, fest anliegenden Gefieders kaum umzubringen sein, doch möchte ich Dies bezweifeln und glaube sicher, daß ein wohlgezielter Schuß starker Schrote den Vogel mit derselben Leichtigkeit tödte, wie z. B. den Geieradler. Der Kugel aber erliegt er gewiß, und wenn man über seine Jagd berichtet hat, daß er, von sieben Kugeln durchbohrt, noch nicht getödtet worden sei, so ist Das jedenfalls Fabel. Die Indier tödten ihn auch mittelst vergifteten Fleisches.

Ueber die Fortpflanzung des Kondors liegen uns ebenfalls verschiedene, nicht immer übereinstimmende Berichte vor. Er soll kein Nest bauen, sondern seine schmuzig weißen Eier auf einen kahlen Felsenvorsprung legen; das Weibchen soll ein volles Jahr lang die langsam aufwachsenden Jungen pflegen, und dieselben sollen nicht vor Ablauf des dritten Jahres ein vollständiges Gefieder erhalten. Ganz ausgefärbt ist der Vogel erst im fünften Jahre und dann durch den weißen Federkragen des Halses als alter Vogel kenntlich.

Die Gefangenen des Hamburger Thiergartens sind ruhige, gutmüthige Vögel. Sie vertragen sich vortrefflich mit den übrigen Raubvögeln, unter denen sie leben müssen, am besten mit den Geiern, mit welchen sie überhaupt viele Aehnlichkeit im Betragen haben. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß man sie in hohem Grade zähmen könnte. Bösartig, tückisch sind sie gewiß nicht, höchstens dann und wann etwas muthwillig.

Ein zweiter beachtenswerther Vogel aus der Gruppe der amerikanischen Geier ist der Geierkönig (Gyparchus Papa). Schon sein Name deutet an,

daß sich das Thier durch besondere Eigenthümlichkeiten von seinen Verwandten unterscheidet. Die Größe ist es nicht, welche ihm seinen Ehrennamen verschafft hat, vielmehr seine auffällige Gestalt und besonders die Ausstattung des Kopfes und Halses und mehr noch vielleicht sein herrschsüchtiges Betragen.

Der Geierkönig hat eine Länge von ungefähr 2½—3 Fuß und klaftert gegen 5 Fuß. Sein Kopf ist dick und stark, größtentheils mit feinen, schwarzen Borstenfedern besetzt, die nur am Grunde einige noch feinere Aeste haben; die Gegend um das Nasenloch ist nackt, warzig; auf der Brücke über den Nasenlöchern befindet sich ein fleischiger, hoher Kamm, der im Leben umgeschlagen herabhängt und nach vorn in einen größeren, nach hinten in zwei kleinere, gezackte Lappen getheilt ist. Der hornige Schnabelüberzug ist am Grunde schwarz, dann lebhaft roth, die Spitze gelblichweiß. Der ganze Vorderhals, die Halsseiten, die Kehle vom Kinn an, die Unterseiten, sowie Theile des Nackens sind völlig nackt, desgleichen die Augenlider bis an den Rand. Die Backen zeigen unter den Augen acht dicke Schwielen, welche sich nach hinten in einen Streifen vereinigen, der sich vom Hinterkopfe aus eine Strecke am Nackenrande hinabzieht. Alle nackten Theile sind lebhaft roth gefärbt. Die Iris ist silberweiß. Da, wo das Gefieder beginnt, umgiebt den Hals eine breite, graue Binde, welche vorn unterbrochen ist, indem ein nackter Streifen sich über die Brust bis zum Bauche hinabzieht. Die Federn dieser Binde sind zwar ebenso groß, wie die folgenden, haben aber feinere, lockere Aeste, besonders nach hinten zu. Der ganze Rumpf, die Schenkel und die Flügel bis zu den großen Deckfedern hinab sind mit hell isabellfarbenen, großen, reinen und schönen, nicht eben straffen Federn bekleidet, welche gegen den Nacken hinauf dunkler, gegen den Bauch hinab heller werden. Nur der Unterrücken ist von der Mitte an schwarz befiedert. Die großen Deckfedern der Flügel sind schwarz, am Außenende bräunlich gelbgrau angeflogen, am Grunde reinweiß; ebenso sind die Schwingen gefärbt; doch fehlt den Handschwingen der hellere Rand. Die Zahl der letzteren ist zehn; die erste ist beträchtlich verkürzt, die dritte am längsten. Am Arme sitzen 20 bis 22 Schwingen, am Schwanze 12 schwarze, nur unten etwas weiße Steuerfedern. Die schwarzen Beine haben eine dichte, feine, sechseckige Beschuppung und bekommen erst an den Zehen an der Mitte des ersten Gliedes einen halben Gürtel, welcher unmittelbar über und vor dem Gelenk am breitesten ist. Die Spannhaut am Grunde der Zehen ist dick, stark warzig, und zwischen den beiden inneren Zehen etwas breiter, als zwischen der Außen- und Mittelzehe.

Die Krallen sind ziemlich hoch und verhältnißmäßig stark gekrümmt. Der Daumen hat die kürzeste Kralle. Das Gefieder des jungen Vogels ist rußbraun von Farbe, auf dem Rücken dunkler. Auch die Halskrause hat einen dunkleren Ton; Schwingen und Schwanz sind schwärzer. Statt des Kammes trägt er auf dem Schnabel einen kleinen Höcker.

Der Geierkönig bewohnt einen großen Theil des tropischen Amerika von Südbrasilien bis Mejiko, soll sogar zuweilen in Florida vorkommen. Man findet ihn sowohl im Urwaldgebiet, als auf den Campos. Er ist ein scheuer, vorsichtiger Vogel, nährt sich wie die übrigen Geier von Aas, fällt aber wohl nie lebende Thiere an. Er nistet auf hohen Bäumen, auf den Spitzen alter, abgestorbener, stärkerer Stämme, und soll ganz weiße Eier legen. Von glaubwürdigen Reisenden wird erzählt, daß ihm die schwächeren Geier, sobald er erscheint, das Aas überlassen und erst dann sich demselben wieder nähern, wenn er sich gesättigt hat. Andere Beobachter bestreiten Dies, gewiß aber mit Unrecht. Die Annahme, daß die andern Geier aus Scheu vor seinem gewissermaßen majestätischen Wesen ihm die besten Bissen überlassen, mag falsch sein; dagegen läßt sich nicht bezweifeln, daß jene vor seinen Schnabelhieben diejenige Achtung haben, welche solche Kraftäußerungen verdienen, und im Bewußtsein ihrer Schwäche sich zurückziehen. Ich selbst habe oft beobachtet, daß kleinere Vögel größere durch ihr zanksüchtiges Wesen beherrschen, Vögel, welche bezüglich ihrer Körpergröße gar nicht mit den andern sich messen konnten, daß z. B. eine gewöhnliche Dohle, welche wir mit großen Raubvögeln, unter diesen zwei Lämmergeier, in einem Käfig hielten, letztere stets mit Schnabelhieben vom Trinkgeschirr verjagte und sie nicht eher hinzuließ, bis sie selbst ihren Durst gestillt hatte. So gut sich Dies bei gefangenen Vögeln ereignete, ebensogut mag es in der Freiheit vorkommen. Zudem hat mein Bruder ein ganz ähnliches Verhältniß, wie es zwischen dem Geierkönig und seinen Unterthanen besteht, bei den afrikanischen Geiern beobachtet: die Aasgeier (Neophron) räumen dort den Gänsegeiern (Gyps) und den Ohrengeiern (Otogyps) unter gleichen Umständen ebenfalls das Feld.

Der Geierkönig des Hamburger Thiergartens ist ein altes, völlig ausgefärbtes Exemplar und kann mit Recht als eins der schönsten bezeichnet werden, welche man in der Gefangenschaft zu sehen bekommt. Es ist ein böses, bissiges Thier, welches eine vorsichtige Behandlung erfordert und schon beim Anblick eines Menschen ein ärgerliches Knurren ausstößt. Nähert man sich ihm mehr, so erwartet es funkelnden Auges einen etwaigen

Angriff, schnellt dann plötzlich den Hals lang vor und beißt gefährlich. Mit den übrigen Geiern verträgt der Königsgeier sich auch in der Gefangenschaft nicht; die großen und starken Verwandten wissen ihm aber gebührend entgegenzutreten.

Mit den altweltlichen Mitgliedern der Geierfamilie hat sich die Sage allerdings weit weniger beschäftigt, als mit Kondor und Königsgeier; demungeachtet verdienen auch sie die vollste Theilnahme des Naturforschers, wie des Laien. Man darf nicht verkennen, daß erst die Neuzeit uns Kunde über Lebensweise und Betragen dieser Vögel gebracht hat und daß selbst dem Forscher heute noch jeder Beitrag zur Lebenskunde der Geier willkommen erscheinen muß. In dem Hamburger Thiergarten sind zur Zeit drei Sippen vertreten: die Gänsegeier, die Mönchsgeier und die Ohrengeier. Erstere, welche man jetzt unter dem Namen Gyps vereinigt, sind leicht von den beiden andern zu unterscheiden. Sie kennzeichnet der lange, dem Kopfe an Dicke gleiche, mit dünnem, weißen Flaum besetzte Hals und die Krause im Nacken, welche bei den alten Vögeln aus zerschlissenen, kurzen, weißen, sehr dicht stehenden, haarartigen Federn besteht, während sie bei den Jungen durch längere, lanzettförmige, echte Federn gebildet wird. Der übrige Leibesbau zeigt nur geringe Abweichungen von dem der andern Sippen.

Die Mönchsgeier (Vultur) sind kurzhälsig und dickköpfig und schon hierdurch von den Gänsegeiern zu unterscheiden. Auf dem verhältnißmäßig schwachen Halse ruht ein sehr starker Kopf, welcher größtentheils mit kleinen, flaumigen Federn besetzt ist und im Nacken einen Schopf zeigt, hervorgebracht durch dichterstehende und gegen einander geneigte Federn von ähnlicher Beschaffenheit. Im übrigen zeichnen sich die Vögel durch sehr reichliche Befiederung aus.

Die Ohrengeier (Otogyps) endlich kennzeichnen sich durch den verhältnißmäßig riesigen Kopf, welcher scheinbar auf noch schwächerem Halse ruht, als bei dem Mönchsgeier, und äußerst spärlich befiedert ist. Der Schnabel ist gewaltig; das Gefieder der Unterseite ist sehr eigenthümlich. Es besteht wesentlich aus einem dichten, wolligen Flaum, welcher namentlich auf den Schenkeln sehr deutlich hervortritt, und aus langen, säbelförmigen Oberfedern, welche sehr vereinzelt über den Flaum heraustreten und nicht zahlreich genug sind, denselben zu bedecken.

Von den amerikanischen Geiern unterscheiden sich die altweltlichen augenfällig durch die mangelnden Hautauswüchse am Kopfe, welche gerade bei dem Kondor und dem Königsgeier besonders ausgeprägt sind.

Aus Südeuropa stammt der gemeine Gänsegeier (Gyps fulvus), ein Vogel von 3½ Pariser oder reichlich 4 Hamburger Fuß Länge und 8¼ Pariser oder 9½ Hamburger Fuß Breite, dessen Gefieder sehr übereinstimmend gefärbt ist und eigentlich nur drei Hauptfarben zeigt: ein mehr oder minder röthliches Fahlbraun als Grundfarbe, ein graulches Weiß, welches überall da hervortritt, wo der Flaum zur Geltung kommt, und ein düsteres Schwarzbraun, welches die Farbe der Schwung- und Steuerfedern ist.

In allen Gebirgsgegenden Südeuropas ist der Gänsegeier eine regelmäßige Erscheinung. Schon in Südungarn und Siebenbürgen ist er häufig, in Spanien gemein; doch würde man irren, wenn man glauben wollte, ihn überall zu finden. Er bewohnt nur während der Brutzeit ein bestimmtes Gebiet; außerdem streicht er im Lande auf und nieder, fast immer in Gesellschaft mit seines Gleichen oder mit nahe verwandten Arten.

Hinsichtlich seines Betragens unterscheidet er sich nicht unwesentlich von den andern Geiern. Er ist der bösartigste, bissigste von allen und, wie es scheint, auch der mindest begabte oder der geistloseste. Unter andern Geiern weiß er sich stets die Herrschaft zu erringen; dem ihn Angreifenden geht er tollkühn zu Leibe. Mit seines Gleichen lebt er nur so lange in Frieden, als sich ihm keine Gelegenheit zum Zorn bietet; jedes Aas aber wird Ursache zu grimmigen Kämpfen mit andern seiner Art und mit Verwandten. Und nicht blos auf dem Boden werden derartige Kämpfe begonnen und durchgeführt, sondern auch in hoher Luft. Zuweilen kommt es vor, daß zwei Geier, welche scheinbar ruhig neben einander dahin fliegen, plötzlich sich erbosen und sofort einen Zweikampf beginnen, welcher sie die Höhe, in der sie sich bewegen, vollständig vergessen läßt. Auf einer meiner Jagden in der Sierra de Gudarrama beobachtete ich, daß zwei Geier plötzlich in hoher Luft über einander herfielen, sich in einander verkrallten und nunmehr einen Klumpen bildend, zum Fliegen selbstverständlich unfähig, wirbelnd zur Erde herabsausten. Nicht einmal der Sturz auf den Boden änderte ihre Wuth. Sie setzten auch hier den Kampf fort und schienen die Außenwelt so vollständig vergessen zu haben, daß sich ein in ihrer Nähe befindlicher Schäfer verleiten ließ, sie fangen zu wollen. Wirklich brachten sie erst mehrere wohlgezielte Hiebe, welche der Mann mit seinem langen Stocke

unter sie führte, zur Besinnung und zur Ueberzeugung, daß es doch wohl besser sei, für jetzt den Zweikampf aufzuschieben. Dieses thaten sie denn endlich auch und eilten mit heftigen Flügelschlägen nach verschiedenen Richtungen hin aus einander.

Die Brutzeit des Gänsegeiers fällt in Südeuropa in die letzte Hälfte des Februar oder in den Anfang des März. Der Horst wird gewöhnlich in einer Felsenhöhle oder wenigstens unter einem überhängenden Felsen errichtet und besteht aus einer dünnen Schicht nicht sehr starker Reiser. In diesen Horst legt das Weibchen ein weißes Ei von der Größe eines Gänseeies mit dicker Schale, welches es mit dem Männchen gemeinschaftlich bebrütet und zwar so, daß das Männchen in der Regel während der Vormittags- und ersten Nachmittagsstunden dem Brutgeschäft obliegt, das Weibchen dagegen den übrigen Theil des Tages im Neste verweilt. Auf Bäumen horstet der Gänsegeier nie. An einem günstigen Brutplatze findet man immer mehrere Horste in einer Entfernung von etwa 100 bis 200 Schritt von einander. Eigenthümlich ist, daß die Nistgesellschaften an solchen Felswänden keineswegs ausschließlich aus Geiern bestehen, sondern daß die Geier ruhig neben und unter sich auch den Geieradler oder Bonelli's Habichtsadler dulden, ja selbst dem schwarzen Storch gestatten, unmittelbar neben ihrem Horst sich anzusiedeln und zu nisten. Auf den Eiern sitzen die Geier ziemlich fest, kommen erst auf lautes Anrufen aus der Höhle hervor, stellen sich auf den Rand derselben und sehen sich neugierig nach dem Störer um, trippeln auch wohl, wenn dieser sich gut verborgen hatte, nach dem Neste zurück und verlassen letzteres überhaupt nur, wenn sie sich wirklich von der ihnen drohenden Gefahr überzeugt haben. Bei meinen Jagden in der Nähe des Escorial machte ich mir oft das Vergnügen, die brütenden Geier vom Neste aufzurufen. Sie erschienen auf jedesmaligen Anruf, schauten sich sorgfältig nach allen Seiten um und zogen sich dann, wenn sie mich nicht gewahren konnten, wieder in das Nest zurück. Ein nach ihnen abgefeuerter Schuß scheucht freilich die ganze brütende Gesellschaft auf, und jeder Einzelne sucht mit raschen Flügelschlägen das Weite. Dann währt es lange Zeit, ehe sie sich wieder sehen lassen; man späht vergeblich nach allen Seiten hin, die Gegend erscheint mit einem Male wie ausgestorben, und von den gewaltigen Vögeln ist auch nicht das Geringste mehr zu entdecken. Erst nach ungefähr einer halben Stunde erscheint Einer nach dem Andern. Jeder streicht mehrere Male am Nistplatze vorbei, hält sorgfältig Umschau und schießt dann plötzlich,

aber mit einer gewissen Heimlichkeit, nach dem Horste hernieder, verweilt noch eine Zeit lang vorn auf dem Felsenrande, späht nochmals vorsichtig und mißtrauisch in die Runde und schleicht sich nun erst wieder in das Innere seiner Felsenhöhle zurück. Es ist vielfach behauptet worden, daß diese Geier den das Nest bedrohenden Jäger muthig angriffen; diese Angabe entbehrt jedoch nach meinen Beobachtungen jedes Grundes.

Noch ist es unbekannt, wie viel Tage der Bebrütung erforderlich sind, um das große Ei zu zeitigen; man weiß nur, daß gegen Ende des März bereits einzelne der Jungen ausgeschlüpft sind. Bezeichnend für diese Vögel, welche niemals Wohlgerüche verbreiten, ist, daß nicht blos das ausgeschlüpfte Junge, sondern schon das sich im Ei entwickelnde, ja selbst Dotter und Eiweiß heftig nach Moschus stinken. Das Ausblasen eines solchen Eies erfordert in der That die ganze Gleichmüthigkeit eines begeisterten Naturforschers, und selbst dieser muß gewaltsam ankämpfen, um des aufsteigenden Ekels sich zu erwehren.

Das Junge, welches einem kleinen Wollklumpen gleicht, wird von beiden Alten mit vieler Liebe behandelt und sorgfältig geäzt, zuerst mit den durch die Verwesung bereits gänzlich zersetzten Fleischtheilen eines Aases, später mit kräftigerer Nahrung, freilich immer mit solcher, welche derselben Quelle entstammt. Daß diese Aezung nicht dazu beiträgt, den Geruch der Geier zu vermindern, kann man sich denken. Dank der reichlichen Fütterung wächst das Junge verhältnißmäßig rasch heran; jedoch währt es immerhin mindestens drei Monate, bevor es flugfähig und damit selbständig wird.

Es ist ziemlich gleichgiltig, ob man einen jungen oder einen alten Gänsegeier einfängt; denn dieser wie jener bleibt gleich unbändig in der Gefangenschaft. Zu dem Pfleger gewinnt der Gänsegeier niemals Vertrauen; er fürchtet ihn höchstens, obwohl keineswegs immer. Jeden Versuch einer Annäherung weist er sofort mit Klaue und Schnabel zurück, und beide Werkzeuge weiß er vortrefflich zu gebrauchen. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß er immer in gewissem Grade gefährlich bleibe. Nur ein einziges Mal habe ich in dem Hofe eines Wirthshauses zu Bayonne einen wirklich gezähmten Gänsegeier gesehen. Er hing freilich an einer langen, dünnen Kette und war in seinen Bewegungen hierdurch wesentlich gehindert. Dieser Vogel kam auf den Ruf seines Pflegers von der Stange herab geflogen, näherte sich vertraulich dem Manne und duldete es sogar, daß dieser ihn zwischen die Beine nahm und ihm Kopf, Hals und Rücken streichelte. Mit den im Wirthshaus befindlichen Hunden lebte er ebenfalls in größter

Einigkeit. Solche Edle ihres Geschlechts gehören freilich zu den größten Ausnahmen.

Zu fangen ist der Gänsegeier wie alle Verwandten ziemlich leicht. Fallen, welche geschickt um ein Aas gestellt worden sind, bringen ihn sicher in die Gewalt des Menschen.

Die Jagd gelingt am leichtesten bei dem Aase. Man läßt sich in der Nähe desselben eine Hütte in die Erde graben, diese sorgfältig wiederum mit Erde überdecken und wartet hier das Erscheinen der hungrigen und gefräßigen Raubvögel ab. Anzurathen ist, daß man solche Hütte über, nicht aber unter dem Winde anlegt, damit man nicht in die Verlegenheit kommt, den Anstand verlassen zu müssen, bevor die Geier überhaupt erscheinen, da eine Menschennase selbstverständlich anders empfindet, als das Geruchswerkzeug eines Geiers. Geduld und Ausdauer führen beim Anstande sicher zum Ziel. Minder ergiebig, aber weit unterhaltender ist der Anstand auf gewissen Bergzügen, welche von den nach Nahrung ausfliegenden Geiern regelmäßig besucht werden. Hier verbirgt man sich auf der Firste des Bergzuges zwischen Felsen oder Gebüsch so gut als möglich und wartet, bis die Geier erscheinen. Dann hat man das Vergnügen, sie schon von fernher beobachten und schließlich im Fluge auf sie feuern zu können. Aber auch hierbei hat man noch eine Vorsicht zu gebrauchen, man darf nämlich niemals auf einen Geier schießen, welcher nahezu senkrecht über Einen dahinfliegt, weil man sich sonst der Gefahr aussetzt, von dem herabstürzenden Vogel erschlagen oder mindestens arg verletzt zu werden. Mein Bruder erzählte mir, daß ihn auf einer seiner afrikanischen Jagden beinahe dieses Schicksal getroffen hätte.

Auffallend war mir eine Beobachtung, welche ich in der schon erwähnten Sierra de Gudarrama machte. An einem trüben Septembertage war das Gebirge, welches den Ort La Granja umschließt, bis zum Fuße herab dicht in Nebel gehüllt. Zufällig bemerkte ich von meiner Wohnung aus in unmittelbarer Nähe des Dorfes eine zahlreiche Geierschar. Es waren Gänsegeier und Mönchsgeier, welche unter einander saßen. Diese willkommene Erscheinung verlockte natürlich zur Jagd. Einer meiner Freunde und ich beschlossen, die günstige Gelegenheit zu benutzen. Die Geier saßen frei auf einer mit Felsstücken übersäeten Ebene, gruppenweise vertheilt, in sehr malerischen Stellungen. Es war für uns unmöglich, gedeckt an sie anzuschleichen, und wir beschlossen deshalb, uns ihnen auf gut Glück zu nähern. Zu unserer nicht geringen Ueberraschung hielten sie ruhig bis auf Büchsenschußweite aus;



Sperbergeier.

wir feuerten, waren jedoch von dem eiligen Laufe zu erregt, als daß wir sicher hätten zielen können, unsere beiden Kugeln schlugen dicht unter den Geiern auf den Felsen, und — die Geier blieben nicht nur sitzen, sondern wendeten kaum den Kopf. Wir näherten uns auf geringere Entfernung, feuerten zum zweiten Male, erlegten Jeder unsern Vogel und scheuchten hierdurch allerdings die übrigen in die Flucht, mußten jedoch zu unserer erneuerten Ueberraschung sehen, daß die Thiere nach kaum minutenlangem Fliegen sich in einer Entfernung von höchstens 300 Schritten wieder niederließen und unsere Annäherung nochmals gestatteten. Wir verfolgten die Geier noch mehrere Stunden lang bis nach Segovia hin, und es gelang uns noch zu wiederholten Malen, an sie heran zu kommen und mehrere zu erlegen. Beide Arten ließen sich auf ihrer Flucht nicht nur auf ebener Erde, auf niederen Felsblöcken, nein, sogar auch — auf Häusern nieder, was meines Wissens bis jetzt von Niemand weiter beobachtet wurde.

Nach meines Bruders Beobachtungen reicht der Gänsegeier nach Süden hin höchstens bis Mittelnubien; im ganzen innern Afrika wird er von verwandten Arten vertreten.

Unter diesen ist der Sperbergeier (Gyps Rueppellii) unzweifelhaft der ausgezeichnetste. Er gehört zu den auffallendsten Geiern überhaupt. In Gestalt und Größe kommt er so ziemlich mit dem Gänsegeier überein, doch unterscheidet er sich auf den ersten Blick durch die größere Zierlichkeit seiner Gestalt und namentlich auch durch den verhältnißmäßig dünnen Hals. Seine Länge beträgt 3¼ Fuß, seine Breite 7¾ Fuß, die Schwanzlänge 9½ Zoll, die Länge des Fittigs fast 2 Fuß.

Der Sperbergeier ist je nach dem Alter sehr verschieden gezeichnet. In der Jugend ähnelt er dem Gänsegeier sehr, im Alter unterscheidet er sich auch dem Laien auffallend genug. Gradezu unbegreiflich ist es, daß Rüppell den alten Vogel als jungen ansehen und ihn somit für den Kolbe'schen Gänsegeier (Gyps Kolbii) aus Afrika halten konnte, welcher mit dem jungen Sperbergeier allerdings einige Aehnlichkeit hat.

Ich muß bei dieser Gelegenheit wohl darauf aufmerksam machen, daß die Naturforscher vor meines Bruders Reisen und dessen vielfachen Beobachtungen an den lebenden Geiern nicht im Stande waren, die alten Gänsegeier von den Jungen zu unterscheiden, obgleich Dies, wie ich oben bemerkte, sehr leicht ist. Und da nun heutigen Tages noch viele unter den Vogel=

kundigen ebensowenig im Stande sind, die Kennzeichen eines alten Gänsegeiers zu behalten, geschieht es noch immer, daß unser Sperbergeier als Gyps Kobelli aufgeführt wird. Ich glaube, nichts Besseres thun zu können, als wenn ich hier nochmals die von meinem Bruder im zweiten Jahrgang der Naumannia (1852) gegebene Beschreibung des Vogels, datirt Chartum, Juni 1861, nochmals hier folgen lasse.

„Alter Vogel: Der ganze Körper, Brust, Bauch, Seiten, Rücken, Bürzel und Flügel dunkelbraungrau; Schwingen und Schwanz tief dunkelbraun; letzterer viereckig, gerade abgeschnitten. Alle Brust-, Bauch- und Bürzelfedern, die Deckfedern des Ober- und Unterflügels, sowie die Schwungfedern dritter Ordnung mit einem schmuzigweißen, halbmondförmigen, mehr oder minder breiten Endsaume. Bei den Schwingen dritter Ordnung beträgt die Breite dieses Endsaumes 5—8‴, bei den großen Deckfedern der Oberflügel 4—6‴, bei den kleineren 3—5‴. An der Unterseite sind sie am Bauche am breitesten (3—5‴), an der Brust schmäler (2—4‴). Selbst an den hintersten Schwingen der zweiten Ordnung finden sich noch immer Andeutungen dieser Endsäume, die den ganzen Vogel in allen Kleidern kennzeichnen; er bekommt durch sie ein scheckiges, der Flügel bei manchen Exemplaren ein ganz weißes Ansehen. Die Halskrause ist weiß, aus mittellangen, haarartigen Federn bestehend, der Unterhals mit Flaum, der obere, sowie Stirne und Scheitel, mit borstenähnlichen Federn bedeckt. Die Grundfarbe des Halses ist ein lebhaftes Graublau, vorn und an den Seiten des Unterhalses ins Fleischrothe übergehend; der Kropf ist dunkelbraun, beinahe schwarz, mit dichten kurzen Federn besetzt; die nackten Schulterflecken sind aschblau, fleischroth gesäumt.“

„Junger Vogel: Der Schnabel schwarz, die Firste schmuziggrau, der Augenstern braun, der Hals stark beflaumt ohne haarartige Federn; die Krause aus langen, schmalen, gelbbraun geschäfteten, dunkelbraunen Federn bestehend; die Grundfarbe des Halses aschgrau; Brust- und Bauchfedern graubraun, bräunlichgelb geschäftet und gesäumt; ebenso die des Nackens, Bürzels, Rückens, die Deck- und Schulterfedern braungrau mit stark hervortretenden gelbbraunen Endsäumen; die Schaftstriche sehr schmal.“

„Im zweiten Jahre ist das Kleid des Vogels beinahe dasselbe, wie im ersten Jahre. Der Schnabel färbt sich auf seiner Firste mehr gelblich, die Ränder aller Federn werden weißer, die Schaftstriche verschwinden, und zwischen den langen Federn der Halskrause brechen die nachherigen haarartig üppig hervor, bis die ganze Färbung mit der zweiten Mauser, die von April

bis zum September fortdauert, in die des alten Vogels übergeht. Die Iris ist bei dem alten Vogel silbergrau, die Farbe des Schnabels horngelb mit braunen Rändern, die der Füße graublau, die Wachshaut ist dunkelgrau, beinahe schwarz. Bei jüngeren Vögeln ist die Farbe der Iris licht röthlichgrau, die des Fußes bleigrau, die Wachshaut schwarz."

Mehrere Jahre nach Veröffentlichung vorstehender Beschreibung gab J. W. von Müller eine nach meines Bruders Worten entworfene Kennzeichnung des Vogels, verbunden mit einer Abbildung in seinen Beiträgen zur Ornithologie Afrikas, ohne meines Bruders dabei auch nur zu erwähnen. Er hielt es für angemessen, den Vogel neu zu benennen, und führte ihn unter dem Namen Gyps magnificus auf. Letzterer Name ist also als unnöthig zu streichen.

Schlegel führt in seinem „Dierentuin" den Sperbergeier unter dem Namen Gyps fulvus Rueppellii auf, scheint ihn also blos als Spielart des Gänsegeiers anzusehen. Dies würde durchaus ungerechtfertigt sein; denn der Sperbergeier ist unzweifelhaft eine sogenannte „gute", d. h. eine auch dem blöderen Auge erkenntliche Art, und billig lassen wir es deshalb dahingestellt, ob sein am sechsten Schöpfungstage entstandener Urahn ihm glich, oder ob er ein Gänsegeier war, welcher erst nach längerem Leben in Mittelafrika seine von jenem abweichende Gestalt, Färbung und Zeichnung empfing, bezüglich sich erwarb.

In seiner Lebensweise kommt der Sperbergeier wesentlich mit dem Gänsegeier überein. „Er bewohnt", wie mein Bruder in seiner Reise nach Habesch sagt, „die großen Bäume einsamer, den Ortschaften fern gelegener Thäler, d. h. hält hier seine Nachtruhe. Erst gegen acht Uhr Morgens beginnt er, sein Gefieder zu ordnen und sich für den ersten Ausflug vorzubereiten. Nachmittags fünf Uhr, lange vor Sonnenuntergang also, hat er sich bereits wieder auf dem Schlafplatze eingestellt. Als höchst geselliges Thier hält er sich regelmäßig mit anderen seiner Art oder seiner Familie zusammen; manche Bäume sind von den großen Vögeln geradezu bedeckt."

„Gegen neun Uhr Vormittags etwa erhebt er sich und steigt kreisend in der Luft empor, bis er den Augen nur noch als kleines Pünktchen erscheint. Je höher er kommt, umso größere Kreise zieht er. Dabei sucht er sorgfältig die ungeheure Fläche ab, welche er übersehen kann. Das bewegliche Gewimmel der kleinern Aasgeier oder der Raben, auf welche er sorgsam achtet, bestimmt ihn, seinen Flug nach dieser oder jener Gegend zu richten. Haben die Kleinen

ein Aas entdeckt, so eilt er herbei, um Theil am Mahle zu nehmen oder bezüglich sich die besten Bissen zu holen. Ich wiederhole hier nochmals, daß er es ist, welcher hauptsächlich die Höhlen eines gefallenen Thieres ausfrißt, während der Schopf- und Ohrengeier sich mehr von den Muskeln nähren. Ist er satt gefressen, so setzt er sich neben dem Aase nieder, zieht den Hals ein, wie beim Schlafen, und ruht so mehrere Stunden lang; dann erhebt er sich und fliegt dem nächsten Wasser zu, um dort zu trinken. Auch hier verweilt er wieder längere Zeit, dann macht er sich nach seinem Schlafplatz auf."

„Ueber seine Fortpflanzung bin ich noch im Unklaren. Ich selbst habe seinen Horst niemals gefunden. Große Horste, welche ich auch jetzt wieder auf Mimosen längs der Regenbetten in der Samchara fand, sollen nach Versicherung der Araber ihm gehören und anfangs der großen Regenzeit, welche den Frühling über das Land bringt, ein Ei enthalten. Mehr weiß ich nicht zu sagen."

„Von den Eingebornen wird auch dieser Geier geduldet, d. h. weder verfolgt, noch sonst belästigt. In der Gefangenschaft hält ihn Niemand, forschungseifrige Europäer ausgenommen."

„Dem geübten Büchsenschützen fällt es nicht schwer, unsern Geier zu erlegen. Berittene Jäger läßt er bis auf sechszig Schritt an sich herankommen, und auch vor Fußgängern zeigt er sich nicht eben scheu. Namentlich am Morgen vor dem Ausfluge sitzt er so fest, daß man ihn bequem unterlaufen und mit groben Schroten herunterschießen kann. Er verlangt aber einen sehr starken Schuß. Wenn man ihm nicht einen seiner Flügel zerschmettert, erhebt er sich, selbst noch todwund, und fliegt noch weit dahin. Dann sieht man ihn plötzlich die Flügel einziehen und sausend zur Erde stürzen: der Tod hat ihn in der Luft ereilt."

Auch im Betragen zeigt sich der Sperbergeier als Verwandter des Gänsegeiers. Er ist wenn möglich noch wüthender, boshafter und jähzorniger, als dieser. Im Anfange springt er dem sich ihm Nähernden mit mächtigen Sätzen entgegen, stößt ein heiseres Fauchen aus, legt den Hals dicht auf den Nacken und beobachtet mit funkelndem, tückischen Auge jede Bewegung seines Gegners. Sobald er diesen erreichen zu können glaubt, schnellt der zusammengezogene Hals weit vor, und der wüthende Vogel versucht, einen gefährlichen Biß beizubringen. Auf seiner Hut muß man ihm gegenüber immer sein, denn mit seiner Bosheit paart sich hinreichende Stärke und sehr viel Gewandtheit. Unter seines Gleichen

macht er sich furchtbar und schwingt sich bald zum alleinigen Gebieter im Gehege auf. Der Gefangene des Hamburger Gartens beherrscht die dasselbe Gebauer bewohnenden Raubvögel vollständig. Sobald ihnen ihr Futter vorgelegt wird, stürzt er sich blitzschnell von oben herab und erwartet die Uebrigen. Das Gefieder gesträubt, den langen Hals eingezogen, sitzt er vor dem Fleische, ohne es anzurühren, aber augenscheinlich bedacht, es gegen jeden andern zu vertheidigen. Der zusammengekröpfte Hals schnellt wie ein Blitz nach allen Seiten hin vor, und jeder seiner Genossen fürchtet sich, einen der Bisse zu erhalten. In solchen Augenblicken hat das Verfahren des Sperbergeiers täuschende Aehnlichkeit mit der Art und Weise, wie eine Giftschlange sich zum Bisse anschickt, und diese Aehnlichkeit wird um so größer, weil der Vogel dabei fortwährend ein heiseres, ich möchte sagen, giftiges Zischen vernehmen läßt. Es ist eine alte Erfahrung von mir, daß die langhälsigen Geier viel boshafter sind, als die kurzhälsigen, welche durch eine gewisse Gutmüthigkeit sich auszeichnen: erst hier habe ich erfahren, daß von allen Langhälsen der Sperbergeier der kühnste, rauflustigste und deshalb der gefährlichste ist.

Die beiden uns noch übrigen Geier verdienen ebenfalls besondere Besprechung; denn nicht blos ihre Gestalt und Befiederung unterscheidet sie von den bisher Genannten, sondern auch ihre Lebensweise, so viel Gleichmäßiges dieselbe mit dem Treiben der andern bekunden mag. Wir wenden, wie billig, unsere Aufmerksamkeit zunächst der südeuropäischen Art zu.

Der Kutten- oder Mönchsgeier (Vultur cinereus) ist von dunkelbrauner Farbe, hat einen nur theilweise nackten Hals, eine dichte Federkrause und einen ziemlich großen Kragen und Federbusch, aus langen, an den Schultern zerschlissenen Federn. Die nackten Stellen am Halse und die Umgebung der Augen sind von blaugrauer Farbe, die Füße sind fleischgelb. Dieser Geier ist der größte Vogel Europas; denn seine Körperlänge beträgt 3½ bis 4½ Pariser Fuß, seine Breite 9½ bis 10½ Par. Fuß. Das Jugendkleid ist bedeutend dunkler, als das der Alten, bei Einigen fast kohlschwarz. Der Kuttengeier ist in der alten Welt noch weiter verbreitet, als der Gänsegeier. In Europa findet er sich am häufigsten in Spanien, wo er zu seinen Standorten die hohen, bewaldeten Gebirge auswählt, und von da aus in die Ebenen herabsteigt, um nach Aas umherzuspähen. Seine Flugkraft ist außerordentlich. Er verläßt z. B. am Morgen die Gebirge in der Nähe Madrids und streicht bis in die Mancha, ja bis nach Valencia hin und kehrt am Nachmittag

regelmäßig nach seinem Standorte zurück. Diese Flugkraft erklärt auch die Möglichkeit einer Verirrung bis nach Deutschland, wo er schon wiederholt erlegt wurde, so u. A. in der Nähe Hannovers. Er erscheint in Gesellschaft des fahlen Geiers bei dem Aase, jedoch in der Regel nicht so zahlreich, als dieser, und verzehrt hauptsächlich das Muskelfleisch, nagt Knochen ab und frißt, wenn er sehr hungrig ist, auch die Knorpel und Gelenkenden der größeren Knochen.

Er horstet nicht wie der fahle Geier in Gesellschaften, sondern einzeln paarweise und, in Spanien wenigstens, nur auf Bäumen. Sein umfangreicher Horst steht entweder auf dem starken Aste einer Kiefer oder auf dem breiten, buschigen Gipfel einer immergrünen Eiche, oft nicht höher, als acht bis zwölf Fuß über dem Boden. Er besteht aus einer Unterlage von armstarken Knüppeln, auf welche eine zweite Schicht dünnerer Stöcke folgt; erst auf dieser ruht die flache Nestmulde aus dünnen, dürren Reisern. In dieser findet man Ende Februars ein weißes, dickschaliges Ei, welches an Größe das der Gänsegeier nicht übertrifft, demselben im Gegentheil häufig nachsteht. Man will auch buntgefleckte Eier gefunden haben, behauptet außerdem, daß der Mönchsgeier zwei Eier lege; meine Beobachtungen jedoch widersprechen Dem: ich habe bei dem Mönchsgeier sowohl als bei dem Gänsegeier stets nur ein Ei gefunden. Die Erfahrungen aller spanischen Jäger, welche ich darüber befragte, stimmen mit meiner Beobachtung überein.

Das aus dem Ei geschlüpfte Junge ist mit dichten, weißen, wolligen Flaum bekleidet und bedarf mindestens vier Monate, bis es flugfähig ist. Es wird von den Eltern sorgfältig mit Aas gekröpft, keineswegs aber so heldenmäßig vertheidigt, wie man gewöhnlich annimmt.

Nähert man sich dem Horste, in welchem sich ein Junges befindet, so umkreisen wohl die Geier den Platz, jedoch in bedeutender Entfernung und kommen nie dem Jäger auf Schußweite heran. Bei La Granja, wo die Geier in dem das Dorf umschließenden, ausgedehnten Kiefernwalde die herrlichsten Nistplätze finden, horsten sie häufig und ungefähr in der Entfernung von einer Viertelstunde von einander. Ich habe auch den Horst in der Nähe des Nistplatzes einer Gesellschaft der fahlen Geier bemerkt und zwar unmittelbar neben einem Neste dieses letzteren; allein der Baum, auf welchem der Horst stand, war der einzige in der ganzen Gegend, und Dies war jedenfalls der Grund, warum der Mönchsgeier sich in Gesellschaft der vorher genannten Art ansiedelte.

Im übrigen gilt über das Betragen des Mönchsgeiers das von den großen Geiern im Allgemeinen Gesagte. In der Gefangenschaft wird er sehr zahm und verträgt sich mit allen möglichen anderen Vögeln. Einer meiner Freunde, Graf Lázár in Siebenbürgen, hält auf seinem Hühnerhofe drei Mönchsgeier. Sie laufen unter den Hühnern umher, ohne diese im Geringsten anzufeinden, ja gewissermaßen, ohne sie zu beachten. Ihr Zusammenleben im Hamburger Thiergarten, wo sie sich mit dem fahlen Geier, dem Ohrengeier und Seeadler auf das beste vertragen, bestätigt diese Beobachtung.

Schon Leisler hat an einem gefangenen Vogel hübsche Beobachtungen gemacht, welche ich, da sie mit zu den ältesten gehören, hier wiedergeben will. „Anfangs“, sagt er, „war der Mönchsgeier sanft und gutmüthig, später aber wurde er boshaft und hieb nach Jedem mit Schnabel und Füßen, außer seinem Wärter. Er saß beständig in der Höhe und kam nur auf den Boden, um zu fressen und zu saufen. Dann saß er mit eingezogenem Halse stundenlang auf einem Beine. Er verzehrte ganz faule Thiere ebenso gern, wie frische und fraß sie mit Haut und Haaren, selbst den Schwanz von jungen Füchsen. Das Gewölle spie er sodann aus. Fünf bis sechs Zoll lange Knochen verdaute er ganz; Fische rührte er nie an. Er ertrug eine Kälte von 12 Grad und eine ziemliche Hitze. Lebende Thiere griff er nicht an: ein Kolkrabe und eine Rabenkrähe lebten monatelang friedlich mit ihm, und obschon man ihn Hunger leiden ließ, that er doch einem Hasen, mit dem er sich zusammen befand, nichts zu Leide. Todte Katzen fraß er sehr gern; befestigte man aber einen Bindfaden an eine derselben und zog sie hin und her, so sprang er furchtsam davon, kam nach einiger Zeit wieder, gab ihr einen Hieb mit dem Fuß, sprang schnell wieder zurück und that Dies so oft, bis er von ihrem Tode überzeugt war. Um den Geier zu tödten, gab man ihm zwölf Gran Arsenik. Nach einer Stunde bekam er Zittern, würgte das vergiftete Fleisch heraus, fraß es wieder und befand sich abermals eine Stunde später wiederum ganz wohl. Am selben Nachmittage gab man ihm noch zwei Quentchen Arsenik; es erfolgte Zittern und Erbrechen, aber nicht der Tod. Man mußte ihn durch einen Stich ins Genick tödten.“

Der Mönchsgeier wird am sichersten bei dem Aase erlegt; auch vom Horste kann man ihn herunterschießen, denn er verläßt denselben nur sehr schwer. Nach ihm gerichtete Steinwürfe schrecken ihn nicht einmal auf, und ich erinnere mich eines Falles, wo er den Horst erst nach einem in denselben abgefeuerten Schrotschuß verließ.

Der Ohrengeier (Otogyps auricularis) ist wiederholt als europäischer Vogel aufgeführt worden, und nach den Beobachtungen, welche über die Reisefähigkeit dieses Geiers gemacht worden sind, muß sein Vorkommen in Europa auch wohl als möglich zugegeben werden; doch fehlen bestimmte Beobachtungen. Sein Vaterland ist Afrika von Südegypten an bis zum Kap und von der Ostküste bis zum Senegal. Unter den altweltlichen Raubvögeln ist der Ohrengeier unzweifelhaft der gewaltigste oder wenigstens der größte. Seine Länge beträgt über 3¼ Fuß, die Breite 8¾ Fuß, die Schwanzlänge 13½ Zoll, die des Fittigs 26½ Zoll Pariser Maß.

Schon die oben angegebenen Merkmale würden genügen, den Ohrengeier von allen Uebrigen zu unterscheiden; doch will ich die gegebene Schilderung vervollständigen. Die Färbung des Gefieders ist röthlich rußbraun, bald heller, bald dunkler, oft ins Gelbbraune ziehend, gegen die schwärzlichen Schwung- und Steuerfedern hin dunkler, auf dem Rücken, besonders dem Oberrücken, oft heller gesäumt oder zuweilen sehr stark mit weißlichen Federn untermengt. Bei jungen Vögeln ist das kleine Gefieder, zumal das der Flügel, hell gesäumt. Bezeichnend ist, wie schon bemerkt, die spärliche Befiederung der ganzen Unterseite. Die Schenkel sind ausschließlich mit weißem Flaum bedeckt, derselbe bekleidet aber auch an Brust und Bauch die Haut und wird bei den alten Vögeln nur sehr spärlich durch die langen, schmalen, sichelartigen, nach der Außenseite gekrümmten Federn überdeckt. Letztere sind in der Jugend viel breiter, als im Alter. Kopf und Hals sind fast nackt, im Alter mit einzelnen Borstenfedern, bei jüngeren Vögeln mit sehr kurzem Flaum äußerst sparsam besetzt. Ueber und vor dem Auge stehen einige steife Borsten, und von dem untern Theil des Halses zieht sich ein schmaler Kragen nach dem Nacken hinauf. Seinen Namen trägt der Ohrengeier eigentlich mit Unrecht. In der ersten von Levaillant herrührenden Beschreibung des Vogels wurde nämlich ein mehr als begründetes Gewicht auf einige Hautfalten gelegt, welche sich quer über Kopf und Hals herabziehen und namentlich in der Ohrgegend ausprägen.

Mir ist zu meinem Bedauern das Werk Levaillants nicht zur Hand; doch glaube ich, daß die Beobachtungen, welche mein Bruder während seines langjährigen Aufenthalts in Afrika gemacht hat, vollständig genügen dürften, das Leben und Treiben dieses Riesen der Familie zu schildern.

„Der Ohrengeier," berichtet er, „ist in ganz Mittelafrika ein häufiger Standvogel. Man vermißt ihn bei keinem größeren Aase; er scheut sich nicht

vor dem Menschen und kommt dreist bis mitten in die Dörfer oder auf die Schlachtplätze der Städte, obgleich er freilich niemals so zutraulich sich zeigt, wie die kleineren Rabengeier. Auf dem Aase spielt er stets den Alleinherrscher und vertreibt die meisten übrigen Geier, vielleicht nur mit Ausnahme der bissigen Langhälse. Die Hunde, welche in ganz Nordostafrika das Gewerbe der Geier wesentlich beeinträchtigen, weiß er stets in Achtung zu erhalten. Nach jeder Mahlzeit fliegt er dem nächsten Wasser zu, tränkt und putzt sich dort, ruht aus, indem er sich wie die Hühner in den Sand legt und behaglich sonnt, und fliegt dann, kreisend und oft große Strecken hin ohne Flügelschlag schwebend, seinen Schlafplätzen zu. Auch er bevorzugt Bäume, und ich meinestheils habe ihn niemals auf Felsen schlafend gefunden. Zur Nachtruhe wählt er sich nicht immer die größten Bäume aus, sondern begnügt sich mit jedem, der ihm passend erscheint, oft mit einem kaum zehn Fuß hohen Mimosenstrauch. Hier sitzt er in sehr aufrechter Haltung, wie ein Mann, den Kopf dicht eingezogen, den Schwanz schlaff herabhängend. Am Morgen verweilt er wenigstens zwei Stunden nach Sonnenaufgang auf seinem Schlafplatze, und bis zum Auffliegen ist er so wenig scheu, daß man ihn unterlaufen und selbst mit Schrot herunterschießen kann. Als ich das erstemal von Mensa zurückkehrte, traf ich in einem wegen des durchführenden Weges wenigstens einigermaßen belebten Thale eine Gesellschaft von etwa acht schlafenden Ohrengeiern an. Die Vögel saßen so fest, daß ich um ihren Schlafbaum herum reiten konnte, ohne daß ich sie sich erheben sah. Erst nachdem ich einen von ihnen niedergeschossen hatte, flogen sie auf; aber sie waren noch so schlaftrunken, daß sie schon nach einer Entfernung von ungefähr 500 Schritten wieder aufbäumten. Die Ohrengeier erscheinen nie vor 10 Uhr Morgens auf dem Aase und verweilen daselbst spätestens bis vier oder fünf Uhr Nachmittags. Wie die Mönchsgeier ziehen sie das Muskelfleisch der Thiere allem Uebrigen vor."

Ueber die Fortpflanzung des Vogels ist so gut wie Nichts bekannt. Er soll nach Levaillant auf Felsen, nach den Erzählungen der Araber im Sudan jedoch auf Bäumen horsten.

Was die Jagd des Vogels anlangt, so wird er fast einzig und allein beim Aase erlegt. Er steht bezüglich seiner Gefräßigkeit unter allen Gattungsverwandten obenan und fällt deshalb so gierig auf jedes todte Thier, daß er dabei alle Vorsicht aus den Augen setzt. Mein Bruder sagt über seine Jagd Folgendes. „Das Aas, welches ich, um Geier zu jagen, auslegen ließ, waren

in der Regel herrenlose Hunde, die hinter einen in weiter Ebene stehenden Erdwall geworfen wurden, der uns eine Annäherung von zwanzig Schritt gestattete, und von dessen Ecken wir auf die Geier schießen konnten. Es ist für den Jäger ein eigener Genuß, in einer für die Geier so verderblichen Nähe ungesehen und unbemerkt ihr tolles Treiben beobachten zu können, dann plötzlich hervorzutreten und zwei doppelt starke Schüsse Rehposten unter ihre Köpfe zu entladen, die nicht selten vier von ihnen dahinstrecken. Auch bei dieser Jagd machte ich die schon erwähnte Beobachtung, daß die Geier der Gesichtssinn bei Aufsuchung des Aases leitet; denn auch sie kommen von allen Richtungen zum Fraße herbeigeflogen. Sobald sich der erste Geier auf das Aas niedergelassen hatte, brachen wir von einem kleinen Häuschen unfern des erwähnten Erdwalles auf, um uns zu nähern. Wir hatten einen kaum fünfhundert Schritte langen Weg bis zum Aase zurückzulegen. Es waren bereits auf demselben Geier mit ihrer Mahlzeit beschäftigt, andere schwebten noch in der Luft, um sich herniederzustürzen, und ließen sich trotz unseres Erscheinens durchaus nicht von ihrem Vorhaben abschrecken. Es gelang uns in der Regel, vier Schüsse aus zwei schnell gewechselten Doppelgewehren auf die schmausende Gesellschaft abzufeuern, ehe sie sich in ihrer Mahlzeit stören ließ. Dann natürlich erhoben sie sich ziemlich behend, flogen eine kurze Strecke weit, ließen sich aber wiederum nieder, um sich den Hergang der Sache noch einmal genau zu überlegen. Nachdem sie einige Augenblicke gerastet hatten, erhoben sie sich zum zweiten Male und suchten jetzt mit raschen Flügelschlägen das Weite. Bei ihrer starken Lebenszähigkeit verlangen sie einen tüchtigen Schuß; Schwerverwundete fliegen häufig noch mehrere hundert Schritt weit und fallen dann oft todt aus der Luft herunter. Die Flügellahmen laufen so schnell davon, daß sich ein Mensch anstrengen muß, um ihnen nachzukommen. Bei Annäherung desselben stellen sie sich fauchend zur Wehr, und es erfordert große Vorsicht, ihren Schnabelhieben auszuweichen. Am Kopf gefaßt bedienen sie sich noch der immerhin starken Krallen und wissen diese sehr empfindlich zu gebrauchen. Alle Verwundeten geben die eben gefressene Speise durch Erbrechen von sich."

Unter seinen Familienverwandten scheint der Ohrengeier der verständigste und ruhigste zu sein. Alle Gefangenen, welche mein Bruder besaß, benahmen sich in gleich liebenswürdiger Weise. Sie zeigten sich bald sehr vertraut mit ihren Wärtern, erlaubten diesen, sie zu berühren und sie zu streicheln, und nahmen schon am dritten Tage Wasser zu sich, fingen auch am

vierten Tage bereits an, vorgeworfenes Fleisch zu fressen. Am fünften Tage thaten sie Das bereits vor ihrem Herrn. „In der Gefangenschaft streckt der Ohrengeier bei dem Fressen die Beine lang aus, legt alle Federn, auch die Flügel glatt an, nimmt eine vollkommen wagrechte Stellung ein und hält mit den Klauen das vor ihm liegende Fleischstück fest, welches er dann mit seinem kräftigen Schnabel bearbeitet. Er verschlingt das Fleisch in kleinen Stückchen, nagt es aber sorgfältig von den Knochen ab. Das Wasser nimmt er zu sich, indem er den Schnabel in dasselbe taucht, ihn füllt und mit Wohlbehagen den Inhalt hinablaufen läßt. Er trinkt sehr viel und gern, zwei, auch dreimal täglich, und taucht dabei den Schnabel acht bis zwölfmal in das Wasser. Um nach der Mahlzeit auszuruhen, setzt er sich auf die Ferse, wie Dies andere Vögel, Trappen, Marabus, Ibisse u. s. w. zu thun pflegen, läßt dabei die hängenden Flügel von dem Körper abstehen, sie mit dem Handgelenk auf die Erde stützend. Häufig legt er sich gradezu auf den Bauch, zieht dabei den Kopf ein und gähnt wie ein Hund. Das im Kropfe aufbewahrte Aas oder Fleisch speit er nicht selten aus, um es, wie die Hunde, wieder aufzufressen. Im Zorn sträubt er alle Federn und faucht wie eine Eule, wobei die nackten Stellen am Hinterkopfe geröthet erscheinen."

„Die Araber fürchten die Geier, weil sie glauben, dieselben tödteten und verzehrten schlafende oder ermattete Menschen in der Steppe. Sie bezeichnen den Aasgeruch des Vogels mit dem Namen „Misk" (Moschus) und schreiben der Leber des Vogels Heilkräfte zu. Die Vögel selbst sind natürlich bei ihnen als unrein verschrieen."

Der Wombat.

Das kleine, schmucke, durch seine Bauart angenehm auffallende Häuschen, welches seitlich von dem Hirschgehege und zwischen dem Raubvogelgebauer und Hühnerhaus liegt, wird von einem der sonderbarsten Geschöpfe, dem Wombat, bewohnt, welcher uns mit einer Familie der so merkwürdigen Beutelthiere bekannt macht. Die übrigen Ordnungsverwandten dieser Thiere bewohnen theils ein eigenes Haus im obern Theil des Gartens, theils sind sie bei den kleinen Raubthieren untergebracht.

Eine derartige Trennung ist vollkommen gerechtfertigt; denn die Beutelthiere haben eigentlich nur ein Merkmal mit einander gemein: den Beutel des Weibchens, eine sackartige Tasche oder bezüglich Hautfalte am Unterleibe, welche die Zitzen umgiebt und dazu dient, die als Keime gebornen Junge auszutragen.

Es ist nicht meine Absicht, die Beutelthiere selbst ausführlich zu beschreiben; wir besitzen über sie viele und vortreffliche Schilderungen verschiedener Naturforscher, und derjenige unter meinen Lesern, welcher über die Ordnung genauer unterrichtet werden will, findet sie in meines Bruders „Thierleben" mit hinlänglicher Ausführlichkeit behandelt. So mag es mir nachgesehen werden, wenn ich zunächst nur eine kurze Schilderung des plumpen Bewohners jenes zierlichen Häuschens gebe.

Der Wombat des Hamburger Thiergartens ist die seltenere Art der nur aus zwei Gliedern bestehenden Familie, welche man Beutelmäuse oder Beutelnager (Phascolomys) genannt hat, weil ihr Gebiß zu einer solchen Bezeichnung einigen Anhalt giebt. Diese Familie kennzeichnet sich durch folgende allgemeine Merkmale: der Unterkiefer ist nur von vorn nach rückwärts beweglich; die Backenzähne sind höckerig, die Vorderzähne lang, Eck-

zähne fehlen in beiden Kiefern. Das gesammte Gebiß besteht aus 34 Zähnen. Die Füße sind im Verhältniß zum Körper klein, sohlengängig, fünfzehig, gewissermaßen handartig geformt, indem der Daumen der Vorderfüße von den übrigen Zehen absteht. Die Hinterbeine sind nur wenig länger als



Der breitstirnige Wombat (Phascolomys latifrons).

die Vorderbeine, die Zehen des Vorderfußes mit Krallennägeln versehen, welche sich gut zum Graben eignen. Der Schwanz ist sehr kurz.

Der Aufenthalt der Nagebeutelthiere oder Beutelmäuse ist auf Neuholland beschränkt. Hier findet man sie in dichten Wäldern, sowohl in der Ebene, als auf den Gipfeln der Berge. Sie graben in ihrem Wohn-

gebiet sich tiefe Höhlen und Gänge in die Erde, in denen sie als wahre Nachtthiere den ganzen Tag über schlafend zubringen. Ihre Nahrung besteht in allerlei Kräutern vorzüglich in saftigen Pflanzen, aber auch in Gräsern und frischem Heu. Sie leben nur auf dem Boden und können weder klettern noch springen. Ihre Bewegungen sind äußerst langsam, träge, unbeholfen und schwerfällig. Dabei sind sie sanft und harmlos und vertheidigen sich wohl nur in der äußersten Noth. Sie ertragen die Gefangenschaft anscheinend ohne Beschwerde; sie lassen sich leicht in einem gewissen Grade zähmen, wenn man so sagen darf, zum halben Hausthiere machen. Demungeachtet lernen sie ihren Pfleger niemals kennen, d. h. sie unterscheiden ihn kaum oder nicht von andern Menschen und beweisen ihm auch nicht mehr Anhänglichkeit, als jedem Andern, welcher sich mit ihnen befaßt. Sie sind einfach gleichgiltig gegen ihn und die übrigen Wesen insgemein. Die drei bis vier Jungen, welche das Weibchen zur Welt bringt, werden von ihm mit großer Liebe und Zärtlichkeit gepflegt. Ihr Fleisch wird gegessen.

Der breitstirnige Wombat (Phascolomys latifrons) wurde einzig und allein nach einem Schädel, den der Gouverneur Grey aus Südaustralien an Owen sandte, von dem gemeinen Wombat (Phascolomys fossor) unterschieden. Längere Zeit gelang es nicht, ein lebendes oder todtes Thier dieser Art zu bekommen. Um so erfreulicher ist es, daß der Hamburger Thiergarten schon jetzt zu den wenigen gehört, welche das inzwischen einige Mal lebend nach Europa gekommene, jedoch immer noch äußerst seltene Thier besitzen. Mein Bruder kaufte den in Rede stehenden Wombat von einem Thierhändler in London, welcher ihn wahrscheinlich nicht erkannt, sondern mit der gemeinen Art verwechselt haben mochte.

Obgleich der breitstirnige Wombat sich von seinem Verwandten durch den Bau seines Kopfes hinlänglich unterscheidet, gehört doch ein schon geübter Blick hinzu, um ihn sofort von diesem zu trennen. Eine kurze Beschreibung wird deshalb nöthig sein.

Wie der gemeine, ist auch der breitstirnige Wombat von plumpem Leibesbau und steht, seiner Gestalt nach, eigentlich in der Mitte zwischen Bär und Murmelthier. Er ist ungefähr von der Größe des gemeinen Dachses, nur etwas hochbeiniger als dieser, ungefähr drei Fuß lang und am Widerrist gegen 1½ Fuß hoch, aber viel unförmlicher und namentlich durch seinen umfangreichen Kopf ausgezeichnet. Dieser ist groß, breit, kurz und platt; die Schnauze ist sehr kurz, stumpf und dick, die Nasenkuppe breit und nackt;

die Nasenlöcher sind rund und so groß, daß man bequem einen Finger in eins derselben stecken kann; die Oberlippe ist gespalten; die Ohren sind länger, als bei der verwandten Art, oben abgerundet, beiderseits behaart; sie treten, besonders wenn das Thier einen Gegenstand betrachtet, ungefähr einen Zoll weit aus dem Pelze hervor; die Augen sind im Verhältniß zur Größe des Kopfes klein und stehen weit aus einander. Der Hals ist kurz und dick, der Leib nicht sehr verlängert, ungemein plump und schwerfällig. Die Beine sind ziemlich kurz, erscheinen aber wegen der reichen Behaarung des Pelzes noch kürzer und zeichnen sich durch ihre bedeutende Krümmung aus, welche an die Sprenkelbeine echter Dachshunde erinnert. Die Zehen sind kurz und größtentheils mit einander verwachsen; an den Vorderfüßen befindet sich ein vollkommen abstehender und mit einer Kralle versehener Daumen, an den Hinterfüßen ein nagelloser Daumenstummel; besonders ausgezeichnet aber sind die Krallen der Vorderfüße, von denen die der Mittelzehen die längsten sind; die Sohlen sind breit und nackt, von schwarzer Farbe. Der Schwanz ist äußerlich nicht zu bemerken, und nur bei genauer Untersuchung findet man, daß er ein höckerartiger, sehr kurzer Stummel ist. Die Behaarung ist ziemlich lang und dicht, das Wollhaar reichlich, wollig und sehr weich, das Grannenhaar lang, aber minder reichlich. Die Schnurren sind nicht besonders lang, aber stark und steif und von weißer Farbe. Ueber den Augen und an den Backen stehen einzelne Borstenhaare. Die Färbung der Oberseite ist hellmäusegrau oder hellaschgrau mit einem Schimmer von braun. Letztere Farbe zeigt sich nämlich an den Spitzen einzelner Haare und erscheint deshalb an einigen Stellen deutlicher, verschwindet hingegen wiederum an andern mehr und geht in die eigentliche Hauptfarbe über. Die Innenseite der Ohren ist weißlich, die Außenseite dunkler, bräunlich überflogen. Die Backen und der ganze Unterkörper sind lichter weißgrau gefärbt; diese helle Farbe zieht sich bis zu den Zehen hinunter. Die Krallen sind hornfarbig, die Augen schwarz.

Der Wombat bewohnt Vandiemensland, die Südküste von Neuholland und einige südlich davon gelegene Inseln der Baßstraße. Hier findet er sich, wie der gewöhnliche, in dichten Wäldern, gräbt sich lange, tiefe Gänge in die Erde, bewohnt jedoch auch Felsenklüfte. Ich glaube nicht, daß er in seinem Vaterland zu den sehr seltenen Erscheinungen gehört: seine nächtliche Lebensweise und sein geschicktes Verbergen unter der Erde mag die Ursache sein, daß man ihn bis jetzt so selten erhalten hat.

Bei Eintritt der Nacht verläßt er seinen Bau, um Nahrung zu suchen. Dieselbe besteht in saftigen Kräutern und Wurzeln, doch soll er im Nothfall auch mit jenen binsenartigen Gräsern fürlieb nehmen, welche auf den dürren Ebenen seiner Heimat wachsen. Er ist zwar ein äußerst träges und bequemes Thier, kann jedoch, wenn er einmal in Bewegung gekommen ist, für seine plumpe Körperbeschaffenheit wenigstens ziemlich schnell laufen. Wenn man ihm zufällig begegnet, soll er stutzen, ja selbst sich ruhig aufnehmen und forttragen lassen, ohne sich im geringsten zu vertheidigen; nur wenn er sehr stark gereizt wird, soll er nach seinem Feinde beißen.

Auch der breitstirnige Wombat scheint die Gefangenschaft gut zu vertragen. Der Bewohner des hiesigen Thiergartens befindet sich vollkommen wohl und munter. Er ist sehr zahm geworden, läßt sich ruhig anfassen, ohne daß er einen Widerstand zu leisten versucht, und scheint selbst durch Schläge nicht in Aufregung versetzt zu werden, läßt sich im Gegentheil von meinem Bruder so Manches gefallen, worüber ein anderes Thier von seiner Größe in heftigsten Zorn gerathen würde. Den größten Theil des Tages verbringt er schlafend in seinem Häuschen. Wird er gewaltsam aus demselben vertrieben, so scharrt er sich rasch einen weiten langen Gang in die Erde, um sich in demselben vor dem Tageslicht und den neugierigen Blicken der Besucher des Gartens zu verbergen. Freiwillig kommt er in der Regel bei eintretender Dunkelheit aus seiner Wohnung hervor, schreitet langsamen Schrittes in seinem Gehege vor dem Hause umher, verspeist die ihm vorgesetzte Nahrung, scharrt hier und da kleinere oder größere Löcher in die Erde und verlängert dieselben zu einem vollständigen weiten, tiefen Gange, wenn er seine eigentliche Behausung verschlossen findet. Zuerst versucht er freilich, sie zu öffnen, kratzt anfangs unten und dann oben an der Thür, beißt in dieselbe, sowie in deren nächste Umgebung und untersucht genau, ob er eindringen könne; findet er jedoch, daß seine Bemühungen fruchtlos sind, so nimmt er zu der selbst gegrabenen Höhle seine Zuflucht. An schönen Herbst- und Frühlingstagen verändert er insofern seine Lebensweise, als er auch bei Tage außerhalb seines Häuschens erscheint und zwar hauptsächlich in den Vormittagsstunden, ohne Zweifel nur in der Absicht, die wohlthuende Wärme der Sonne zu genießen. Er pflegt sich dann wie ein Kaninchen auf den Bauch zu legen und alle vier Beine von sich zu strecken, kneift die Augen halb zu und drückt in seinem ganzen Wesen die größte Behaglichkeit aus. Zuweilen verändert er auch wohl seine Lage, um eine bisher verkürzte Seite

seines Leibes der wohlthuenden Wärme zugänglich zu machen. In dieser Lage pflegt er bis gegen den Mittag hin zu verweilen; dann wird ihm, dem Nachtfreund, die Sonne zu warm, die Helle zu groß. Er erhebt sich, streckt und dehnt sich, gähnt und schleicht hierauf seinem Lager zu, in dessen Stroh er sich möglichst zu verbergen sucht.

Bevor sein jetziges Behältniß in Stand gesetzt war, brachte man den Wombat mit einem Aguti zusammen. Er fürchtete sich anfangs vor dem kleinen Thiere, schloß jedoch später mit ihm innige Freundschaft und ließ es sich gern gefallen, wenn sein Genosse, Wärme suchend, sich dicht an ihn schmiegte, ja, sich förmlich unter seinem Leibe verkroch.

Seine Gefangenenkost besteht in Grünzeug, Wurzeln, Obst, Milch u. s. w.

Von dem gemeinen Wombat erzählt man, daß er in seinem Vaterlande häufig von den englischen Fischern gehalten werde. Er soll sich dann ganz wie ein Hausthier betragen und frei im Hause umhergehen, ohne jemals einen Fluchtversuch zu machen. Milch soll er besonders lieben, und wenn er auf seinen nächtlichen Wanderungen ein Milchgefäß findet, soll er geschickt den Deckel von demselben entfernen, auch wohl, falls die Gefäße groß genug sind, hineinsteigen, sich darin baden und dabei zugleich die Milch trinken. Von den Gartenpflanzen soll er besonders Salat lieben und jeder andern Pflanze vorziehen; vom Kohl benagt er nur die Stengel und läßt die Blätter unberührt.

Im Jardin d'Acclimatisation bei Paris hält man ebenfalls Wombats, wohl aber nur der Merkwürdigkeit halber und nicht in der Absicht, sie in Europa einzubürgern. Zwar wird behauptet, daß Wombatfleisch nicht nur genießbar, sondern auch wohlschmeckend ist: Dies aber würde für eine etwaige Einbürgerung in unserem Europa keineswegs maßgebend sein können. Die Plumpheit, Ungeschicklichkeit, die schwache Vermehrung und das ziemlich langsame Wachsthum des Wombat dürften entschieden gegen die wohlwollende Absicht sprechen, uns mit Thieren, welche nur als Anfangsversuche der schaffenden Natur betrachtet werden können, zu beglücken. Dem Wombat sieht man es an, daß er für unser Europa nicht geeignet ist: er ist nur Australiens würdig.

Die Hühner.

Das große, lang gestreckte Haus im vordern Theil des Hamburger Thiergartens ist hauptsächlich für Hausthiere erbaut worden, zur Zeit aber von keiner einzigen der unzähligen Spielarten dieser nützlichen Vögel bevölkert; wohl aber wird es von vielen und sehr anziehenden Ordnungsverwandten, sowie auch von einigen, allerdings durchaus nicht hierher gehörigen Vögeln bewohnt.

Unter ihnen fand ich zu meiner großen Freude alte, liebe Bekannte aus Spanien vor, die Wüstenhühner nämlich. Sie herbergen in ein und demselben Raum mit den im vorigen Jahre in Deutschland erschienenen asiatischen Fremdlingen, den Steppenhühnern.

Jedem Jäger oder Jagdfreund müssen diese Thiere ganz besonders auffallen, weil er nicht recht weiß, zu welcher Klasse von Vögeln er sie zählen und ob er sie mehr den Tauben oder den Hühnern zugesellen soll. Auch die Naturforscher sind längere Zeit in Zweifel gewesen, ob sie es mit Tauben oder Hühnern zu thun hatten, und Einzelne haben sogar versucht, sie den Trappen beizugesellen. Meiner Ansicht nach dürfen die Wüsten- und die Steppenhühner von den eigentlichen Hühner- oder Scharrvögeln nicht getrennt werden.

Unter dieser Ordnung nehmen sie jedoch immer eine eigenthümliche und vereinzelte Stellung ein; denn eigentlich haben sie mit den wahren Hühnern ebensowenig oder ebensoviel gemein, als mit den Tauben. Diesen nähern sie sich durch Gestalt und Leibesbau, namentlich durch die harten, langen und spitzen Schwingen, durch den Schwanz, dessen mittelste Federn oft verlängert sind, durch das harsche Gefieder, welches lose in der Haut sitzt und leicht ausfällt, und auch in mancher Hinsicht durch die Stimme. An die Hühner erinnert die Färbung, der Fußbau und der Schnabel, die Art und Weise des

Nistens, vorausgesetzt, daß alle Arten wirklich mehr als zwei Eier legen. Die Eier selbst, welche regelmäßig sandfarbig sind, ähneln allerdings weniger denen der Hühner, als vielmehr den Eiern mancher Laufvögel, und die des Steppenhuhns sogar den Trappeneiern. In Lebensweise und Betragen kommen die Flughühner bald mit den Hühnern, bald mit den Tauben überein. Berücksichtigen wir alle Merkmale, so können wir sie eben nur als Verbindungsglieder beider Ordnungen betrachten und dürfen sie entweder Taubenhühner oder Hühnertauben nennen.

Südspanien beweist sein afrikanisches Gepräge kaum durch andere Vögel schlagender, als eben durch die Wüstenhühner. Das Vaterland dieser Thiere dehnt sich über Hunderttausende von Geviertmeilen, ist aber doch sehr beschränkt. Dem Namen entsprechend, finden sich die gedachten Geschöpfe nur in der eigentlichen Wüste — in der Steppe blos da, wo sie wüstenhaft ist. In Spanien leben sie auf dem sogenannten „Campo", welcher sich von den afrikanischen Wüsten sehr wenig unterscheidet. Weite, fast baumlose und überaus spärlich bevölkerte Strecken Mittel- und Südspaniens, welche des Wassers theilweise oder gänzlich entbehren, aber doch, Dank der im Herbst und Frühjahr herniederströmenden Regen, einen Feldbau im beschränkten Sinne noch ermöglichen, sind es, welche Campo genannt werden. Einen großen Theil des Jahres hindurch unterscheidet sich der Campo wenig oder nicht von der Wüste, und deshalb finden die Kinder des Sandes hier eine ihnen vollkommen zusagende Heimat.

Die Wüstenhühner bilden eine nicht eben zahlreiche Familie, welche in zwei sich sehr ähnelnde Sippen, die oben genannten d. h. eigentlichen Wüstenhühner (Pterocles) und in Steppenhühner (Syrrhaptes) zerfällt. Beide zeigen wesentlich denselben Leibesbau, und dem Laien mag es schwer werden, sie zu trennen. Doch unterscheiden sich die Steppenhühner untrüglich von jenen durch ihre gleichsam verkümmerten Füße, bei denen die Zehen größtentheils verwachsen und bis zu den Nägeln befiedert sind, während die Zehen der Flughühner sich theilen und die Befiederung nur auf der Vorderseite des Laufs sich zeigt. Des verkümmerten Fußes halber hat man die Steppenhühner auch wohl Fausthühner genannt: ihr Fuß erinnert, so weit Dies möglich, wirklich an eine Faust.

Um beide Sippen genauer zu kennzeichnen, mag folgende Beschreibung dienen. Bei den Flughühnern bedecken die langen, spitzigen Flügel den größten Theil des keilförmig zulaufenden Schwanzes; der Schnabel ist zusammenge-

drückt, mehr oder weniger schlank, an der obern Kinnlade nur vorn gekrümmt, mit einem kleinen Haken oder auch ohne diesen. Die nach unten offenen Nasenlöcher sind oben von einer befiederten Haut bedeckt, die kurze, vorn befiederte Fußwurzel hat drei kurze vordere und eine sehr kleine, hochstehende Hinterzehe; die schmalen und langen Flügel tragen sehr spitzige und harte Schwungfedern, von denen die erste über alle hervorsteht. Der keilförmige Schwanz zeigt bei einigen Arten zwei lange, fadenförmige Federn in der Mitte. Die beiden Arten dieser Sippe, welche man bis jetzt in Europa beobachtet hat, sind das Sandflughuhn (Pterocles arenarius) und das Gangahuhn (Pterocles Alchata*). Ersteres ist 13 bis 14 Pariser Zoll lang und 25 bis 26½ Zoll breit; die Länge des Schwanzes beträgt 4, die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze 8¼ bis 8¾ Zoll. Der Kopf und Hinterhals ist bei den Männchen fleischröthlichgrau, der übrige Oberkörper, die schieferfarbigen Schwingenspitzen ausgenommen, blaß- oder graugelb, dunkelgelb und schieferfarben durch einander, an den hinten schwarzen, vorn weißen Schwanzfedern rost- und blaßgelb gefleckt, das Kinn rostfarben. An der Kehle steht ein dreieckiger schwarzer Fleck, der Vorderhals und die mit einem schwarzen Gürtel besetzte Brust ist fleischröthlichgrau. Der übrige Unterkörper ist schwarz, die Unterschwanzdeckfedern haben weiße Spitzen, der Oberkörper des Weibchens ist hell ockergelb mit vielen schwarzen Flecken und zickzack verlaufenden Binden. Vorderhals und Brust sind gelblich mit schwarzen Flecken besetzt, der Brustgürtel ist schmal.

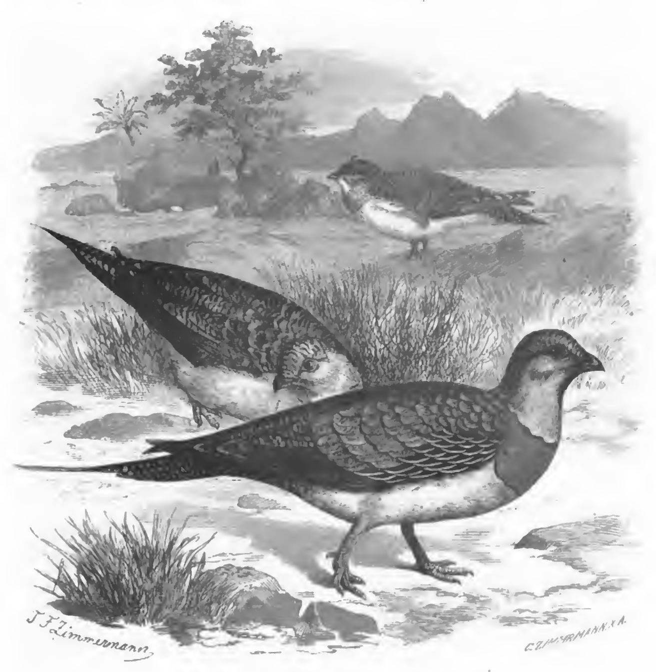
Das Gangaflughuhn ist kleiner, das Männchen jedoch wegen der beiden mittleren, pfriemenspitzig verlängerten Schwanzfedern bedeutend länger. Die Färbung des Gefieders ist eine weit lebhaftere, als bei jenem. Im allgemeinen herrscht die Sandfarbe allerdings ebenfalls vor: Kopf und Kehle sind ungefleckt und sandgelb gefärbt, die Gurgel ist bräunlich schwarz, die ganze Oberseite ziemlich rein isabellgelb, abwechselnd durch schwarze, silbergraue und rostrothe Bänder fein quergestreift; über die Brust zieht sich ein breites, lebhaft gefärbtes, braunes Querband, welches von zwei schwarzen Streifen eingefaßt wird; ein ähnliches, schwarzes Band steht unter der Kehle. Unterbauch und Schenkel sind weiß. Das Weibchen, welches dem Männchen im ganzen ähnelt, unterscheidet sich durch manchfaltigere Fleckung der Oberseite,

---

*) Alchata, richtiger El Khata ist, nach meines Bruders Versicherung, der altarabische, noch heute allgemein gebräuchliche Name der Flughühner — ein Klangbild ihres Geschreies.

welche deshalb dunkler erscheint, durch den ebenfalls gefleckten Oberkopf und durch ein doppeltes schwarzes Halsband über dem braunen Brustbande.

In Spanien bewohnen die Flughühner Aragonien, Valencia, Murcia, Andalusien und beide Castilien; doch herrscht immer in ein oder der andern



Das Gangaflughuhn (Pterocles Alchata).

Provinz mehr die eine oder die andere Art vor. Häufiger noch scheinen die Thiere in Norwestafrika vorzukommen: aus Algier namentlich erhalten die Thiergärten jetzt das Gangaflughuhn oft in Menge, während das Sandhuhn seltner eingeführt wird. Nach glaubwürdigen Berichten erstreckt sich das Verbreitungsgebiet beider Arten im Osten bis Tunis; in Egypten und Nubien

werden sie durch andere Arten ersetzt. Doch muß bemerkt werden, daß von einem eigentlichen, streng abgeschlossenen Verbreitungskreis dieser bewegungsfähigen Geschöpfe nicht gesprochen werden kann: — zählt man ja doch das Sandhuhn bereits unter den deutschen Vögeln auf, weil es einmal im Herzen unseres Vaterlandes vorkam, erlegt und erkannt wurde, nachdem es wahrscheinlich schon öfters Wanderungen ausgeführt hatte..

Ueber das Freileben der Wüstenhühner im allgemeinen will ich zunächst einige Worte meines Bruders hier folgen lassen. „Wenige Vögel verstehen es, wie die Flughühner, die ödesten und ärmsten Gegenden zu beleben. Inmitten der dürrsten Wüste, an Orten, wo nur der stille, leichte Wüstenläufer und die schwermüthig rufende Wüstenlerche den Pfad des Reisenden kreuzen, erhebt sich unter lautem Geschrei die stürmende Schar dieser Zwittergeschöpfe der Tauben- und Hühnerfamilie. Mehrere Arten wohnen dicht neben einander und bilden zuweilen ungeheure Flüge, welche dann monatelang unter dem bekannten Geschrei „khadda, khadda", dem Rufe, welcher ihnen ihren arabischen Namen verlieh, umherschweifen, täglich weite Strecken durchwandernd, weil die so arme Wüste ihnen nur stellenweise Nahrung gewähren kann. Mit der größten Regelmäßigkeit fliegen diese Schwärme in den Nachmittags- und Abendstunden irgend einem Wasser zu. Da, wo sie häufig sind, währt es mehrere Stunden lang, ehe alle die durstigen Seelen sich getränkt haben."

„Die Flug- oder Wüstenhühner werden nur da scheu, wo man sie verfolgt. In Spanien ist es ein Kunststück, sie zu erlegen; in Egypten und Nubien lassen sie den Reiter auf seinem Kamele oder Maulthiere dicht an sich herankommen, schauen ihn mit hochaufgestrecktem Halse an, ziehen diesen plötzlich ein, drücken sich platt auf die Erde nieder und sind in demselben Augenblick von der allgemeinen Bodenfärbung so vollkommen aufgenommen worden, daß ein sehr scharfes Auge dazu gehört, sie noch wahrzunehmen. Erst wenn man ganz nahe heranreitet, erhebt sich ein Männchen mit lautem Ruf: und dahin fliegt mit hartem, pfeifenden, schnellen Flug die ganze Kette. Unter allen eigentlichen Hühnern haben sie den schönsten und schnellsten Flug. Sie wetteifern mit den Tauben; doch fehlt ihnen das Schwebende der letztgenannten: denn nur, wenn sie sich zur Erde herabsenken, gleiten sie ohne Flügelschlag durch die Luft. Der gewöhnliche Flug besteht aus einer Reihe gleichmäßig, aber schnell sich folgender Flügelschläge. Der Lauf ist leicht und schön, viel mehr hühner- als taubenartig; jedoch nickend, wie bei den Tauben. Sämereien aller Art, selbstverständlich auch Getreide, bilden die Nahrung der

schönen Thiere; mit ihnen füllen sie den Kropf so an, daß er bauscht. Der Körner wegen bedürfen sie denn auch viel Wasser."

Diesen Angaben kann ich nach meinen eigenen Beobachtungen Folgendes hinzufügen. Auch in Spanien halten sich die Flughühner meistentheils in großen Flügen zusammen, und nur zur Brutzeit trifft man sie paarweise. Weil sie von den Spaniern gern gegessen werden, wird ihnen auf alle mögliche Weise nachgestellt, und die Vögel sind deshalb äußerst scheu und vorsichtig. Nur zufällig wird es dem Jäger gelingen, sich an ein Flughuhn heranzuschleichen; man schießt sie deshalb bei den Trinkplätzen auf dem Anstande. Die Flughühner pflegen immer das Wasser so nahe wie möglich der Quelle aufzusuchen, trinken in Spanien nicht aus Flüssen (in Egypten und Nubien bleibt ihnen freilich nur der Nil), sondern eilen nach den Gebirgen oder hochgelegenen Orten, um daselbst ihren Durst zu stillen. Haben sie einen passenden Trinkplatz gefunden, so kehren sie täglich wieder und fast zur bestimmten Stunde. In Südspanien kann man sicher darauf rechnen, daß sie in den Vormittagsstunden, vorzüglich von 9 bis 10 Uhr, beim Wasser erscheinen. Der Jäger verbirgt sich in der Nähe der Stelle, wo er ihre Fährte am Rande des Wassers im Sande bemerkte, sorgfältig, am besten in einer mit Erde oder Steinen überdeckten Hütte, jedenfalls schon eine oder anderthalbe Stunde vor dem erwarteten Erscheinen der Thiere. Bald wird er hoch in der Luft ein Geschrei wie „khuddu, khuddu" oder „khadda, khadda" vernehmen und zwei oder drei Flughühnerpaare im eiligen Fluge vorbeischwirren sehen. Diese sind gewissermaßen vom Schwarme abgeschickt, um die Gegend zu erforschen. Bemerken sie nichts Verdächtiges, so kehren sie wenige Minuten darauf zurück, beständig sich nach allen Richtungen umschauend. Haben sie drei- bis viermal diese Forschung wiederholt, so kommen sie mit dem übrigen Schwarm, doch immer noch vorsichtig, zur Tränke. Sie stürzen sich mit angelegten Flügeln aus der Luft pfeilschnell herunter und drücken sich in der Nähe des Wassers dicht auf den Boden, so daß selbst das geübteste Auge, wenn es genau die Stelle sich merkte, wo die Flughühner niedergefallen sind, nur noch schwer eins derselben unterscheiden kann. Jetzt muß der Jäger schußfertig sein, will er nicht Mühe und Zeit umsonst verwendet haben. Nach wenigen Sekunden richtet ein Hahn den Kopf in die Höhe und giebt durch ein leises „Gluckgluck" der übrigen Gesellschaft ein Zeichen zum Trinken. Rasch läuft diese herbei, taucht drei-, viermal den Schnabel in das Wasser, erhebt sich mit starkem Geräusch und ist im nächsten Augenblicke, für heute wenigstens, dem Jäger verloren. Ich

habe nicht beobachtet, daß die Flughühner mehrmals des Tages trinken, im Gegentheil haben mir alle spanischen Jäger, welche dieses Wild kennen, versichert, daß es nur einmal geschieht und zwar in den eben erwähnten Morgenstunden. Im Herbst und Winter, wo sie sich in großen Scharen zusammenhalten, werden bei der Tränke oft auf einen Schuß funfzehn bis zwanzig Stück erlegt. Das Fleisch der Vögel zieht man in vielen Gegenden dem der Rebhühner vor; es ähnelt dem der Birkhühner.

Nach den Berichten der spanischen Jäger legen die Flughühner nur zwei sandfarbige, mitunter etwas dunkler gefleckte Eier in eine seichte Vertiefung, welche sie mit den Füßen in den Sand scharren. Ihre Brutzeit fällt zu Ende Aprils oder in den Anfang des Mai. Ueber die Führung der Jungen und dergleichen ist mir Nichts bekannt geworden.

In der Gefangenschaft werden diese sonst so scheuen Vögel sehr zahm. Ich habe ein Paar Sandflughühner über ein Jahr lebend in meinem Zimmer gehalten. Den größten Theil des Tages brachten sie außerhalb des Käfigs frei umherlaufend zu, ohne daß es ihnen je eingefallen wäre, durch das offene Fenster zu entfliehen, obgleich sie ganz gut fliegen konnten. Mittags flogen sie auf den Tisch, trippelten da herum, lasen Brotkrumen auf oder fraßen dieselben aus meiner Hand. Am frühen Morgen weckte mich das Männchen durch seinen Ruf, der dem Rucksen der Tauben sehr ähnlich ist, und auch oft in später Nacht konnte man denselben noch vernehmen, woraus man also sicher schließen kann, daß die Flughühner auch im Freien des Nachts munter sind. Ich habe Letzteres freilich nicht selbst beobachtet; mein Bruder jedoch bestätigt diese Vermuthung. „Ich habe," sagt er, „es während des ganzen Tages in Bewegung gesehen und zu jeder Stunde des Nachts gehört. Nicht wenig wurde ich überrascht, als ich die höchst wohllautende Stimme dieses Huhnes noch in den spätesten Nachtstunden vernahm und, bei dem bleichen Schimmer des Mondes, Trupps zu einer kleinen Mineralquelle fliegen sah, dort sich zu tränken. Diese Quelle war einer der Trinkplätze; ihn umlagerten von Sonnenaufgang an bis zum frühen Morgen verschiedene Trupps und Flüge unseres Huhnes, und wenn die einen davon flogen, kamen die andern herbei. Mir wollte es scheinen, als ob die Vögel gerade in unmittelbarer Nähe der Quelle ihre Nachtherberge genommen hätten."

Sehr ergötzlich war es zu sehen, wie sich die Henne meines Paares, nachdem sie vollkommen vertraut geworden war mit ihrem Gefängnisse und ihrer Umgebung, gegen ihr fremde Personen und Thiere benahm. Näherte

sich ihr eine ihr unbekannte Person, so sträubte sie Rücken- und Kopffedern, stieß ein ärgerliches „Gurgurgurr“ aus, ging mit lang vorgestrecktem Halse auf den Eindringling zu und hackte ihn, wenn er sich nicht zurückzog, in Fuß oder Hand, heftige Flügelschläge dazu austheilend. Hunde und Katzen vertrieb sie in derselben Weise stets aus dem Zimmer. Der Hahn zeigte dieses Betragen weniger, und nur wenn er ganz in die Enge getrieben wurde, vertheidigte er sich mit Schnabel und Flügeln.

Die Flughühner leben in der Gefangenschaft mit andern Vögeln in Frieden. Ich habe sie mit Kalanderlerchen, Ammern und andern kleinen Vögeln zusammengehalten, ohne daß der geringste Streit zwischen der Gesellschaft entstanden wäre, oder daß die Flughühner gegen die Kleineren das Recht des Stärkeren zur Geltung gebracht hätten. Im Hamburger Thiergarten leben sie mit den Steppenhühnern in größter Einigkeit zusammen. Bei geeigneter Pflege und guter Behandlung halten unsere Vögel in der Gefangenschaft lange aus; die Gefangenen des gedachten Gartens haben sogar eine Kälte von gegen 20 Grad R. ohne Unbequemlichkeit oder Nachtheil ertragen. Gegen Regen allein sind sie empfindlich, und man muß sie deshalb bei regnerischen Tagen im verdeckten Raum halten, weil sie zu dumm sind, ihren Nachtkäfig aufzusuchen und sich dort gegen die Nässe zu schützen. Natürlich vertragen die Kinder der Wüste weit eher Kälte als Nässe.

Das Steppenhuhn (Syrrhaptes paradoxus) ähnelt den eben gedachten Thieren in überraschender Weise, und nicht allein in Gestalt und Färbung, sondern auch im Betragen. Der Hauptunterschied zwischen beiden Gruppen dürfte im Fußbau und in den merkwürdig verlängerten Schwingen des Steppenhuhnes zu finden sein.

Man darf das Männchen einen schönen Vogel nennen. Die Grundfärbung ist ein ungemein zartes Aschgraugelb, welches rosaroth angeflogen ist. Kopf, Nacken, Oberbrust, Halsseiten und die Oberflügeldeckfedern sind ungefleckt; der übrige Oberkörper ist mit vielen dunklen Flecken und Bändern gezeichnet; die Zeichnung entsteht durch die dunklen Schaft- und Spitzenflecke oder Spitzenbänder der einzelnen Federn. Die Kopfseiten, mit Ausnahme der aschgrauen Ohrdecken, und die Kehle sind lebhaft ockergelb; die Unterbrust ist schwarzbraun (oft gelb gefleckt, weil eigentlich nur die Ränder der einzelnen Federn die dunkle Färbung zeigen); die Oberbrust wird durch ein dreifaches,

schmales, schwarzes Band geziert, welches durch End-Binden auf den einzelnen Federn entsteht; der Bauch ist gilblichweiß; die Schwingen sind aschblau, auf dem Innenrande. der Fahne gilblichgrau, die hinteren Hand- und Oberarmschwingen lebhafter gelb gesäumt und, wie die Außenfahne der ersten Schwinge, dunkel geschäftet. Die gilblichweißgespitzten Schwanzfedern erhalten durch rothgilbliche Flecke, welche sich in die aschgrau gefärbten Fahnen in regelmäßigen Abständen von außen her einkeilen, eine bandartige Zeichnung.

Das Weibchen ist minder schön d. h. schmuziger gefärbt und viel mehr gefleckt auf dem ganzen Oberleibe. Die Kopf- und Halsflecken sind strohgelb, die grauen Ohrdecken dunkel gestrichelt; das Band auf der Oberbrust fehlt; die Unterbrust ist braunschwarz oder dunkelrothbraun; die Schwungfedern sind schmuziger grau und schmäler gesäumt, die Steuerfedern unscheinbarer gefärbt und gezeichnet.

Ueber Länge und Breite der Geschlechter vermag ich keine Angaben zu machen.

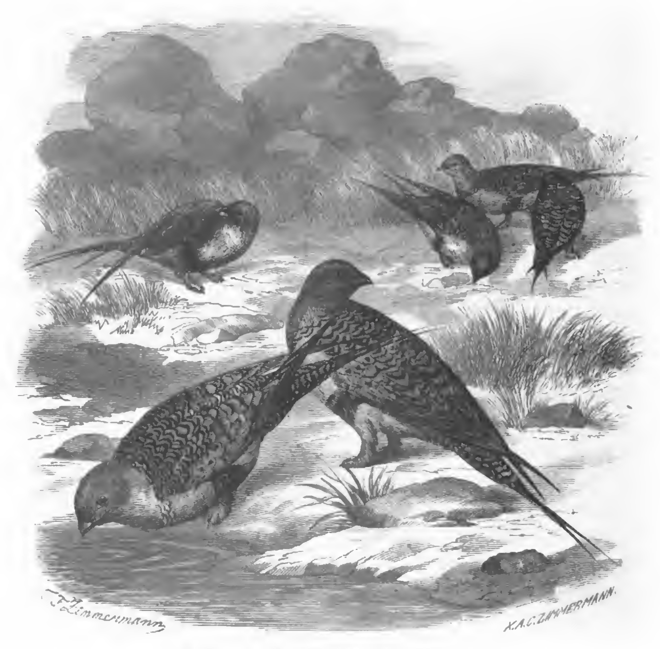
Das Steppenhuhn war bis zum vorigen Jahre ein noch ziemlich unbekannter Vogel, wenigstens bis dahin in Deutschland, ja in Europa nur höchst vereinzelt beobachtet worden. Auf eine kurze Schilderung von Pallas und eine ausführliche Beschreibung Radde's, welche jedoch eben erst erschienen und deshalb nur Einzelnen bekannt worden war, gründete sich das Wenige, welches man über das Freileben unserer Vögel wußte. Da erschienen diese, zur großen Freude und zum Erstaunen der Naturforscher, im Laufe des vorigen Sommers in zahllosen Schwärmen in unserem Vaterlande. Eigentlich Bewohner der mongolischen und kirgisischen Steppen wanderten sie durch halb Asien und einen großen Theil von Europa zu uns: sie flogen also jedenfalls in der Richtung von Südost nach Nordwest durch die ungeheuren Steppen des innern Asiens, über das kaspische Meer hinab, am Kaukasus vorüber, die nördliche Küste des schwarzen Meeres entlang, durch die Donautiefländer, Ungarn und Schlesien hindurch und verbreiteten sich über das nordwestliche Deutschland und die dänischen Inseln. Auch auf der Felseninsel Helgoland, wo fast alle befiederten Fremdlinge beobachtet worden sind, die sich bis jetzt in Deutschland gezeigt haben, fanden sie sich ein; besonders häufig aber wurden sie auf der friesischen Insel Borkum bemerkt.

Die Ursachen, welche dieses Thier zu so starker Auswanderung aus ihrer Heimat veranlaßten, sind bis jetzt ein unerklärliches Räthsel geblieben. Die Steppenhühner erschienen in Deutschland zuerst Mitte Mai's und zwar in

Schlesien, fast zu gleicher Zeit in Westpreußen und in Dessau, Ende Mai in der Provinz Sachsen und in Hannover, im Juni im Havellande und in Böhmen und endlich im August auch in Thüringen. Einzelne wurden blos gesehen, aber erkannt, viele andere jedoch gefangen und erlegt; manche fanden ihren Tod durch die Telegraphendrähte, gegen welche sie bei ihrem reißend schnellen Fluge anprallten, so daß entweder die Flügel brachen oder sofort getödtet wurden. Es ist wahrscheinlich, ja fast mit Sicherheit anzunehmen, daß die Steppenhühner in Deutschland genistet haben; wenigstens läßt der Umstand darauf schließen, daß sie noch im Spätherbst gesehen und noch im Oktober bei Altona erlegt worden sind. Die genauesten Nachrichten über diesen Fremdling haben wir von der Insel Borkum erhalten, und ich füge deshalb in gedrängter Kürze hier hinzu, was Dr. Altum in naturwissenschaftlichen Zeitschriften über ihr Dorterscheinen veröffentlichte.

Die Insel Borkum in der Nordsee, dem Dollard gegenüber gelegen, besteht außer einigen Wiesen und Weiden fast nur aus Flugsand, welcher entweder zu Dünen erhöht ist oder sich in weiten, ebenen Flächen ausbreitet. Auf diesen ausgedehnten, sandigen Strecken erschienen die Steppenhühner schon im Mai und waren bis zum Herbst daselbst ganz wie zu Hause. Kleinere Scharen von funfzig bis achtzig trieben sich dort umher und konnten trotz vielfacher und anhaltender Verfolgung wohl vermindert, jedoch nicht gänzlich vertilgt werden. Sie lebten hauptsächlich auf einer weiten Sandebene, das große Watt genannt, wählten mit besonderer Vorliebe diejenigen Stellen aus, welche mit Schoberia maritima bewachsen sind, deren Samen, Blattknospen und Blättchen sie sehr zu lieben scheinen. Man fand sie auf dem Watt gewöhnlich von 9 Uhr Morgens an, um welche Zeit sie ihrer Nahrung nachzugehen schienen. Trippelnd und rutschend pickten sie auf dem Boden emsig den Samen der schon erwähnten Pflanze auf, liefen nach Art der Tauben in einer Richtung in einem breiten Schwarm vorwärts, vereinzelten sich auch kurze Zeit zu Trupps bis zu zwanzig Stück, beeilten sich aber, bald wieder mit dem ganzen Schwarme zusammenzustoßen. Einzelne Vögel sonderten sich höchst selten von der Gesellschaft ab, nur schien es, als ob eins der Männchen zeitweise den Wächter abgebe. Sobald dieses nämlich etwas Verdächtiges bemerkte, machte es einen langen Hals und stieß einen lauten Ruf, der wie „Köferik“ klang, aus, worauf der ganze Schwarm sich dicht zusammenscharte und unbeweglich sitzen blieb. Näherte sich jetzt ein Jäger oder sonst etwas den Fausthühnern verdächtig Erscheinendes, so erhob sich der ganze Trupp

mit lautem Geschrei und brauste davon. In den Mittagsstunden suchten die Fausthühner regelmäßig die trockenen, heißen Dünen auf, um sich in den Sand zu paddeln. Sie wählten dazu große, öde Sandflächen, wo durch Stürme die spärliche Pflanzendecke zerstört war und kein Busch oder sonstiger Gegenstand dem Jäger erlaubt hätte, sich ihnen unbemerkt zu nähern. Auf dem



Das Steppenhuhn (Syrrhaptes paradoxus).

Sande war es äußerst schwierig, die Vögel zu entdecken, und selbst das mit dem besten Fernrohr bewaffnete Auge konnte sie kaum von ihrer sandigen Umgebung unterscheiden. Bei ihrer Ankunft auf der Insel waren sie wenig scheu, allein die unausgesetzte Verfolgung machte es zuletzt fast unmöglich, sich ihnen zu nahen.

Im Hamburger Thiergarten befinden sich fünf Stück dieser schönen Hühner. Sie halten bei Körnerfutter, dem man etwas Grün hinzufügt, vortrefflich aus und erscheinen in ihrem Betragen als harmlose, niedliche Geschöpfe, gereichen jedenfalls dem Garten zu einer ganz besondern Zierde. Ueber ihre Fortpflanzung berichtet Radde, welcher sie in ihrer Heimat kennen lernte. Sie brüten zweimal, das erste Mal im März, das zweite Mal Ende Mai's und legen drei bis vier, verhältnißmäßig große Eier.

Ihre Bewegungen sind eigenthümlicher Art und auf dem Boden wegen der kurzen, gleichsam verkümmerten Füße nur sehr beschränkt. Ihr Gang ist ein höchst sonderbares Trippeln, wie es bei keinem Landvogel weiter vorkommt. Die Steppenhühner sind gewissermaßen den Sohlengängern zu vergleichen. Sie tragen ihre Fußwurzeln so schief gestellt, daß das Handwurzelgelenk fast den Boden berührt (während doch andere Landvögel auf den Zehen gehen); ihr Leib schleift bei dem Gange fast auf dem Boden hin und wackelt fortwährend seitlich hin und her. Die Füße, welche kaum stark und geschickt genug scheinen, den Leib zu tragen, sind zum Scharren kaum fähig, und deshalb besorgen unsere Thiere dies Geschäft fast ausschließlich mit dem Schnabel. Das Gefieder wird sehr locker und nachlässig getragen; die Flügelspitzen berühren sich, wie bei den Tauben, nicht, sondern liegen zu beiden Seiten des Leibes an; der Hals wird gewöhnlich so eingezogen, daß der Kopf dicht auf den Nacken zu liegen kommt. Nur wenn sie sichern, strecken sie ihn lang von sich. Man muß sie in nächster Nähe betrachten, wenn man sie beobachten will; denn schon auf vierzig Schritt Entfernung wird man das Thier kaum von dem Sande, auf welchem es lebt, unterscheiden können. Erst im Fluge zeigen sich die Steppenhühner als sehr bewegungsfähige Geschöpfe. Sie erheben sich zwar ziemlich schwerfällig, unter raschem und hartem Flügelschlage, eilen aber, sobald sie einmal eine gewisse Höhe erreicht haben, mit rasender Schnelligkeit dahin, brausend und rauschend, rufend und schreiend. Das Geräusch der Flügelschläge vernimmt man weithin, und laute, wohlklingende Rufe wie „Kuik, kuik“ werden aus voller Brust ausgestoßen. Am meisten ähneln die fliegenden Steppenhühner gewissen Strandvögeln, namentlich den Goldregenpfeifern und den Steinwälzern; nur fliegen sie weit rascher. Schnelle Schwenkungen und Wendungen werden ihnen schwer; der Schwarm entgeht deshalb einem verfolgenden Raubvogel noch am leichtesten dadurch, daß er sich rasch theilt und den Stößer durch die so entstehenden Lücken durchstreichen läßt. Sie fliegen nicht gern

hoch über dem Boden hin, wohl aber, ohne sich umzuschauen, meilenweit. In den Morgenstunden erscheinen sie auf den Futterplätzen, wie man es in Borkum beobachtet hat, trippeln hier nach dem Einfall ununterbrochen, aber langsam umher, picken mit dem Schnabel Körner auf, füllen sich den Kropf und fliegen nun der Tränke zu. Nachdem sie ihren Durst gelöscht, suchen sie sandige, sonnige Stellen auf, um ein Sandbad zu nehmen. Nachmittags fliegen sie wieder nach Futter aus, rutschen und trippeln noch ein paar Stunden Körner suchend umher und wählen sich endlich eine kahle Sandfläche aus, um zu übernachten. Vor dem Schlafengehen sondert sich der ganze Trupp in einzelne Häufchen und diese hocken sich dann, dicht an einander gedrückt, so zu sagen auf einem Klumpen, auf dem Boden nieder, gewöhnlich so, daß die Köpfe den Mittelpunkt eines Kreises bilden. Die Schar gleicht dann größeren oder kleineren Sandhaufen, welche man nicht oder doch nur äußerst schwer vom Boden unterscheiden kann. Wie man an Gefangenen beobachten kann, scharrt sich übrigens jedes einzelne Steppenhuhn auf seinem Schlafplatze eine seichte Mulde aus, in welcher es sich lagert.

Der Hamburger Thiergarten erhielt eins seiner lebenden Steppenhühner durch Herrn Gätke auf Helgoland, die übrigen aber von den dänischen Inseln. Die Gefangenen ähneln den Wüstenhühnern in ihrem Wesen sehr, — so sehr, daß ich meinestheils keinen Unterschied im Betragen beider bemerken konnte. Auch die Stimme der so nah verwandten Thiere ist fast dieselbe; der Unterschied zwischen dem Lockton des einen und des anderen Huhnes ist wenigstens mit Buchstaben nicht auszudrücken. Beide Arten bewohnen im Hamburger Thiergarten einen und denselben Käfig; sie vertragen sich auch sehr gut, gerathen niemals mit einander in Streit, laufen oft in buntem Gemisch unter einander herum, halten sich aber gewöhnlich doch mehr mit den Andern der gleichen Art zusammen. Ihr Futter ist ein Gemisch verschiedener Getreidekörner und Sämereien; Weizen und Hirse scheinen bevorzugt, Hanf-, Rübsen-, Kanarien-, Mohnkörner u. dergl. jedoch auch gern gefressen zu werden. Salat oder Kohlköpfe sind ihnen nicht minder eine erwünschte Speise. Sie fressen von einem Salatkopf alle Blätter ab bis auf den Strunk.

Gegen Regenwetter scheinen die Steppenhühner weniger empfindlich zu sein. Die in Rede stehenden Gefangenen lassen sich, wie die Tauben, gelegentlich gern einmal derb einregnen, verweilen wenigstens ganz unnützer Weise in demjenigen Theile ihres Käfigs, welcher Wind und Wetter preisgegeben ist. —

Diesen von mir selbst angestellten Beobachtungen muß ich eine mir von meinem Bruder mitgetheilte Nachricht beifügen: Eines der gefangenen weiblichen Steppenhühner des Hamburger Gartens hat am 6. Juni ein Ei gelegt. Schon mehrere Tage vor diesem Ereigniß zeigten sich die beiden Hähne der Gesellschaft höchst unruhig und streitsüchtig, nahmen Balzstellungen an und gingen nach andrer Hähne Art auch wohl gegen einander los. Eine Begattung wurde nicht beobachtet. Das Ei ist 40,5 mm. lang, 29 mm. an der dicksten Stelle breit, schön eiförmig, glattschalig, ziemlich glanzlos, auf graubräunlichgrünem Grunde unregelmäßig mit verwaschenen, wenig hervortretenden, blutfarbigen Flecken gezeichnet, einem Trappenei nicht unähnlich. Das stumpfe Ende ist gleichfarbig spangrün, ohne alle Flecken, das spitze von der Färbung des übrigen Eies, aber ebenfalls ohne alle Flecken.

Das Rothhuhn (Caccabis rubra, Perdrix rubra, Linné) Perdrix rouge der Franzosen, unterscheidet sich von unserm Rebhuhn hauptsächlich durch die Schönheit seines Gefieders; außerdem ist es gedrungener gebaut und ein wenig größer. Seine Länge beträgt 13½ Zoll, seine Breite 25 Zoll, die Länge des Fittigs 8 Zoll, die des Schwanzes 4 Zoll. Der letztere besteht aus 16 fast gleich breiten, abgerundeten Federn. Der Schnabel, welcher ganz wie bei dem gemeinen Rebhuhn gestaltet ist, hat eine schöne, hochrothe Farbe; die Iris ist rothbraun, das kahle Augenlid, sowie ein kleiner, kahler Fleck hinter dem Auge sind hochroth; die Ständer, welche etwas stärker als bei dem gemeinen Rebhuhn sind, und sich bei dem Männchen durch eine warzenähnliche Erhabenheit, einen gewissermaßen verkrümmten Sporen auszeichnen, haben fast dieselbe Färbung, wie der Schnabel. Die Färbung des Gefieders ist im wesentlichen folgende. Die Kehle und der Untertheil der Wangen sind weiß; am Kinn und an der Wurzel des Unterschnabels steht ein sammtschwarzer Fleck; ein weißer Streifen zieht sich von der Stirn über das Auge bis nach dem Nacken hinab; der Vorderscheitel ist aschblau, der hintere Theil des Kopfes mattkupferbraun gefärbt, der Hals weinröthlich. Um die Kehle läuft ein sammtschwarzes Band, welches sich nach unten in schmale, tiefschwarze, fast in Reihen stehende Flecken auflöst. Die Oberbrust ist hellaschblau, die Unterbrust, der Bauch und die Unterschwanzdeckfedern sind röthlich. Die seitlichen Brustfedern, welche dem Thiere seine eigentliche Schönheit verleihen, sind verlängert und haben auf hellaschblauem Grunde weiße, rostfarbige oder kastanienbraune Querbänder, welche durch tiefschwarze

Striche scharf begrenzt werden. Der Rücken, Schultern und Flügeldeckfedern sind röthlichgrau. Die Weibchen unterscheiden sich von den Männchen nur durch das Fehlen des warzenähnlichen Auswuchses an den Ständern. Die Jungen gleichen bis zur dritten Mauser fast ganz unsern jungen Rebhühnern. Es kommen unter den Rothhühnern ziemlich häufig Spielarten vor, z. B. Weißlinge, welche die oben erwähnten Seitenfedern in ihrer ganzen Schönheit zeigen und dadurch ein prächtiges Aussehen erhalten.

Das Rothhuhn bewohnt Südeuropa, sowie die nächsten Theile von Asien und Afrika. Besonders häufig ist es in Südfrankreich und in ganz Spanien, höchstens mit Ausnahme der Pyrenäen, wo es durch unser gewöhnliches Feldrebhuhn vertreten wird. Es liebt besonders bergige Gegenden, welche mit Feldern abwechseln. In Spanien findet man es fast auf allen Gebirgen, mit Ausnahme vielleicht der Züge längs der Nordküste, bis zu 6000 Fuß hinauf. Den dichten Wald meidet es; dagegen siedelt es sich gern in den Parks oder auf dünn bewaldeten Strecken an, deren Pflanzenwuchs hauptsächlich aus hoher Haide, immergrünem Eichengebüsch, Rosmarin und Thimiansträuchen besteht. Hier ist es Standvogel. Sein Wohngebiet ist ziemlich beschränkt; denn da, wo es häufig auftritt, lebt ein Paar dicht neben dem andern.

In seinen Bewegungen hat es Vieles mit unserm Rebhuhn gemein; doch darf man es wohl auch in dieser Hinsicht zierlicher und anmuthiger nennen. Sein Lauf ist ungemein rasch und dabei in hohem Grade gewandt. Es rennt mit gleicher Schnelligkeit zwischen der Haide, wie zwischen Felsblöcken und Steinen dahin, klettert sogar mit vielem Geschick auf diesen umher und nimmt dabei nur selten seine Schwingen zur Hilfe. Sein Flug ist bedeutend rascher, als der unseres Rebhuhnes; er verursacht auch weit weniger Geräusch, als dieser. Das Rothhuhn erhebt sich leicht, steigt rasch in eine gewisse Höhe, streicht in dieser mit schwirrenden, wenig vernehmlichen Fügelschlägen dahin und schwebt oft auf große Strecken fort, ohne einen Flügel zu bewegen. Von Felswänden stürzt es sich förmlich raubvogelartig zur Tiefe herab. Demungeachtet fliegt es nur ungern weit und noch weniger wiederholt nach einander auf, sondern sucht sich soviel als möglich durch Laufen zu helfen. Bezeichnend für das Rothhuhn ist, daß es gern bäumt und keineswegs nur im Fall der Noth, sondern regelmäßig, um von der Höhe aus zu sichern.

Es ist schwer zu entscheiden, ob das Rothhuhn in seinem geistigen Wesen von unserem Rebhuhn verschieden ist. Im Allgemeinen ähnelt es diesem in

seinem Betragen sehr. Doch ist es wahrscheinlich streitsüchtiger, als jenes, und jedenfalls auch weit weniger treu. Es lebt in Einweibigkeit, scheint jedoch die Bande der Ehe nicht gerade sonderlich zu beachten und erlaubt sich Ueberschreitungen derselben in mancher Hinsicht. Einen Beweis für die größere Klugheit des Rothhuhnes könnte man vielleicht darin finden, daß es weit eher, als das Rebhuhn, und viel vollständiger zahm wird. Man kann es ohne sonderliche Mühe zum Umherlaufen im Hause gewöhnen und beobachtet nicht selten eine außerordentliche Anhänglichkeit des Thieres an seinen Pfleger.

Den größten Theil des Jahres hindurch lebt das Rothhuhn in Ketten oder Gesperren von zehn bis dreißig Stücken; denn jedenfalls schlagen sich oft zwei Familien zu einem Volk zusammen. Das Gesperre treibt sich in dem gleichen Gebiete umher, obwohl nicht eben regelmäßig; es kommt auch, weil es sehr wenig Wasser bedarf, niemals zu bestimmten Stunden zur Tränke. Seine Thätigkeit beginnt mit dem ersten Morgengrauen und währt bis nach Sonnenaufgang; wenigstens vernimmt man dann den Ruf des Hahnes nur noch selten. Während der Mittagsstunde ist das Volk sehr still; wahrscheinlich liegt es jetzt im Halbschlummer wohl verdeckt zwischen dem Gestein oder in niederm Gestrüpp. Gegen Sonnenuntergang wird es von neuem lebendig und treibt sich nun bis spät in die Nacht hinein, vielleicht mehr spielend, als Nahrung suchend, umher.

Die Zeit der Liebe ändert selbstverständlich auch das Betragen des Rothhuhnes. Schon im Februar trennt sich das Volk in Paare, die Spanier behaupten, bereits am Tage des heiligen Antonius:

„Al dia de San Anton,
Cada perdiz con su perdicon.“

Die Paarungszeit ist nach den verschiedenen Provinzen Spaniens verschieden. In Südspanien fällt sie in den Anfang des März, in Mittelspanien jedoch, oder in den Gebirgen zu Ende dieses Monats oder in den Anfang des April. Die Hähne führen dabei hitzige Kämpfe um die Hennen aus und geben Gelegenheit zu einer sehr anziehenden, weiter unten zu beschreibenden Jagd. Brütet die Henne bereits, so überlassen sie dieselbe ihrem Schicksale und schleichen, Minne suchend, noch weiter umher, freilich gewöhnlich zu ihrem Verderben. Das Nest findet sich in Getreidefeldern, in Weinbergen unter einem Rosmarin- oder Thimiangebüsch und besteht aus einer muldenförmigen Vertiefung, welche die Henne in den Boden scharrt. Es enthält zwölf bis sechszehn Eier, welche sich durch Größe und Farbe von denen unserer Reb-

hühner unterscheiden. Ihre Gestalt ist stumpfer und gerundeter; die feste Schale ist glänzend, obgleich man die vielen Poren deutlich erkennen kann; die Grundfarbe ist ein licht Rostgelb, welches mit zahllosen braunen Punkten und Fleckchen überstreut ist. Sobald die Jungen aus dem Ei geschlüpft sind, laufen sie geschwind umher, sorgsam behütet von der jetzt besonders vorsichtigen Mutter. Bei Gefahr benimmt sich die Familie ganz wie unser Rebhuhn unter gleichen Umständen. Die Alte giebt sich gewissermaßen dem Feinde preis, taumelt vor ihm hin, als wäre sie lahm und leicht zu fangen, läuft krüppelhaft und flatternd immer weiter von der Kinderschar weg, welche sich inzwischen platt auf den Boden gedrückt hat, führt den Feind richtig von dieser ab, erhebt sich dann plötzlich, kehrt zu den Kleinen zurück und bringt sie nun so schnell als möglich in Sicherheit. Auch die jungen Rothhühner lernen, wie unsere Rebhühner, wenige Tage nach dem Auskriechen flattern, wechseln rasch die Schwingen, welche für die Last des Leibes bald zu klein werden, und sind schon in der dritten Woche ihres Lebens äußerst bewegliche und gewandte Geschöpfe. Ihre Ausbildung währt zwischen vier und fünf Wochen. Anfänglich äsen sie sich von Kerbthieren, Larven, Würmern und feinem Gesäme; später halten sie sich, wie die Alten, hauptsächlich an das Letztere und an Grünzeug mancherlei Art, welches ihnen, wie es scheint, zugleich die Tränke ersetzen muß.

Die Rothhühner werden in Spanien eifrig gejagt. Sobald die Jungen die Größe einer Wachtel erreicht haben, beginnt bereits ihre Verfolgung. Man sucht die Völker entweder mit Hühnerhunden oder durchstreift auf gut Glück die von ihnen bewohnten Strecken. Im Herbste bedient man sich mit Erfolg eines Lockvogels. Die Rebhühner folgen seinem Rufe und werden auf diese Weise geschossen. Am eifrigsten betreibt man jedoch die Jagd während der Paarungszeit; sie ist dann auch unbedingt die anziehendste, welche man auf diesen Vogel überhaupt ausüben kann, und dabei ganz eigenthümlich.

Der Jäger begiebt sich mit einem Lockvogel, „Reclamo“, den er in einem sogenannten Glockenbauer mit sich führt, dahin, wo er Rothhühner vermuthet, und errichtet aus umherliegenden Steinen eine ungefähr drei Fuß hohe, runde Mauer, welche ihm als Versteck dienen soll. Zehn oder funfzehn Schritt davon entfernt, stellt er den Käfig auf einen erhöhten Punkt und bedeckt ihn leicht mit grünen Reisern, nachdem er vorher den Ueberzug entfernt hat, welcher das Gebauer bis dahin verhüllte. Ist der Lockvogel gut, so beginnt er

sogleich seinen Ruf mit einem wiederholten „Tacktack", dem dann der eigentliche Lockruf ein „Tackterrack" folgt. In der Regel währt es nur wenige Minuten, und es erscheint ein Rothhuhn in der Nähe des Käfigs. Da man zu Anfang der Paarungszeit Hähne als Lockvögel benutzt, so kommt es vor, daß sowohl Hähne als Hennen sich bei dem Schützen einstellen, häufig auch das Paar. Sie sehen sich nach dem Gefährten um, antworten auf seinen Ruf, und da sie sich frei dem Schützen zeigen, werden sie auf leichte Weise erlegt. Die Jagd währt ungefähr vierzehn Tage. Haben diese Hennen bereits gelegt und bebrüten ihre Eier, so nimmt der Jäger anstatt des Hahnes eine Henne als Lockvogel und verfährt ganz in der eben beschriebenen Weise. Es erscheinen jetzt nur die ungetreuen oder unbeweibten Hähne, nähern sich mit hängenden Flügeln und gesträubten Kopf- und Nackenfedern, kurz in der Balzstellung dem Versteck des Schützen, führen vor der Henne, die sie wohl hören, aber nicht sehen können, zierliche Tänze auf und werden dabei in der vollsten Jubellust des Lebens meuchlings getödtet. Der Jäger wartet, wenn ein Hahn erlegt ist, ob sich ein zweiter zeigen will, und kann sicher darauf rechnen, daß wenn noch ein Hahn in dem Umkreis einer Viertelstunde vorhanden ist, derselbe ebenfalls bald erscheinen wird; ja, es kommt vor, daß zwei, drei Hähne zu gleicher Zeit ankommen, sich heftig bekämpfen und oft zugleich dem tödlichen Schrot erliegen. Antwortet kein Hahn auf das fortgesetzte Rufen des Lockvogels, so verläßt der Jäger ruhig seinen Anstand, nähert sich langsam dem Käfig und zieht die Hülle darüber, liest die todten Hähne zusammen und sucht einen andern Platz zur Jagd auf. Man muß sorgfältig vermeiden, unmittelbar nach dem Schusse aus dem Versteck hervorzuspringen, um etwa den getödteten Hahn aufzunehmen; denn dadurch wird der Lockvogel scheu, lockt in der Regel nicht wieder, verliert sogar zuweilen seine Brauchbarkeit für immer. Hauptsächlich dieser Jagdart wegen wird das Rothhuhn in Spanien allgemein zahm gehalten. In gewissen Gegenden fehlt wohl in keinem Hause eine Perdiz, und eifrige Jäger halten deren mehrere nach den Geschlechtern in verschiedenen Räumen und Käfigen. Ein guter Lockvogel wird theuer bezahlt, oft mit 140 bis 150 Thaler unseres Geldes; in ihm besteht zuweilen der gesammte Reichthum eines Jagdkundigen; denn gar nicht selten kommt es vor, daß ein einziger Schütze während der Zeit des Reclamo sechszig bis achtzig Paar Rothhühner erlegt. Zwar ist diese Jagd gesetzlich verboten; doch kümmert sich der Spanier um jedes andere Gesetz noch mehr, als um das, welches bestimmt ist, seiner Vernichtungswuth entgegenzutreten.

Die zur Jagd bestimmten Rebhühner werden auffallender Weise jahraus, jahrein in denselben kleinen Gebauern gehalten, in denen man sie später mit sich zur Jagd hinausnimmt, und nur die eifrigsten Jäger lassen ihnen eigentliche Pflege angedeihen. Die große Menge behandelt sie nach unserer Ansicht ganz erbärmlich. Demungeachtet halten die Lockvögel jahrelang in solcher traurigen Gefangenschaft aus.

Wirklich auffallend ist, daß man während des Hochsommers die so gewandten und behenden Rothhühner mit den Händen fangen kann. Ein mir bekannter Jäger verstand es ausgezeichnet, sich in dieser Weise ihrer zu bemächtigen. Er näherte sich in den Mittagsstunden einem vorher erkundeten Volke, jagte es auf, beobachtete dessen Flug und lief dann eilig nach der Gegend hin, auf welcher die Rebhühner einstiebten. Hier verfolgte er sie von neuem, brachte sie wiederum zum Flug, ging ihnen zum zweiten Male nach und fuhr so fort, bis die Hühner gar nicht mehr sich erhoben, sondern laufend ihr Heil versuchten oder angstvoll sich zu Boden drückten und sich greifen ließen. Dieses Ergebniß wurde gewöhnlich schon nach drei- oder viermaligem Auftreiben erreicht!

In demselben Käfig des Hamburger Gartens, welchen das Rothhuhn bewohnt, lebt auch einer seiner nächsten Verwandten, das Felsenhuhn (Caccabis petrosa), ein ihm sehr ähnlicher Vogel von ungefähr gleicher Größe, aber bestimmt unterschieden durch die Färbung. Die Kopfseiten und die Kehle sind aschgrau, die Brust ist rostgelb, ein Streif über den Mittelkopf rostbraunroth; das Halsband ist ein brauner, weiß betropfter Ring; die Schulterfedern sind blau gefleckt.

Das Felsen- oder Klippenhuhn scheint das Rothhuhn in Osteuropa zu vertreten, kommt aber auch in Algerien vor, von wo aus die meisten, welche man in den Thiergärten sieht, eingeführt werden.

Es würde den Raum unseres Buches weit überschreiten, wollte ich in derselben Ausführlichkeit, mit welcher ich die gedachten Hühner besprochen habe, auch die andern Mitglieder dieser Familie und die übrigen Bewohner des Hühnerhauses schildern. Jede einzelne Art dieser Thiere ist so sehr der Beachtung werth, daß sie mit wenigen Worten nicht abgehandelt werden kann, sondern ein genaueres Eingehen auf ihr Leben und Treiben und ihre Bedeutung für den Menschen mit Nothwendigkeit beansprucht. Ich muß mir also

eine ausführliche Beschreibung für später vorbehalten oder sie Andern überlassen. Ein Huhn aber darf ich unmöglich mit Stillschweigen übergehen, die Perle der ganzen Sammlung des Thiergartens, eine Zierde der größten Museen, einen Vogel, welcher bis zum Jahre 1857 nur ein einziges Mal und zwar als verdorrter Balg nach Europa gekommen. Dies ist das Königsperlhuhn, wie ich es nennen will (Acryllium vulturinum), das prachtvollste Mitglied seiner Familie, ein Vogel, welcher nicht blos dem Forscher, sondern auch dem Laien auffallen muß und diesem wie jenem noch beschrieben werden darf, da alle Kunde, welche wir von ihm haben, auf der ersten im Jahre 1834 von Hardwick veröffentlichten Beschreibung beruht. Ihr lag ein Vogel zu Grunde, welchen Capitän Probyn aus Afrika gebracht und an die Sammlung des Naval und Military Museum zu London abgegeben hatte. Der Hamburger Garten erhielt dieses prachtvolle Thier zum Geschenk von dem berühmten Reisenden Baron von der Decken, welcher es in Südostafrika wiederholt beobachtete und so glücklich war, ein Paar lebendig zu erhalten. Leider hat nur eins von diesen Thieren die weite Reise glücklich überstanden.

Ich will versuchen, eine möglichst treue Beschreibung des Königsperlhuhns zu geben, obwohl die ursprüngliche Kennzeichnung Hardwick's als genügend betrachtet werden dürfte.

Das Königs- oder Geierperlhuhn zeichnet sich vor den übrigen uns bekannten Arten durch seinen schlanken, gestreckten Leibesbau und die verhältnißmäßig hohen Ständer aus. Der Kopf ist klein, der Oberhals, welcher nicht befiedert ist, sehr dünn, der Leib lang und der Schwanz länger, als bei allen übrigen Arten. Die allgemeine Färbung des Vogels ist folgende. Der Schnabel ist grünlich hornfarben, der ungefiederte Kopf lichtbleigrau, das Auge lebhaft korallenroth, der sammtartige Federbusch im Nacken dunkelmahagonibraun, der nackte Oberhals dunkelaschgrau, der Vorderhals schwarz, weiß in die Länge gestreift; Halsseiten und Nacken sind ultramarinblau, in gleicher Weise gestreift; die Mittelbrust ist schwarz, die Seitenbrust einfarbig ultramarinblau; Oberrücken, Bauch, Schwanz, Seiten und Schenkel sind auf dunklem Grunde geperlt, die Flügel auf dunklem Grunde in die Länge gestreift; der Fuß ist dunkelaschgrau. Eine Einzelbetrachtung des Gefieders ergiebt folgende Färbung und Zeichnung. Jede einzelne Feder ist an der Wurzel dunig, im übrigen Verlauf aber strahlig, rauh anzufühlen; die Dunen so weit sie versteckt werden, sind gleichmäßig aschgrau, die beiden Enddrittel der Feder

in ihrer Mitte längs des gleich gefärbten Schaftes weiß, hierauf schwarz oder dunkelgrau, an den Brustseiten und auf dem Nacken zart weiß gesprenkelt, endlich ultramarinblau. Auf den Nackenfedern nimmt die weiße Sprenkelung so überhand, daß eine überaus feine Wellenzeichnung von Schwarz und Weiß entsteht. Die seitlichen Brustfedern sind nur zweifarbig, einfach grau an der Wurzel, ultramarinblau an der Spitze. In der Weichengegend gehen sie in Federn von prächtiger Zeichnung über, welche auf violettem Grunde weiß geperlt sind, und zwar bildet die violette Farbe regelmäßige Rauten, in deren Mitte auf dunkelschwarzem Grunde der weiße Perlfleck steht. Das Gefieder des Oberrückens ist gleichmäßig schwarz, wie der Nacken durch reihenartig geordnete, äußerst feine Tüpfel und größere Perlflecke gezeichnet. Dasselbe wiederholt sich auf den Oberdeckfedern des Flügels; den Handschwingen hingegen mangelt die feine Sprenkelung: sie sind nur vereinzelt weiß getüpfelt. Eine besondere Pracht zeigt der Flügel auf den ersten Armschwingen, welche an der Außenfahne ziemlich breit violett gerandet sind. Die übrigen Schwungfedern sind schwarz und ihrer Länge nach auf der Außenfahne dreimal weiß gestreift; die Streifen lösen sich nach der Spitze der Feder zu in Perlreihen auf und werden auf der innern Fahne, wo sie in gleicher Zahl auftreten, nur durch solche gebildet. Die Steuerfedern sind in ähnlicher Weise durch die in vier Längsreihen geordneten, rundlichen Perlflecken gezeichnet, welche auf den beiden mittelsten verschwindend klein sind.

Eine genaue Messung konnte, wie leicht erklärlich, von dem lebenden Vogel nicht entnommen werden; ich kann daher nur sagen, daß das Königsperlhuhn länger, schlanker und höher zu sein scheint, als seine Verwandten.

Nach den Mittheilungen, welche Baron von der Decken meinem Bruder zu machen die Güte hatte, findet sich das Königsperlhuhn längs der Ostküste Afrikas von Sansebar an bis gegen Mozambique hin; auf dem Festlande der Insel Sansebar gegenüber soll es nicht gerade selten sein. Herr O'Swald, einer der Verwaltungsräthe des Hamburger Thiergartens, welcher mehrere Jahre auf der Insel Sansebar zubrachte, versichert, gerade dieses Huhn an der Küste des Festlandes wiederholt erlegt zu haben. Man hält es dort für das Männchen des gemeinen Perlhuhns, woraus hervorzugehen scheint, daß beide, wenn nicht unter einander, so doch dicht neben einander vorkommen und leben. Seine Aufenthaltsorte soll man hauptsächlich an den Spuren erkennen, welche die lang herabhängenden zwei Mittelfedern des Schwanzes im Sande zurücklassen; denn sie sollen bei eiligem Laufe auf dem Boden schleifen. Nach Baron

Decken's Mittheilungen bevorzugt das Thier die mit niederem Buschwerk bedeckten Ebenen des Küstengürtels seiner Heimat und steigt im Gebirge höchstens bis 4000 Fuß über dem Meresspiegel empor. Decken versichert, in der Lebensweise einen wesentlichen Unterschied mit dem Treiben und Gebahren anderer Perlhühner nicht beobachtet zu haben. Ich glaube deshalb im Rechte zu sein, wenn ich die Mittheilungen meines Bruders über das Leben des abyssinischen oder sudanesischen Perlhuhnes (Numida ptilorhyncha) als auch für diese Art giltig betrachte.

„Das Perlhuhn", so sagt dieser in seinen „Ergebnissen einer Reise nach Habesch" „bedarf Gegenden, welche von einem dichten Niederwalde bedeckt sind, dazwischen aber freie Blößen haben. Jene reichen Thäler der Samchara, die Hochebenen im Gebirge und die sanfteren, mit Felsblöcken übersäeten und dennoch mit einer üppigen Pflanzenwelt überzogenen Gehänge genügen allen Erforderniſſen. Namentlich an den letztgenannten Orten ist der Vogel außerordentlich häufig. Hier hört man in den Morgen- und Abendstunden das auch diesem Perlhuhn eigene, trompetenartige Rufen von allen Seiten herschallen, und wenn man vorsichtig sich naht, sieht man die Völker eilig in langen Reihen über die Blößen gehen oder zwischen die Felsblöcke hindurch sich winden und in den Gebüschen wegschlüpfen. Das Perlhuhn ist überall vorsichtig und wird, sobald es Nachstellungen erfährt, sogar scheu. Dazu kommt nun noch, daß seine reiche Befiederung die meisten Schüsse unwirksam macht, daß der Vogel selbst das beste Gewehr zu verspotten scheint, und somit ist es nicht eben leicht, Perlhühner zu jagen. Gleichwohl wird dieses leckere Wildpret dem Koch eines mit Gewehr und Schießbedarf wohl versehenen Jägers selten fehlen. Von unserer Reisegesellschaft wurden täglich Dutzende von Perlhühnern und Frankolinen erlegt, ohne daß eigentlich Jagd auf sie gemacht worden wäre. Ihre unglaubliche Häufigkeit läßt alle Hindernisse, welche die Jagd im Gefolge hat, verschwinden."

„Es ist mir wahrscheinlich, daß die Perlhühner in strenger Ehe leben; doch bin ich nicht im Stande, diese Behauptung zu beweisen, weil man nur höchst selten auf einzelne Perlhühner stößt, vielmehr regelmäßig Flügen begegnet, unter denen man die Zusammengehörigen nicht unterscheiden kann. Die Geselligkeit ist ein Grundzug des Wesens unserer Hühner. Wie die Indianer auf ihren Kriegspfaden, laufen sie in langen Reihen hinter einander her, eines nach dem anderen, und was das eine beginnt, thun alle übrigen mit. Nur durch Schüsse erschreckt, zertheilt sich das Volk in einzelne Trupps;

aber diese locken sich sofort wieder zusammen, und wenige Stunden nachher trifft man das ganze Volk wieder bei einander."

„Man darf wohl behaupten, daß die Perlhühner den mit niederem Gras bewachsenen oder ganz verdorrten Blößen einen prächtigen Schmuck verleihen. Die dunkeln Vögel verschwinden zwischen den ihnen ähnlich gefärbten Steinen, heben sich aber scharf ab von den grün oder graugelb erscheinenden Grasflächen. Verkennen wird man die Perlhühner nie: der wagerecht gehaltene Körper, die locker zusammengetragenen, wie gesträubt erscheinenden Bürzelfedern und der dachförmig abfallende Schwanz sind für die Gestalt des Thieres so bezeichnend, daß nur der Ungeübteste sie mit irgend einem anderen Huhne verwechseln könnte. In der Schnelle des Laufes kommen ihnen die Frankoline freilich gleich; der Flug aber ist von dem dieser so nahen Verwandten verschieden und durch die vielen fast schwirrenden Flügelschläge, auf welche nur ein kurzes, schwebendes Dahingleiten folgt, sehr ausgezeichnet.

„Blos dann, wenn die Perlhühner schon Verfolgungen erfahren haben, versuchen sie, sich durch Fliegen zu retten; so lange es irgend geht, verlassen sie sich auf ihre behenden Füße. Manchmal laufen sie mehrere Minuten lang vor dem Jäger her, ehe sie sich erheben; dabei halten sie aber immer vorsichtig einen für das Schrotgewehr zu großen Abstand ein und wissen jedes Gebüsch, jeden Felsblock vortrefflich zu benutzen. Ein alter Hahn leitet die ganze Gesellschaft. Er ist immer voraus und bestimmt stets die Richtung der Flucht, auch dann noch, wenn diese mit Hilfe der Flügel fortgesetzt wird. Nach einem Schuß stiebt das ganze Volk in verschiedenen Abtheilungen auf, und diese wenden sich auch anfangs nicht gleich nach der einen Gegend hin, sondern fallen gern noch ein paar Mal ein, ehe sie sich anschicken, zu dem Leithahn zurückzukehren. Der eilt regelmäßig dem geschütztesten Orte zu, sei dieser nun ein undurchdringliches Dickicht oder ein Felsengewirr am Gehänge. Sofort nach dem Einfallen beginnt er, laut zu trompeten, und dabei setzt er sich gern auf die höchsten Punkte, auf Felsblöcke, ganz frei (was er sonst nie zu thun pflegt), gleichsam in der Absicht, dem zerstreuten Volk sich auch zu zeigen. Letzteres läuft und fliegt nun sobald als möglich wieder zusammen und treibt es wie zuvor."

„Ueber Fortpflanzung und Brutgeschäft fehlen mir Beobachtungen."

An dem Gefangenen des Hamburger Thiergartens, dessen Geschlecht allerdings nicht zu bestimmen ist, fällt zunächst die von andern Perlhühnern abweichende Stimme auf. Das bekannte Schmettern ist weder von mir noch

von meinem Bruder vernommen worden, dagegen läßt das Königsperlhuhn einen sonderbaren Ruf erschallen, welcher aus drei Tönen besteht und am besten mit dem Quitschen eines in Bewegung gesetzten, aber schlecht geschmierten Schleifsteines oder kleinen Rades verglichen werden kann. Diese Töne lassen sich durch die Silben Tietitiet wiedergeben. Der erste Ton ist ziemlich gezogen, der zweite kurz, der dritte wieder etwas länger. Alle drei folgen unmittelbar aufeinander und werden namentlich an schönen Morgen sehr oft wiederholt. Der Ruf scheint immer aus drei Tönen zu bestehen; wenigstens haben wir deren niemals mehr oder weniger vernommen. Andere Perlhühner lassen zuweilen einen ähnlichen Ruf hören; jedoch kann derselbe mit dem des Königsperlhuhns nicht verwechselt werden: die Betonung ist eine ganz andere und das regelmäßige Festhalten der drei auf einander folgenden Laute dem Königsperlhuhn durchaus eigenthümlich.

In der Haltung unterscheidet sich Letzteres zu seinem Vortheil vor dem gemeinen Perlhuhn. Es trägt sich viel zierlicher, erscheint schlanker, weil es die Federn glatt anlegt, erhebt den Kopf stolzer und nimmt niemals die eckige Gestalt an, welche grade die Perlhühner kennzeichnet und wesentlich bedingt wird durch die locker getragenen, sehr reichen Unterrücken- und Oberschwanzdeckfedern.

Bemerkenswerth erscheint, nach meinem Dafürhalten wenigstens, die große Gutmüthigkeit und Sanftmuth des Königsperlhuhns. Es ist nach kurzer Pflege ungemein zahm geworden und mit dem Wärter in ein sehr inniges Verhältniß getreten. Es läßt sich von diesem ohne Schwierigkeiten fangen und auf einen bestimmten Ort setzen, auf welchem es dann wie ein wohlgezogener Hund so lange verweilt, als es der Wärter für gut befindet. Seine Pflege verursacht keine besonderen Schwierigkeiten. Es begnügt sich mit einfachem Futter, obwohl es erklärlicher Weise besser gehalten wird, als andere Hühner. Sehr gern verzehrt es das gewöhnliche Drosselfutter, ein Gemengsel aus klargeriebenem Brot, Möhren, fein gehacktem Fleisch u. s. w., welches durch Ameiseneier verbessert wird. Für Grünzeug aller Art, Kohl, Salat u. dgl. zeigt es eine besondere Vorliebe; Körner frißt es nur nebenbei. Es liebt die Wärme, wie es scheint, noch mehr, als die andern Perlhühner, und erfror in dem kalten Winter, aller Vorsicht ungeachtet, in dem wohlgeheizten Zimmer die Füße, wahrscheinlich, weil der Boden ihm doch zu kalt war. Im vorigen Sommer sah man es während der Mittagshitze behaglich im Strahl der Sonne liegen. Es hatte sich eine seichte Vertiefung gegraben und in dieser

nach Hühnerart eingepaddelt. Bald lag es der Länge nach ausgestreckt auf dem Bauche, bald auf einer Seite, ja halb auf dem Rücken. Bei heftigem Wind sucht es fast ängstlich eine geschützte Stelle, verweilt auf solcher während des ganzen Tages, verkriecht sich auch wohl in die ihm eigens erbauten, einfachen Hütten oder unter Gebüsch. Je wärmer und windstiller der Tag ist, um so behaglicher zeigt es sich.

Es versteht sich ganz von selbst, daß mein Bruder, nachdem er glücklich die Heimat des Königsperlhuhns erkundet, sofort alle Anstalten getroffen hat, um in den Besitz mehrerer Exemplare dieser so überaus seltenen und viel versprechenden Thierart zu gelangen. Gerade Hamburg ist in der glücklichen Lage, noch am ersten auf fernere Erwerbungen dieses Huhnes rechnen zu dürfen, da bekanntlich die Verbindung mit Sansebar eine sehr lebhafte ist. Ein auf gedachter Insel lebender Freund des Gartens ist auch bereits so glücklich gewesen, ein zweites Exemplar zu erwerben, und hat mehrere in Aussicht gestellt. Nicht minder sind die Vertreter des großartigen Geschäfts O'Swald u. Comp. von dem Chef ihres Hauses, welcher seine Theilnahme an dem Gedeihen des Thiergartens in jeder Hinsicht an den Tag legt, aufgefordert worden, nach Kräften für weitere Erwerbungen zu sorgen, und so dürfen wir uns wohl der Hoffnung hingeben, daß dieses schönste aller Perlhühner im Verlauf der Zeit bei uns sich einbürgern, zunächst wenigstens auch andere Thiergärten zieren werde.

Ein Rabe.

Die an Arten so reiche Familie der Raben ist im Hamburger Thiergarten schwach vertreten, weil zur Zeit noch geeignete Räume zur Beherbergung solcher Gesellen fehlen. Während des Winters genossen einzelne Kolkraben, Rabenkrähen und Dohlen eine beneidenswerthe Freiheit; nachdem sie sich aber Ungehörigkeiten aller Art hatten zu Schulden kommen lassen, wurden sie erbarmungslos zu Kerkerstrafe verdammt und untergebracht, so gut es eben ging. Nur einem Raben, und zwar dem schmuckſten von allen, welche unser Europa bewohnen, ist von Anfang an ein besonderer Käfig angewiesen worden — freilich unter einer zu ihm wenig passenden Gesellschaft: im Hühnerhause nämlich. Ich halte ihn einer besonderen Erwähnung werth, weil er, wie ich glaube, die Aufmerksamkeit der Besucher noch eher beansprucht und dauernder zu fesseln weiß, als viele andere Vögel des Gartens.

Dieser Rabe, nach seinem Wohnsitze getauft, die Alpen- oder Steinkrähe (Fregilus graculus), sonst auch wohl Gebirgs- oder Feuerrabe, Schweizer oder rothbeinige Krähe, Krähendohle, Eremit, Klausrappe, Thurmwiedehopf, und selbst auch „schwarzer Geist mit den feurigen Augen“ genannt, ist mit keinem andern europäischen Verwandten zu verwechseln. Vor allem kennzeichnet ihn der etwas bogenförmige, ziemlich schlanke Schnabel, welcher über den Nasenlöchern mit Borstenhaaren besetzt, aber, wie die Füße, von prächtig korallenrother Färbung ist. Die Füße unterscheiden sich wenig oder nicht von denen anderer Raben; die langen, schlanken Flügel kommen am meisten mit denen des Kolkraben überein, sind jedoch verhältnißmäßig noch etwas länger; der Schwanz ist mittellang und grade abgestutzt; das Gefieder ist reichhaltig, weich und glänzend, überall von vollkommen gleichmäßiger Färbung, nämlich prächtig schwarz, mit mehr oder weniger Schiller. Nach unsern eigenen Messungen in Spanien beträgt die Länge des Männchens $1\frac{1}{4}$, die

Breite $2^1/_2$ Fuß, die Länge des Schwanzes $5^1/_2$ Zoll, die Länge des Fittigs vom Bug an bis zur Spitze 10 bis $10^1/_2$ Zoll, die des Schnabels 2 Zoll. Das Weibchen ist nur um wenige Linien kürzer und schmäler, als das Männchen, und ihm auch hinsichtlich seiner Schönheit vollkommen ebenbürtig. Die Alpenkrähe bewohnt, wie ihr Name besagt, die Alpengebirge der alten Welt. In unsern Alpen und in den Karpathen ist sie stellenweise häufig; außerdem findet sie sich in Südspanien und im Kaukasus. In der Alpenkrähe des Himalaya, welche von namhaften Naturforschern als gleiche Art mit der unsrigen bezeichnet wurde, sieht Gould eine besondere Art, welcher er den Namen Fregilus himalayanus gab. Sie unterscheidet sich von der europäischen Art, nach seiner Angabe, durch die bedeutendere Größe und den längeren Schnabel, Kennzeichen, deren Werth wir keineswegs in Abrede stellen wollen, welche aber von den allerwenigsten Naturforschern als maßgebend angesehen werden. Rüppell will die Alpenkrähe auf den abyssinischen Gebirgen beobachtet haben, nicht minder im steinigen Arabien und namentlich auf dem Sinai. Doch bedarf die letztere Angabe mindestens noch der Bestätigung, da mein Bruder, welcher längere Zeit auf dem Sinai lebte, dort wohl Glanzstare (Lamprotornis), nicht aber Alpenkrähen antraf.

Ungeachtet der Häufigkeit dieses Vogels fehlt es zur Zeit noch sehr an eingehenden Beobachtungen über ihn und sein Leben. In dem großen Werke unseres Naumann sind nur die Erfahrungen angegeben, welche Schinz bei seinen vielfachen Alpenreisen sammeln konnte; außerdem berichtet Tschudi (aber nur Das, was Savi vor ihm mittheilte) in seinem Thierleben der Alpenwelt und neuerdings Hansmann, ersterer über das Freileben, letzterer über das Betragen des Vogels in der Gefangenschaft. Um so erfreulicher ist es mir, das bis jetzt Bekannte nach eigenen Beobachtungen in mancher Hinsicht vervollständigen zu können; denn die Alpenkrähe ist, wie bemerkt, in Spanien sehr häufig und von meinem Bruder und mir oft genug belauscht worden.

Nach den Beobachtungen der angegebenen Naturforscher lebt die Alpenkrähe in der Schweiz nie unter der Holzgrenze, sondern immer unter dem Schneegürtel in einer Höhe von 6 bis 7000 Fuß, ja am Monte Rosa bis mehr als 13,000 Fuß hinauf; die hohen Schneealpen sind also ihr eigentlicher Aufenthaltsort. In der östlichen Schweiz findet sie sich vereinzelt, in den rhätischen Gebirgen nistet sie mitunter auf den Kirchthürmen der oberen Bergdörfer nach Art der Dohlen, zieht aber im Oktober ab und zeigt sich

erst im April wieder. Bei dem Hospiz des St. Bernhardberges erscheint sie regelmäßig im Oktober in Scharen von 40 bis 60 Stück, bleibt aber nur zwei bis drei Tage daselbst und zieht dann ebenfalls ab. Man nennt sie dort corneille impériale. Das grade Gegentheil findet in Spanien und — nach Bolle — auf Palma statt. Hier bewohnt sie niedere Gebirge bis zu 200 Fuß Höhe und wählt steile Felswände derselben zu ihrem Aufenthaltsort. Sie lebt gesellschaftlich in ziemlich starken Flügen und ist jedenfalls Standvogel; wenigstens haben wir sie jahraus, jahrein an ein und demselben Orte gefunden. Ausdrücklich bemerken will ich freilich, daß der Vogel auch im Hochgebirge nicht fehlt. So haben wir ziemlich starke Flüge hoch oben in den Gebirgen Andalusiens, z. B. in der Sierra-Nevada gesehen.

Ueber das Betragen der Alpenkrähen theilt Schinz Folgendes mit.

„Mit Tagesanbruch verlassen sie ihre hohen Wohnungen und fliegen in den Bergen umher und auf hoch gelegene Aecker, kehren aber gegen Abend jederzeit wieder in ihre Felsen, Thürme oder Ruinen zurück. Sie fliegen sehr schnell und hoch, erheben sich kreisend ohne Flügelschlag und lassen sich auch auf diese Art aus der Höhe herab. Auf der Erde gehen sie sehr behend, setzen sich aber nur höchst selten auf einen Baum. An den kahlen Felsenwänden sitzen sie, um sich zu sonnen, gern auf dem hervorragenden Gestein und haben daselbst ihre Lieblingsplätze."

„Sie schreien viel, und ihre Stimme gleicht dem Geschrei der Dohle in etwas. Es klingt laut und rabenartig: kria, kria, oder krihü, krihü! eine sanftere oder angenehmere Stimme, die sie ebenso häufig hören lassen, wie: dla, dla. Ein schwatzendes Gezwitscher, dem Gesange der Stare nicht unähnlich, hört man auch zuweilen von ihnen. Es mag ihren Gesang vorstellen sollen und ihnen zu dem französischen Namen le Sonneur verholfen haben.

„Sie lassen sich leicht zähmen und sind dann sehr possirlich und unterhaltend; sie sollen sogar, jung aufgezogen, menschliche Worte nachsprechen lernen; lästig werden sie aber dadurch, daß sie Alles wegschleppen und zu verstecken suchen, was sie nur immer tragen können, vorzüglich glänzende Dinge. Den ganzen Tag hacken und klopfen sie an den Wänden des Zimmers und suchen in den Ritzen umher nach Insekten. Sie saufen viel, und wenn man ihnen etwas Hartes oder Trockenes giebt, so weichen sie es, wenn sie Wasser genug haben, zuvor ein."

Wir müssen zugestehen, daß diese Beobachtungen im Ganzen ziemlich genau sind; doch glauben wir, sie durch die unsrigen noch einigermaßen ver-

vollständigen zu können. Ich will hier zunächst die Beobachtungen folgen lassen, welche mein Bruder während seines Aufenthalts in Spanien in seinem wissenschaftlichen Tagebuche niedergeschrieben und mir mitgetheilt hat, so kurz gehalten dieselben auch sind.

„Ebenso schön wie die Alpenkrähe in Gestalt und Farbe, ebenso anziehend ist sie im Flug und Betragen. Sie ist ungemein scheu und vorsichtig und besonders deshalb schwer zu erlegen, weil sie den Jäger sehr wohl von dem gewöhnlichen Menschen zu unterscheiden weiß und nach der geringsten Verfolgung noch weit scheuer wird, als sie sonst sich zeigt. Wenn man durch die Gebirge Murcia's oder Andalusien's reist, hört man zuweilen von einer Felsenwand tausendstimmiges Geschrei herniederschallen und glaubt, es zunächst mit unserer Thurmdohle zu thun zu haben, bis die Masse der Vögel sich in Bewegung setzt und man nun leicht an dem zierlicheren und rascheren Flug, bei günstiger Beleuchtung wohl auch bei der weithin sichtbaren Korallenfarbe des Schnabels die Alpenkrähe erkennt. Beobachtet man die Thiere länger, so bemerkt man, daß sie mit einer gewissen Regelmäßigkeit auf den bestimmten Plätzen erscheinen und sie mit derselben Regelmäßigkeit wieder verlassen. In den frühesten Morgenstunden fliegen sie auf Nahrung aus, kehren gegen neun Uhr vormittags auf ihre Wohnplätze zurück, verweilen hier kürzere Zeit bis zur Tränke, suchen von neuem Nahrung und erscheinen erst in den heißen Mittagsstunden wiederum auf ihrer Felsenwand. Während der Mittagshitze halten sie sich in schattigen Felsenlöchern verborgen, beobachten aber genau die nächste Umgebung und lassen nichts Verdächtiges vorüber, ohne es mit lautem Geschrei zu begrüßen. Die vorbeistreichenden Adler werden von der ganzen Bande streckenweis verfolgt und muthig angegriffen, jedoch mit sorgfältigster Berücksichtigung der betreffenden Art; denn vor dem gewandten Habichtsadler (Pseudaëtos Bonellii) nehmen sich die klugen Vögel wohl in Acht, verbergen sich sogar vor ihm noch tiefer in ihre Felsenhöhlen, während sie sich um den Geieradler (Gypaëtos barbatus) gar nicht kümmern — ganz einfach deshalb, weil sie ihn als Das erkennen, was er ist: als einen ihnen durchaus ungefährlichen Geier. In den Nachmittagsstunden fliegen die Alpenkrähen abermals auf Nahrung aus, und erst mit Sonnenuntergang kehren sie, nachdem sie nochmals sich getränkt haben, zu den Wohn- und Schlafplätzen der Gesellschaft zurück."

„Erst wenn man beobachtet, welche Gegenstände die Alpenkrähe hauptsächlich zu ihrer Nahrung wählt, erkennt man, wie geschickt sie ihren bogen-

förmigen Schnabel zu verwenden weiß. Nach unsern Erfahrungen ist der Vogel nämlich fast ausschließlich Kerbthierfresser, welcher nur gelegentlich andere Nahrung aufnimmt. Heuschrecken und Spinnenthiere, darunter Skorpionen, dürften in Spanien die Hauptmasse ihrer Mahlzeiten bilden, und dieser Thiere weiß sich die Alpenkrähe mit größtem Geschick zu bemächtigen. Sie hebt mit ihrem langen Schnabel kleinere Steine in die Höhe und sucht unter denselben die versteckten Thiere hervor, bohrt auch, wie die Saatkrähe, nach Kerfen in die Erde oder steckt ihren Schnabel unter größere Steine, deren Gewicht sie nicht bewältigen kann, um hier nach ihrer Lieblingsspeise zu forschen."

„Ueber die Fortpflanzung haben wir keine eigenen Beobachtungen gemacht; wir können nur sagen, daß wir Mitte Juli's bereits mausernde Junge erlegt haben, woraus man schließen kann, daß die Alpenkrähe frühzeitig nisten muß."

In der Gefangenschaft beweist sich die Steinkrähe unbedingt als das liebenswürdigste Mitglied ihrer Familie. Nicht nur jung Eingetragene, sondern auch alt Erbeutete werden ganz zahm, lernen ihren Herrn sehr genau kennen und betragen sich nach kurzer Zeit ganz und gar wie Hausthiere. Schon Schinz sagt über unsern Vogel: „Ich besitze eine solche zahme Steindohle, die sich so an mich gewöhnt hat, daß sie sich angreifen und streicheln läßt und mir wie ein Hund nachläuft; demohngeachtet glaube ich doch, daß sie wegfliegen würde, wenn ich ihr die Flügel nicht beschnitten hätte. Gegen andere Vögel ist sie sehr friedfertig. — Sie frißt Brot, Fleisch, Beeren, Regenwürmer, Heuschrecken und andere Insekten, ist sehr gierig und schreit beständig, wenn sie hungert oder mich ansichtig wird, ihr dla, dla! Ist sie recht zufrieden, und man spielt dann mit ihr, so fängt sie ganz leise an zu gackern, gleichsam zu schwatzen; oft aber läßt sie, zumal des Morgens, ihr kreischendes Geschwätz hören. Sie wurde mit vier andern jung aus dem Neste genommen und mit Brot aufgefüttert; die andern Jungen starben alle. Ihre Füße und ihr Schnabel waren gleich von Anfang an roth, und zwar korallenroth, wie die Farbe der rothen Edelkoralle. — Sie gleicht in ihrem Betragen so sehr der gemeinen Dohle, daß, wenn man ihren rothen Schnabel und ihre Füße nicht sähe, sie Jedermann für eine Dohle halten würde."

In Murcia sah ich Alpenkrähen, welche, alt gefangen, doch in kurzer Zeit soweit gezähmt waren, daß sie im ganzen Hause umherspazierten, und als sie nach einiger Zeit zufällig durch die offene Thür entkommen waren, wiederum zu ihrem Herrn zurückkehrten und von dieser Zeit an sich vollkommen an Aus- und Einfliegen gewöhnten. Sie flogen auf die Balkone der benach-

barten Häuser und baten mit lautem Geschrei um Einlaß. Da sie bald bemerkten, daß sie in meiner Wohnung stets mit etwas rohem Fleisch, welches sie sehr gern fressen, gefüttert wurden, so erschienen sie täglich mehrmals zur gewohnten Stunde, um mich zu begrüßen und ihre Nahrung in Empfang zu nehmen. Eine von mir flügellahm geschossene alte Alpenkrähe nahm schon am ersten Tage ihrer Gefangenschaft Nahrung zu sich.

Die Gefangenen des Hamburger Thiergartens bestätigen vollständig das Gesagte. Sie gehören zu den besonderen Lieblingen der Besucher, unter denen sie sich sehr bald Freunde zu erwerben gewußt haben, welche denn auch nicht verfehlen, ihnen regelmäßig einige Nahrung mitzubringen. So haben sie sich gewöhnt, auf den Ruf herbeizukommen, selbst wenn sie im innern Theil ihres Käfigs sich befinden sollten. In ihren freien Stunden, d. h. zur Zeit, wenn der Garten ziemlich leer an Besuchern ist, beschäftigen sie sich eifrig damit, den Bodenraum ihres Käfigs zu durchstöbern. Es ist gradezu unmöglich, hier einen grünen Rasen zu erhalten, weil sie ohne Unterlaß mit ihrem Schnabel bohren und arbeiten und in wenig Stunden alle Bemühungen des Gärtners vernichten.

Ihre Haltung stößt durchaus nicht auf Schwierigkeiten. Sie nehmen mit allem Möglichen vorlieb, fressen zwar hauptsächlich Fleisch, verschmähen aber auch Pflanzenstoffe keineswegs, am wenigsten Weißbrot, welches sie ihren Freunden recht hübsch aus der Hand zu nehmen wissen. Demjenigen, welcher sich länger mit ihnen beschäftigt, beweisen sie durch zierliche Verneigungen, durch Schlagen mit den Flügeln, eigenthümliches Breiten des Schwanzes und andere Geberden ihre Zuneigung. Mit andern Vögeln aber scheinen sie keine Freundschaft schließen zu wollen; wenigstens mißhandelten sie Heher und Dohle, welche zu ihnen gebracht wurden, ganz abscheulich.

Die Affen.

Das Affenhaus des Hamburger Thiergartens ist ein wahrer Palast. Es ist nach den Angaben meines Bruders ausgeführt worden, welcher vorher die Affenhäuser aller übrigen Thiergärten Europas besichtigt und versucht hat, alles Gute derselben zu vereinigen. Freilich hat er immer nur Angaben machen und Gedanken aussprechen können, welchen die beiden Baumeister des Gartens und vorzugsweise Herr Haller, einer der begabtesten Künstler Hamburgs, erst Gestalt und Leben verleihen mußten. Bemerkungen anderer Thierkundigen sind gewissenhaft berücksichtigt und die hiesigen Verhältnisse wohl beachtet worden. Es ist ein Gebäude entstanden, welchem vielleicht nur Eins fehlt, um als vollständig zu gelten: ein Gewächshaus nämlich, dazu bestimmt, eine tropische Pflanzenluft zu erzeugen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine solche Zugabe das Haus noch wesentlich verbessert haben würde, hier aber war der Kostenpunkt entscheidend.

Ich bin noch nicht im Stande, eine genügende Uebersicht der im gedachten Hause wohnenden Affen zu geben, weil zur Zeit meines Besuches diese Thierordnung noch ziemlich schwach vertreten war. Ganz mit Stillschweigen wollte ich jedoch gerade dieses Haus nicht übergehen, und so habe ich mir wenigstens einige seiner Bewohner zur Besprechung ausgewählt.

Es versteht sich eigentlich von selbst, daß unter diesen Erkorenen dem menschenähnlichsten Thiere, welches wir kennen, die erste Stelle gebührt: dem Schimpanse (Pseudanthropos Troglodytes). Es giebt nur noch zwei mit Sicherheit unterschiedene Affenarten, welche ihm entfernt gleichen, den berüchtigten Gorilla aus Afrika und den Orang Utang von den Sundainseln. Alle drei zusammen bilden eine besondere Gruppe der Affen, welcher man später wahrscheinlich den Rang einer Familie zugestehen wird, weil sie, streng genommen, mit andern Verwandten ihrer Ordnung wenig Aehnlichkeit haben.

Ueber das Leben und Treiben der Affen im allgemeinen brauche ich mich hier nicht auszulassen; dasselbe ist wiederholt erschöpfend behandelt worden, am erschöpfendsten vielleicht von meinem Bruder in seinem „Thierleben", auf welches ich deshalb verweisen kann. Auch über den Schimpanse haben wir viele Berichte und unter ihnen solche, welche von den tüchtigsten Naturforschern herrühren; das Thier ist aber so fesselnd und bietet jedem Beobachter so Vieles, daß es mir nachgesehen werden darf, wenn ich seiner noch einmal hier gedenke.

Der Schimpanse erreicht eine Größe von 3 bis $4^1/_2$ Fuß. Sein Leib ist kurz und dick, besonders am Unterbauch wegen des ziemlich weit vorhängenden Leibes; die Arme, welche bis unter die Knie herabreichen, sind verhältnißmäßig dünn, demungeachtet aber äußerst muskelkräftig; die Hände sind mittelgroß, auf der Innenfläche und meistens auch auf der äußern Fläche der Finger und Zehen nackt. An dem gestreckten, großen Kopfe tritt die Stirn zurück, während die Ohren, welche denen des Menschen ähneln, weit abstehen und ziemlich groß sind. Die Nase ist klein und platt, die Lippen sind dünn, äußerst beweglich, die Unterlippe hängt etwas herab; die Augen haben Wimpern und Brauen. Das Haar ist lang, ziemlich grob und straff; es steht auf dem Oberkörper dicht, während der Unterkörper nur dünn behart erscheint. Das Gesicht ist theilweise kahl und mit einem Backenbarte versehen, der unter dem Kinn hinwegzieht. Auf dem Hinterkopfe sind die Haare länger, als auf dem Scheitel. Die Farbe der Haare ist kohlschwarz, und ebenso gefärbt erscheint auch die Haut des ganzen Körpers mit Ausnahme weniger Stellen im Gesicht, der Innenfläche der Hände und des Hintertheils, wo sie mehr in Röthlichbraun übergeht.

So viel man bis jetzt weiß, bewohnt der Schimpanse Ober- und Niederguinea. Hier lebt er in den großen Wäldern der Flußthäler und Küstenstriche in Gesellschaften, seltener paarweise. Einige Naturforscher versichern, daß er sich meistentheils auf dem Boden aufhalte und die Bäume nur besteige, um besondere, leckere Baumfrüchte zu erlangen oder um sich vor Gefahr zu schützen und auf ihnen zu schlafen; andere dagegen sagen, daß er fast ausschließlich auf Bäumen lebe. Ich halte letztere Angabe für die richtige.

Er kann sehr gewandt klettern, springen und ist im Stande, sich auch an dem dünnsten Aestchen, wenn es nur die Last seines Körpers zu tragen vermag, zu erhalten. Sein Gang ist im höchsten Grade eigenthümlich. Er geht regelmäßig auf allen vier Beinen, aber durchaus verschieden von allen andern

Thieren, vielleicht mit alleiniger Ausnahme seiner nächsten Verwandten. Er tritt nämlich nur hinten auf die Sohlen seiner Füße auf, vorn stützt er sich auf die Außenseite der zusammen geballten Hand. Der Hamburger Gefangene kann sich übrigens auch auf zwei Beinen längere Zeit erhalten und selbst so gehen, jedoch fällt ihm eine derartige Stellung immer schwer, und sobald Noth an den Mann kommt, fällt er regelmäßig in die eben beschriebene Gangart. Im Zustande der Ruhe nimmt er eine sitzende Stellung ein, welche jedoch, je nach Belieben, auf das Manchfachste verändert wird, und noch lieber fast legt er sich der Länge nach auf den Rücken, wiegt sich behaglich hin und her, streckt alle vier Hände in die Luft oder faltet sie zuweilen alle vier zusammen über den Bauch.

Im Klettern ist er, wie leicht erklärlich, sehr geschickt; er bewerkstelligt diese Bewegung aber ganz anders, als die übrigen Affen. Beim Aufsteigen an einem Stamme gebraucht er seine vier Hände wechselweise, indem er eine über die andere setzt, ungefähr so, wie sich ein im Baumsteigen geübter Mensch forthilft. Auf den Zweigen erhält er sich ohne jegliche Mühe im Gleichgewicht, ist aber immer vorsichtig und springt nie von einem Ast zum andern. An dünneren Zweigen hängt er sich mit der ganzen Last des Leibes an und bewegt sich, indem er eine der Vorderhände über die andere setzt. Beim Ansteigen von einem Ast zum andern hält er sich an den, welchen er verlassen will, irgendwie fest, entweder mit den Vorder- oder mit den Hinterhänden, überschlägt sich auch wohl in der Luft, je nachdem es das Bedürfniß erfordert. Hat er einen neuen Zweig gepackt, so läßt er sich vorsichtig los und geht nun in derselben Weise weiter. Beim Herabsteigen von dem Baume benutzt er die untersten Aeste und biegt durch die Last seines Leibes die äußersten Zweige derselben möglichst tief nach unten; dann läßt er mit den Händen los und springt auf den Boden herab. Das Höchste, was ich ihn leisten sah, war, daß er aus einer Höhe von acht Fuß zum Boden herabsprang.

Die Nahrung besteht in Pflanzen, deren Blättern, Früchten und Wurzeln; doch mag er auch Vögel und deren Eier verzehren. Vom Walde aus besucht er die Pflanzungen und bebauten Felder der Neger und liebt besonders Bananen, Mais u. dgl. Findet er in einer Gegend nicht mehr die erwünschte Nahrung, so unternimmt er mit seinen Genossen Wanderungen von größerer oder geringerer Ausdehnung. Ein solcher Trupp wird immer von dem stärksten Männchen geführt und geleitet. Bei Gefahr stößt der Leitaffe einen Schrei aus, welcher dem Angstrufe eines in Todesgefahr schwebenden Menschen ähnelt.

Alle erklettern hierauf schnell die Gipfel der Bäume und lassen Laute hören, welche an das Hundegebell erinnern. Tödtet der Jäger einen Affen der Herde, so gehen die Männchen kühn auf ihren Feind los und bewältigen ihn fast immer. Man sagt, daß sich derselbe retten könne, wenn er den Angreifern Stücke seiner Kleidung oder auch seine Waffen überlasse, die dann von den



Der Schimpanse (Pseudanthropos Troglodytes).

erbosten Thieren mit Wuth in Stücke zerrissen und zerbrochen würden. Bei ihrem Angriff oder ihrer Vertheidigung bedienen sich die Affen hauptsächlich ihres Gebisses und ihrer Hände. Einige Berichterstatter behaupten, daß sie auch mit Stöcken, Steinen u. dgl. nach ihrem Feinde werfen sollen. Die

gegenseitige Anhänglichkeit der Mitglieder einer Herde ist sehr groß; die Gatten halten ebenso treu zusammen, wie sie ihre Kinder lieben, und stets vertheidigen die Stärkeren den Schwächeren. Wegen seiner Aehnlichkeit mit dem Menschen halten die Neger den Schimpanse für einen durch sittliche Entartung gesunkenen Adamssohn; sie betrachten ihn gewissermaßen als einen Halbbruder, welche Anschauung sie jedoch nicht hindern soll, das Fleisch des Schimpanse zu verzehren.

So wird erzählt: — wie viel aber daran wahr ist, muß erst noch festgestellt werden; denn, wie leicht erklärlich, ist gerade über das Freileben dieser Affen Unglaubliches gefabelt worden, und jeder neue Bericht darf nur mit größter Vorsicht aufgenommen werden. Mit mehr Bestimmtheit können wir über das Gefangenleben des Schimpanse berichten. In unserm rauhen Klima halten diese verwöhnten Kinder der tropischen Waldungen in der Regel nicht lange aus; die volle Ausbildung hat wohl noch keiner von allen, welche jung nach Europa gebracht wurden, hier erlangt. Man berichtet von gezähmten, daß sie zu allen möglichen Handleistungen zu gebrauchen und zu verwenden wären, daß man z. B. einen auf einem Schiff Matrosendienste zu thun gelehrt habe, daß derselbe Oefen geheizt, kurzum eine Art Bedientenrolle zur vollkommenen Zufriedenheit seines Herrn gespielt habe. — Brosse brachte zwei Schimpanse mit nach Europa, ein junges Männchen und ein Weibchen. Sie setzten sich an den Tisch wie ein Mensch, aßen von Allem und bedienten sich dabei des Messers, der Gabel und des Löffels. Getränke theilten sie mit den Menschen, Branntwein und Wein mundeten ihnen vortrefflich. Während der Ueberfahrt wußten sie dem Schiffjungen durch Zeichen ihre Wünsche auszudrücken. Als das Männchen erkrankte, wurde ihm vom Schiffsarzte zur Ader gelassen; so oft es sich nun später wieder unwohl befand, hielt es dem Arzte den Arm hin. — Der Schimpanse Buffons ging fast immer aufrecht, selbst wenn er etwas im Arme trug, bewegte sich überhaupt abgemessen und verständig. Er gehorchte seinem Herrn aufs Wort oder auf ein Zeichen, bot den Leuten den Arm an, ging ordentlich mit ihnen herum, setzte sich zu Tisch, benutzte ein Vorstecktuch und wischte sich damit die Lippen, wenn er getrunken hatte; er schenkte sich selber Wein ein und stieß mit Anderen an; er holte sich eine Tasse, that selbst Zucker hinein, goß Thee darauf und ließ ihn kalt werden, bevor er ihn trank. Niemandem fügte er Leid zu, sondern war gegen Jedermann bescheiden und artig. Der Lieutenant Henry K. Sayers erzählt, daß ein an der Westküste Afrika's frisch einge-

fangenes junges Männchen schon nach wenig Tagen zahm und zutraulich wurde und seinen Herrn bald sehr lieben lernte.

An dem Schimpanse des Hamburger Gartens können wir Aehnliches bemerken. Es ist ein kluges, verständiges, zahmes, gutmüthiges Thier, welches seinen Pfleger und bekannte Personen recht wohl von jedem Fremden zu unterscheiden weiß. Alles, was man ihm vormacht, ahmt er nach, steckt z. B. einen Schlüssel in das bestimmte Schlüsselloch, schließt die Thüre oder den Kasten auf, bürstet sich sein Haar, streicht es glatt, ganz wie es ihm von dem Wärter gelehrt, führt ein Glas mit Getränk vorsichtig mit beiden Händen zum Munde, trinkt aber am liebsten aus Flaschen und versucht deshalb Flüssigkeiten in Flaschen zu gießen, um sie auf diese Weise bequemer zu trinken. Auf seinem Lager, welches sich in einem Kasten befindet, bringt er einen Theil des Tages ruhig zu und bedeckt sich nachts sehr sorgfältig mit einer wollenen Decke. Dasselbe thut er, wenn er sich unwohl fühlt, oder wenn es ihm überhaupt in seinem Raum zu kalt ist. Ein ihm gereichtes Taschentuch benutzt er in entsprechender Weise, und da ihm ein menschlicher Gebrauch desselben zu behagen scheint, versucht er, unvorsichtigen Beschauern Tücher aus der Tasche zu stehlen. Ist ihm ein derartiger Streich gelungen, so zeigt er sich höchst erfreut.

Gewisse Theile der menschlichen Kleidung scheinen ihm besonders zu gefallen. Als beim Durchzug der Bundestruppen viele Soldaten den Garten besuchten, haftete sein Auge mit Wohlgefallen auf den blinkenden Helmen der Leute. Eine Sehnsucht nach solcher Kopfbedeckung war ganz unverkennbar, und da sie keine Gewährung finden konnte, half sich der Affe in anderer Weise. Sein Futternapf, welchen er bis dahin nur beachtet hatte, wenn er gefüllt war, mußte ihm jetzt den ersehnten Helm ersetzen; er stülpte sich das Gefäß über den Kopf und ging nunmehr mit einem gewissen Stolz in seinem Raum auf und nieder!

Mit seinem ersten Wärter war er innig befreundet, wahrscheinlich weil er in diesem ein ihm leiblich und geistig sehr nahe stehendes Wesen erkannte. Er hatte mit ihm ein auf Gleichmäßigkeit der Seelen beruhendes Freundschaftsverhältniß geschlossen und war längere Zeit über den Verlust dieses Freundes, welcher aus dem Garten entfernt werden mußte, schwer zu trösten. Zwischen beiden bestand eine solche Aehnlichkeit, daß ein Witzbold boshaft behaupten durfte, es werde, wenn die beiden zusammen zum Fenster hinausschauten oder spazieren gingen, der Wärter von den Beschauern in der Regel

als das alte und der Schimpanse selbst als das junge Thier betrachtet. Als der Mann einige Tage nach seiner Entfernung zurückkehrte, um den Affen zu sehen, erkannte ihn dieser schon an dem Tritt, geberdete sich wie unsinnig vor Freude und liebkoste seinen Freund auf alle mögliche Weise.

Den Besuchern wurde der Schimpanse von eben diesem Wärter in der Regel als Kind eines Negers und eines Affenweibchens dargestellt, was natürlich allgemeines Entsetzen erregte.

Mit andern Thieren hält der Schimpanse keine Freundschaft, kleine mißhandelt er, und vor großen fürchtet er sich. Er war einige Zeit lang mit Halbaffen zusammengesperrt und vergnügte sich damit, daß er dieselben nach bestem Vermögen ärgerte. Großen Spaß schien es ihm zu machen, wenn er die Nachtaffen in ihrem Schlafe stören konnte. Er näherte sich dann dem Käfig und versuchte, die Schläfer irgendwie zu packen und zu zwicken. Letztere ließen sich jedoch derartige Unbill nicht so gutmüthig gefallen, als dem Schimpanse wohl recht gewesen wäre, sondern wehrten sich ihrer Haut und brachten ihrem Störenfried wiederholt derbe Bisse bei: einmal trug er mehrere nicht unbedeutende Wunden davon. Der unachtsame Wärter hatte vergessen, die Käfige der Nachtaffen zu verschließen, und Molly, der Schimpanse, hatte selbstverständlich nichts Eiligeres zu thun gehabt, als die Thüren zu öffnen, die schlafenden Lemuren zu erwecken und aus dem Käfig herauszulassen. Hier nun, im Zimmer, brauchten sich die behenden Thiere vor dem täppischen Schimpanse nicht zu fürchten; sie entgingen seinen Nachstellungen mit Leichtigkeit, während er ihrer Rache nicht zu entrinnen vermochte. Ungeachtet der Verwundungen, welche er davon trug, besserte er sich aber nicht, sondern neckte die gutmüthigen und harmlosen Geschöpfe nach wie vor.

Im vergangenen Sommer wurde der Schimpanse eines Tages ins Freie gebracht, als auf dem Hofe ein paar kleine Bären spielten. Auch mit diesen machte er sich sofort zu schaffen, wurde aber bald eines Besseren belehrt und flüchtete nun eilig an dem Stamme eines Baumes empor. Zu seinem nicht geringen Entsetzen folgte ihm der Bär behend nach. Jetzt war guter Rath theuer; denn die Krone des Baumes war nicht groß genug, daß sie dem Affen gestattet hätte, im Heruntersteigen ungefährdet an dem Bären vorüber zu kommen. Er versuchte Dies wiederholt, sah jedoch, daß sein Gegner ihn fortwährend beobachtete, und wurde schließlich so ängstlich, daß er laut und kläglich zu schreien begann. Zuletzt rückte ihm der Bär noch näher auf den Leib, und die Noth stählte Molly's Muth. Er lief eilig auf

einen dünnen Ast hinaus, bog diesen tief hinab, erreichte mit den Hinterhänden einen tieferen Zweig, packte denselben, schlug ein Rad, ergriff einen dritten Ast mit den Vorderhänden und gelangte so mit überraschender Gewandtheit zum Boden. Hier angekommen, flüchtete er eilig in die Arme seines Wärters und liebkoste diesen auf das Zärtlichste.

Bei seinen Ausflügen im Garten überwindet seine Neugier öfters seine Furchtsamkeit. Er nähert sich, wenn er auf Augenblicke frei gelassen wird, dem Gehege irgend eines Thieres, betrachtet sich dasselbe genau, bekundet ein entschiedenes Gelüste, es zu necken und — prallt mit wirklich vielsagendem, ausdrucksvoll betontem Oh! oh! oh! entsetzt zurück, wenn das Thier sich bewegt. Auf die Guanakos scheint er es besonders abgesehen zu haben. Wenn der Wärter ihn an deren Gehege vorbeiträgt, sucht er sich stets zu befreien, klettert so eilig als möglich an dem Eisengitter, welches die gedachten Thiere einschließt, empor und geberdet sich in herausfordernder Weise, bis eins der Guanakos ärgerlich die Ohren nach hinten legt und in gereizter Stimmung herbeigetrappt kommt, um den ungehörigen Besucher zu vertreiben. In solchem Falle pflegt der Schimpanse zu seinem letzten Schreckmittel zu greifen, er hält sich mit den Vorderhänden fest und schlägt mit den hinteren wiederholt heftig auf das Gitter auf. Hierdurch entsteht ein klappernder Laut, welcher wirklich oft genügt, den Ankömmling zurückzuscheuchen. Genau in derselben Weise und manchmal mit noch besserem Erfolg benimmt er sich, wenn irgend ein ihm unangenehmer Besucher sich seiner vergitterten Kammer naht.

Eines Tages kam einer der jungen Wolfshunde des Gartens in das Innere des Hauses und zufällig vor die Kammer unseres Affen. Dieser begann sofort den außenstehenden Hund zu necken und reizte dadurch dessen Zorn. Der Hund sprang bellend gegen das Gitter an, der Schimpanse lief innen, vollkommen geschützt natürlich, längs desselben hin, nahete sich muthwillig demselben bis auf eine gewisse Entfernung, gleichsam als wolle er sich dem außenstehenden Feinde überliefern, achtete aber mit größter Vorsicht fortwährend seiner Sicherheit. Er verhöhnte den Hund förmlich, kam dann dicht an das Gitter heran, wo dieser sich augenblicklich nicht befand, schaukelte sich an seinen Tauen auf und nieder, klappte wiederholt mit den Hinterbeinen auf den Boden des Raumes und brachte endlich den Hund ganz außer Athem. Es schien ihm ein besonderes Vergnügen zu machen, den unschädlichen Feind aufs höchste gegen sich aufzubringen. Soviel wenigstens war unverkennbar, daß er denselben mit aller Absicht neckte und ärgerte.

Im Freien reizt übrigens jeder Gegenstand seine Neugier, und er bemüht sich dann zunächst, durch eine genaue Untersuchung sich die vollste Aufklärung zu verschaffen. Er beobachtet scharf, und wenig entgeht ihm; jeder kleine Vogel erscheint ihm als ein Gegenstand inniger Wünsche. Gar nicht selten macht er auch Fangversuche auf Sperlinge, junge Stare u. dgl., obschon ihm bis jetzt noch kein einziger derselben geglückt. Jedenfalls beweist er aber, daß auch er, wie andere Affen, in gewissem Sinne Raubthier ist; ein Vogelnest mit Eiern oder Jungen dürfte schwerlich von ihm verschont werden.

Bald nach seiner Ankunft in Deutschland hatte der gedachte Schimpanse viel zu leiden. Ein eigenthümlicher Ausschlag verbreitete sich über seinen Körper und schien ihm große Schmerzen zu verursachen; dabei hustete er fortwährend und sah erbarmungswürdig aus. Kein Mensch machte sich Hoffnung, daß er den Winter überleben würde: es schien, als werde er bald an Lungenschwindsucht verenden. Zu nicht geringem Erstaunen seiner Freunde erholte er sich aber gerade während des Winters mehr und mehr, und als ich ihn das letzte Mal sah, befand er sich so wohl, als sich in der Fremde ein Schimpanse nur befinden kann.

Nächst dem Schimpanse haben mich die verschiedenen Nachtaffen oder Aeffer des Hamburger Thiergartens am meisten beschäftigt. Sie ähneln bekanntlich den Affen nur hinsichtlich ihrer Hände, welche an allen vier Füßen ausgebildet sind, unterscheiden sich jedoch sonst nicht unwesentlich durch den übrigen Leibesbau, namentlich durch die Gestaltung des Kopfes, sowie durch das Gebiß. Man kann sie als Uebergangsglieder von den Affen zu den Flatterthieren, bezüglich zu den Raubthieren ansehen.

Ihr Körper ist schlank und schmächtig, der Kopf durch seine zugespitzte Schnauze ausgezeichnet. Die gewöhnlich verlängerten hinteren Gliedmaßen haben, wie die vorderen, Hände, deren Daumen den andern Fingern gegenübergestellt werden kann. Die Finger sind mit glatten Nägeln versehen, mit Ausnahme der Zeigefinger der Hinterhände, welche eine Kralle tragen. Die Augen sind bei allen Arten groß und von einem unbehaarten Ringe umgeben, liegen aber nicht tief in den Höhlen, sondern treten aus dem Gesicht hervor. Der schmale Unterkiefer besteht aus zwei am Kinn getrennten Knochen. Die Größe ihres Körpers übertrifft nicht die einer Hauskatze; manche Arten sind sogar bedeutend kleiner.

Hinsichtlich ihrer Verbreitung sind die Nachtaffen ungemein beschränkt. Bei weitem der größte Theil der bis jetzt bekannten Arten findet sich auf Madagaskar, wenige nur kommen auf dem Festlande Afrikas, kaum mehr in Südasien und auf den größeren Inseln des indischen Meeres vor. — Soviel bis jetzt bekannt, leben sie sammt und sonders in Waldungen. Hier verbergen sie sich bei Tage, je nach der Oertlichkeit, entweder im dichtesten Gezweig, an einen starken Ast geschmiegt, oder in Baumhöhlen, manchmal auch in verlassenen Horsten größerer Vögel, möglicherweise in selbst gebauten Nestern. Sie sind gesellig, jedoch in minder hohem Grade, als die eigentlichen Affen; deshalb findet man in solchen Schlupfwinkeln selten ihrer mehr als zwei oder drei, diese aber innig verschlungen in gegenseitiger Umarmung, zuweilen förmlich zu einem Knäuel in einander verflochten. Erst nach Sonnenuntergang verlassen sie ihre Schlupfwinkel, um der Nahrung nachzugehen. Sie ist im ganzen dieselbe, welche auch andere Affen zu sich nehmen; doch scheint es, als ob das Thierreich ihnen einen größeren Theil der Mahlzeiten liefern müsse, als das Pflanzenreich. Sämmtliche Arten sind Raubthiere, in ihrer Art sehr furchtbare, welche mit ebensoviel Geschick, als Blutgier lebenden Thieren nachstreben und selbst die schnellsten Vögel und Säugethiere im Schlafe zu überrumpeln wissen. Ob sie auch Lurche verzehren, ist nicht erwiesen; ich glaube, daß sie, wie alle Affen und affenähnlichen Thiere, wenigstens vor den Schlangen große Furcht haben mögen. Können sie ein Vogelnest mit Eiern auffinden, so verzehren sie diese mit besonderm Wohlgefallen. Höchst wahrscheinlich sind alle Arten mehr oder minder eifrige Kerbthierjäger; es liegen vielfache Beobachtungen vor, welche Dies festzustellen scheinen. Zumal die kleineren, großöhrigen Arten, welche man Galagos nennt, mögen ganz nach Art der Spitzmäuse und anderer kerbthierfressenden Raubthiere so niederem Wilde nachstreben; aber auch unter den größeren Nachtaffen befinden sich einzelne, welche diese Jagd jeder andern vorzuziehen scheinen, — so namentlich das Ayeaye oder Fingerthier, über welches mein Bruder neuerlich in seinem „Thierleben" bemerkenswerthe Mittheilungen gemacht hat. Daß die Nachtaffen auch Früchte der verschiedensten Art, Blatt- und Blüthenknospen und andere Pflanzenstoffe verzehren, unterliegt keinem Zweifel; es scheint jedoch, als ob solche Nahrung von ihnen nur als Nothbehelf oder vielleicht als Leckerei angesehen werde, ganz so, wie dies bei so vielen Raubthieren auch der Fall ist.

Zu dem eigentlichen Räuberleben, welches unsere Thiere führen, befähigt

sie ihr Leibesbau und ihre Beweglichkeit im hohen Grade. Wenn man die lichtscheuen Gesellen bei Tage betrachtet, vermag man sich freilich kein Bild von ihrem Wesen und Treiben zu machen. Sie scheinen angesichts der Sonne nur das eine Bestreben zu bekunden, sich möglichst vor dem störenden Licht zu schützen. Deshalb verbergen sie namentlich den Kopf soviel als thunlich und bedecken ihn oder bezüglich die Augen gewöhnlich mit dem dichten, buschigen Schwanze, falls sie solchen besitzen, oder schieben die Schnauze zwischen ihre Hinterbeine ein, rollen auch wohl die Ohren nach Art der Fledermäuse zusammen, kurz, thun alles Mögliche, um sich jeder von außen kommenden Einwirkung zu entziehen. In der Gefangenschaft zeigen sich freilich nicht alle Arten so lichtscheu; einzelne gewöhnen sich vielmehr bald an die veränderte Lebensweise und springen wenigstens in den Morgen- und Abendstunden recht munter in dem Käfig umher; als eigentliche Tagthiere aber wird man sie nicht ansprechen, wenn man sie nur einmal während der eigentlichen Nacht in Bewegung gesehen und längere Zeit beobachtet hat. Dann ist ihr Leben und Treiben ein durchaus verschiedenes: das Thier zeigt sich jetzt erst als Das, was es ist. Erschien es bei Tage geistlos, stumpfsinnig und träge, so schaut es jetzt klug, munter und vergnügt in die Welt hinaus und bewegt sich mit bewunderswürdiger Gewandtheit und Sicherheit. Namentlich die Lemuren, welche wir als die höchststehenden Glieder der Ordnung anzusehen haben, kommen uns dann als anziehende Thiere vor, weil sie in ihrem ganzen Treiben eine wirklich liebenswürdige Munterkeit an den Tag legen. Man muß selbst gesehen haben, wie gewandt, wie leicht und federnd die schlank gebauten Thiere dann sich bewegen; man muß an ihrer gegenseitigen, lebhaften Unterhaltung sich betheiligen; man muß sie mit Aug' und Ohr verfolgt haben, wenn man sie würdigen will. Lemuren hat man sie genannt, und in der That, der Name ist bezeichnend; denn geisterhaft ist ihr Wesen und Treiben, nicht aber gespenstisch, wie einzelne Beobachter behauptet haben. Sie springen mit munteren Sätzen von Ast zu Ast, oft über beträchtliche Entfernungen, erfassen beim Sprung die Zweige mit den Fingern und sind so im Stande, sich selbst an dem dünnsten Aestchen zu erhalten. Die ungeschwänzten Arten haben nicht die Gewandtheit der Langschwänze, weder im Springen noch im Klettern, bekunden aber dafür eine merkwürdige Stetigkeit ihrer Bewegungen, welche schließlich doch zum Ziele führt. Als ausgesprochene Baumthiere zeigen sich die Nachtaffen auf dem Boden ziemlich ungeschickt, immerhin aber noch weit geschickter, als viele von

den Tagaffen, welche auf flachem Boden in der traurigsten Weise dahinhumpeln. Man wird sich schwerlich eines Fehlers schuldig machen, wenn man die Lemuren mit dem leichten Volk der Meerkatzen vergleicht; was diesen bei Tag möglich, das führen die Nachtaffen im Dunkeln aus.

Derartige Bewegungsfähigkeit läßt es erklärlich erscheinen, daß die Nachtaffen ohne sonderliche Mühe ihr tägliches oder richtiger ihr nächtliches Brot sich erwerben. Mit leisem, beifälligen Geknurr, — wenn es gilt aber schweigsam und unhörbar, bewegen sie sich im Gezweig der Bäume. Die großen Augen leuchten wie feurige Kugeln durch das Dunkel; das übrige Thier entschwindet, Dank seiner Gleichfärbigkeit mit dem Geäst, vollständig den Blicken der bedrohten Beute, während diese von dem Räuber mit aller Bestimmtheit wahrgenommen und fast unfehlbar erlangt wird.. Zu dem schlafenden Vogel, welcher müde von dem lebhaften Treiben des Tages sein Köpfchen zwischen den Federn verbirgt, schleicht der nächtliche Gesell unhörbar heran, jede rasche, verrätherische Bewegung vermeidend, das erspähte Ziel fest ins Auge gefaßt, alle Vortheile, welche die Schlafzeit anderer Thiere ihm gewährt, benutzend, bis er, dicht an sein Opfer gelangt, nur die eine Hand mit raschem Griff auszustrecken braucht, um sich der ersehnten Beute zu bemächtigen. Die Fangbewegungen aller Nachtaffen geschehen so rasch, daß der überrumpelte Vogel kaum Zeit hat, noch einmal aufzuschreien. Im nächsten Augenblick schon ist sein Kopf von dem furchtbaren Gebiß zertrümmert, und der Nachtaffe beginnt nun mit Muße, seine Mahlzeit sich vorzurichten. Er setzt sich nach Art unseres Eichhörnchens auf die Hinterbeine, schlägt den Schwanz lässig über die hinteren Hände, hält die gewonnene Beute mit den vorderen fest, rupft sie ziemlich sorgfältig von Federn oder Haaren rein und bringt sie dann zum Munde. Eigentlich gierig kann man die Aeffer nicht nennen; sie nehmen sich viel Zeit beim Fressen, sie speisen, wenn man so sagen darf, mit einer gewissen Zierlichkeit.

In dieser Weise wird eine Beute nach der andern erlangt und verzehrt; dann tritt die Ruhe der Sättigung ein, und das Thier verharrt stundenlang in ein und derselben Stellung oder bewegt sich wenigstens langsamer, falls es nicht mit andern seiner Art ein munteres Spiel beginnt, ein Spiel, bei welchem alle Gaukeleien der Tagaffen möglichst nachgeahmt werden. Wie es scheint, sind die Thiere unter sich sehr verträglich, vielleicht nicht alle Arten, aber doch die meisten, und von diesen leben einige auch mit andern in gutem Einvernehmen. In der Gefangenschaft wenigstens kann man mehrere Arten

zusammenbringen, ohne befürchten zu müssen, daß die schwächere von den übrigen gemißhandelt werde; doch sind auch Fälle vom Gegentheil beobachtet worden: die Räubernatur der größeren hat sich zum Nachtheil schwächerer geltend gemacht.

Aus dem Vorstehenden ist bereits hervorgegangen, daß ich die Nachtaffen keineswegs als tiefgeistige Thiere betrachte. Bei genauerer Beobachtung läßt sich gar nicht verkennen, daß ihre geistigen Fähigkeiten durchaus nicht untergeordneter Art, sondern im Gegentheil ziemlich hoch entwickelt sind. Schon ihre Munterkeit und die bereits erwähnte Verträglichkeit mit andern ihrer Art, ihre Spiellust, das muthwillige Bewegen deutet auf einen lebhaften Geist; mehr noch aber lernt man sie schätzen, wenn man sich längere Zeit mit ihnen beschäftigt hat. Die Gefangenen werden, so scheu sie sich auch zeigten, sehr bald zahm, lernen ihren Gebieter kennen, von Andern unterscheiden und befreunden sich mit ihm um so inniger, jemehr er sich mit ihnen abgiebt. Die Wenigsten machen von ihrem scharfen Gebiß ihrem Herrn gegenüber Gebrauch; Viele lassen sich selbst aus dem Schlafe stören, ohne zu beißen. Gerade unter den Gefangenen des Hamburger Thiergartens, welche derselbe theilweise Baron von der Decken verdankt, befinden sich einige, welche ganz allerliebst sich benehmen und ebenso zahm sind, als viele wohlerzogene Tagaffen. Die tiefstehenden Arten freilich sind minder liebenswürdige Thiere und Einzelne sogar recht bissige und widerwärtige Geschöpfe.

Während meiner Besuche im Hamburger Thiergarten habe ich vier Arten der besprochenen Ordnung kennen gelernt.

Unter ihnen sehe ich den Fuchsmaki (Lemur collaris) als den bemerkenswerthesten an, und glaube umsomehr im Rechte zu sein, wenn ich eine ausführliche Beschreibung von ihm gebe, als die mir bekannten Schilderungen des Thieres noch sehr unvollständig sind.

Der Maki kommt an Größe ungefähr einer Hauskatze gleich. Die Behaarung ist weich und zeigt im allgemeinen ein Goldfuchsroth, welches auf der Oberseite dunkler, auf der Unterseite heller ist, am lichtesten jedoch an der Kehle, an den Innenseiten der Gliedmaßen und an der Schwanzwurzel erscheint. Die Unterkinnlade ist weißgrau, von derselben Farbe auch die Gurgel; beinahe der ganze Hinterkopf ist kohlschwarz, und dieses Schwarz zieht sich als schmaler Streif nach der Stirn zu, verläuft nach vorn mit der dunkleren Gesichtsfarbe und wird nur auf der Stirn durch untermischtes

Grau abgeschwächt. Die Umgebung der Augen ist lichter gefärbt, als das Gesicht. Zwischen den Ohren findet sich ein gelblichweißer Fleck, der durch den oben erwähnten schwarzen Streifen in zwei Hälften getheilt wird. Das Gesicht ist von einem aus langen, weichen Haaren bestehenden, dichten Backenbart umgeben, welcher sich bis zu den Ohren fortsetzt und diese fast vollständig verbirgt. Dieser Bart zeigt an den Ohren eine weiße, an den Backen eine hellrostrothe Färbung. Die rostrothen Haare haben eine hellere Wurzel. Die Hände sind von schwarzbrauner Farbe, die Finger mit kurzen, borstenartigen, schwarzen Haaren besetzt: der Schwanz ist sehr lang und buschig, an den Seiten am längsten behaart. Seine Farbe ist das oben erwähnte Goldfuchsroth, welches auf der Außenseite etwas dunkler, auf der Unterfläche heller erscheint. Die Iris ist hellkastanienbraun; die Augen treten nicht so hervor, wie bei den andern Arten, und der sie umgebende nackte Ring ist kaum bemerkbar.

Alle im Hamburger Thiergarten lebenden Nachtaffen sind sehr zahm geworden. Nähert man sich ihrem Käfige, so strecken sie ihre Arme heraus, lassen sich streicheln, erfassen wohl auch die Hand oder ihnen dargereichtes Futter, zeigen aber nie Heimtücke oder Bosheit, wie man sie so häufig bei gewöhnlichen Affen bemerkt; sie sind durchaus harmlose, friedliche Thiere. Wenn sie nicht gestört werden, bringen sie die Tageszeit größtentheils schlafend zu; Geräusch erweckt sie sehr leicht. Sie öffnen ihre großen, weiten Augen, schauen sich einige Sekunden starr um, bis sie, wie man dann an ihren Augen eben bemerken kann, vollständig erwacht sind und sich zurecht gefunden haben. Solange man sich mit ihnen unterhält, bleiben sie munter, verfallen aber sogleich wieder in Schlaf, wenn man sich entfernt hat. Den Winter haben sie natürlich in einem Warmhause zugebracht, wo sie sich auch jetzt noch, während ich diese Zeilen schreibe, befinden. Das Haus hat wenig Licht, und daher mag es kommen, daß sie fast während des ganzen Tages in Thätigkeit sind, wenigstens nicht in tieferen Schlaf zu verfallen scheinen, was ich im vorigen Sommer zu beobachten Gelegenheit fand. Die Nahrung der Gefangenen besteht in Wurzeln, namentlich Möhren, Früchten, Brot u. dgl., ist mit einem Wort die der Hausthiere. Bis jetzt scheinen sie sich gut zu halten, wenigstens ist noch keiner gestorben; im Gegentheil sind sie alle frisch und munter.

Die Vögel am Wasser.

Wenig andere Thiergärten dürfte es geben, in denen auf die Gewässer soviel Rücksicht genommen worden ist, als im Hamburger. Gerade dieser wichtige Theil eines Thiergartens war durch die Beschaffenheit des Orts nicht besonders begünstigt. So viel mir erzählt wurde, bestand der jetzt zu dem prachtvollen Park umgewandelte Platz früher aus einer dürren, wüstenartigen Strecke, an deren tiefster Stelle ein pfuhlartiger Teich durch die Zusammenflüsse der Regenwässer sich gebildet hatte. Dieser Pfuhl ist mit Geschick benutzt, in großartiger Weise erweitert und schließlich zu einem Wasserlaufe umgewandelt worden, welcher allen Bedingungen zur Beherbergung von Sumpf- und Wasservögeln so gut als möglich entspricht. Die Ausdehnung der Gewässer hat jedoch den einen Nachtheil, daß der Beschauer die Reichhaltigkeit seiner Bewohnerschaft unterschätzt. Die Gewässer des Hamburger Gartens erscheinen spärlicher bevölkert, als sie sind, und es verlangt schon einen kundigen Blick, um die einer besondern Beachtung werthen Thiere aufzufinden. Mir haben gerade die Wasserpartieen vielfache Gelegenheit zu angenehmer Unterhaltung geboten, und wenn ich die Bewohnerschaft derselben hier nicht so ausführlich beschreibe, als ich wohl möchte, so geschieht es nur, um meine Skizzen nicht ungebührlich auszudehnen. Immerhin aber werde ich eine ziemliche Anzahl von Vögeln zu behandeln haben.

Ich gestehe gern, daß mich der erste Besuch des Thiergartens gerade seiner Wasservögel wegen, in hohem Grade überraschte. Gewohnt, in andern Gärten das sonst so bewegliche Volk dieser Thiere auf das Wasser gebannt zu sehen, bemerkte ich hier zu meinem nicht geringen Erstaunen ein Treiben derselben, welches sich wenig von dem Freileben unterschied. Ueber dem größeren Wasserbecken, der See genannt, tummelten sich in buntem Gewimmel mancherlei Möven so lustig umher, als wäre der See einer ihrer Brutplätze. Sie waren vollständig frei und gänzlich unverstümmelt; sie flogen nach ihrem

Belieben auf und nieder, sie erhoben sich zu Höhen, daß sie dem Auge nur als kleine Pünktchen erschienen, sie zogen nach der Elbe, nach der Alster hinaus, vergnügten dort sich stundenlang mit dem Fischfang, vereinigten sich mit Scharen ihrer wilden Schwestern und kehrten nicht selten mit diesen zum Garten zurück, gleichsam in der Absicht, die Freilebenden aller Annehmlichkeiten ihrer Herberge theilhaftig zu machen. So geschah es, daß der See oder der ganze Wasserlauf überhaupt zuweilen mit Hunderten von Möven bedeckt war, deren geringster Theil als zum Garten gehörig betrachtet werden durfte. Meine Ueberraschung wurde von allen fremden Besuchern getheilt: nicht ein Einziger hatte ein ähnliches Treiben in irgend einem andern Thiergarten beobachtet. Unser Erstaunen wurde aber noch erhöht, als wir bemerkten, daß auch die Enten sich erhoben, Ketten bildeten und munter und lustig vom Garten aus in die Welt hinausstürmten. Das Jägerherz schwelgte förmlich bei solchem Schauspiel; es war ein Anblick, wie man ihn sonst nur in Bruch und Moor zu schauen bekommt, aber mit dem großen Unterschiede, daß alle die Vögel, welche hier im Zustande der Freiheit zu leben schienen, so an die Menschen gewöhnt waren, daß sie es dem Beschauer gestatteten, sie und ihr Gebahren in nächster Nähe zu betrachten. In ähnlicher Weise bewegten sich viele Reiher; auch sie durften zeitweilig den Garten verlassen und ausfliegen, denn man war sicher, daß sie zurückkehrten.

Das Warum oder Wie einer derartigen Freiheit war mir wohl erklärlich, da ich mit meinem Bruder von Jugend auf glückliche Versuche gemacht hatte; Vögel zum Aus- und Einfliegen zu gewöhnen. Es war mir bekannt, welche Bedingungen hatten erfüllt werden müssen, um das flüchtige Volk an eine gewisse Stelle zu fesseln: demungeachtet verlor das Schauspiel auch mir gegenüber Nichts von seiner überraschenden Großartigkeit.

Hier ist nicht der Ort, über die zweckmäßige Haltung und Pflege der Sumpf- und Schwimmvögel mich auszusprechen, und ebenso wenig will ich hier ein genaues Verzeichniß dieser Thiere geben. Meine Absicht ist nur, aus der im Hamburger Garten versammelten Menge Einige herauszugreifen, welche ich einer längeren Besprechung für werth halte.

Unter ihnen dürfte den Kranichen die erste Stelle gebühren. Die an ausgezeichneten Arten reiche Familie ist im Hamburger Thiergarten dermalen noch schwach vertreten. Außer unsern deutschen Kranichen leben hier zur Zeit nur noch zwei Verwandte, der überaus zierliche Paradieskranich,

welchen ich als die anmuthigste Art der ganzen Familie bezeichnen möchte (Tetrapteryx paradisea), und der plumper gebaute, jedoch durch Farbenschönheit ausgezeichnete Pfauen- oder Königskranich (Balearica pavonina), welcher den Uebergang von den Kranichen zu den Hühnern zu vermitteln scheint und deshalb richtiger wohl in einer besondern Familie aufgeführt werden sollte. Da ich voraussetzen darf, daß das Leben der Kraniche im Allgemeinen den meisten meiner Leser bekannt geworden ist, erwähle ich mir den letzteren zu einer eingehenderen Beschreibung.

Der Pfauenkranich ist 3½ Fuß lang und 6 Fuß breit; das Weibchen ist um 1½ Zoll kürzer, aber nur wenig schmäler. Die Hauptfarbe des Gefieders ist schwarz, gleichsam mit einem schieferfarbigen Dufte überflogen. Auf dem Kopfe trägt er einen aufgerichteten, kronenartigen Busch von rostgelben, mit schwarz gemischten Federn, die sich strahlig von einander entfernen, an ihrer Wurzel schraubenförmig gedreht sind und viel eher Borsten, als Federn gleichen. Die Wangen sind unbefiedert, oben weißlich, nach unten hochroth gefärbt. Hals, Rücken, Brust und Unterkörper sind schwarz wie der Schwanz und die vorderen Schwungfedern. Die hinteren Schwungfedern sind lang, schmal zugespitzt und lebhaft braun, die Flügeldeckfedern reinweiß, der Schnabel ist schwarz, an der Spitze weißlich, die Füße sind schwarz. Die Höhe des stehenden Vogels beträgt etwas über 4 Fuß.

Der Pfauenkranich verbreitet sich über einen großen Theil Afrikas und wird erst im Süden durch eine andere, ihm sehr verwandte Art ersetzt. Die lebenden, welche man in den Thiergärten sieht, kommen fast sämmtlich aus Westafrika; von hier aus reichen sie aber durch den ganzen Erdtheil hindurch bis zum Osten. Mein Bruder fand sie am häufigsten in Sudan, wo sie Standvögel sind. Hier bewohnt der Königskranich in Gesellschaften die trockenen Ufer der Flüsse, wenn sie mit niederem Gebüsch besetzt oder von jenen hohen, südlichen Grasarten bewachsen sind, deren Aehren und Körner er frißt. Mittags oder nachmittags, je nachdem er sich früher oder später gesättigt hat, kommt er auf die Sandbänke im Strome, um zu trinken und zu tanzen, gegen Abend fliegt er in den Wald und sucht daselbst seinen Schlafplatz auf, der immer auf Bäumen ist. Wie es scheint, braucht der Vogel zum Fressen nur sehr wenig Zeit, umsomehr aber verwendet er auf die gesellige Unterhaltung. Die Sandbänke werden nämlich keineswegs allein des Trinkens halber aufgesucht, sondern bilden die Sammelorte für größere oder kleinere Gesellschaften. In so zahlreichen Scharen, wie die eigentlichen

Kraniche, kommen die Königskraniche allerdings nicht vor; man trifft gewöhnlich nur Trupps von vier bis funfzehn Stück; jedoch sah mein Bruder einmal ihrer 95 vereinigt. Eigenthümlich ist das Benehmen der Versammelten, wenn andere derselben Art sich zeigen. Das scharfe Auge dieses Vogels erkennt die Herbeikommenden schon aus weiter Ferne und ruft sie sofort mit lautem, trompetenartigen Geschrei, welches denn auch seine Wirkung nicht verfehlt. Jemehr sich die Ankommenden nun nähern, um so lebendiger werden die bereits Versammelten; sie gerathen in die größte Aufregung und führen zuletzt förmliche Tänze auf, jedenfalls, um ihre Freude kundzugeben. Die Tänze erinnern an die Balze der Hühner, mit denen die Königskraniche soviel gemein haben. Sie bestehen aus wiederholtem Aufspringen, sonderbaren Verneigungen des Kopfes und begleitenden Flügelschlägen. Zuweilen bemächtigt sich die Tanzlust der ganzen Gesellschaft, und dann hüpft der Trupp in der sonderbarsten Weise umher. Die Angekommenen geben den ihnen gespendeten Gruß regelmäßig in gleicher Weise zurück, und erst, nachdem die sehr lebhafte Begrüßung vorüber, tritt wieder einige Ruhe ein. In der Regel tanzen nur die Männchen, in der großartigsten Weise selbstverständlich zur Paarungszeit, um dadurch noch mehr das Wohlgefallen und die Aufmerksamkeit der Weibchen auf sich zu ziehen. — Der Flug des Königskranichs ist langsam, die Flügel zeigen dabei ihre ganze Pracht. Den Hals trägt der Vogel im Fluge weit vorgestreckt, und die Krone liegt nach hinten. Man erkennt ihn schon aus weiter Entfernung sowohl an seiner Gestalt, als hauptsächlich an den beiden Hauptfarben seines Gefieders, Schwarz und Weiß, die so sehr von einander abstechen, daß er mit keinem anderen Sumpfbewohner verwechselt werden kann. In der Ruhe ist sein Gang aufrecht, der Rücken wird dabei wenig gekrümmt und die Krone hoch aufgerichtet. Er läuft schneller, als ein Mensch, und hilft dabei mit den Flügeln ein wenig nach. Seine Nahrung besteht hauptsächlich aus Getreide. Er frißt Weizen, Durrah und Dohhenhirse, sowie Baumknospen, Früchte und Grasspitzen, außerdem jagt er Kerbthieren, Würmern, möglicherweise auch Schalthieren nach. Ueber seine Fortpflanzung ist weiter Nichts bekannt, als daß er auf Bäumen nisten soll.

In der Gefangenschaft wird der Königskranich zahm und verträgt sich nicht nur mit andern seiner Gattungsverwandten, sondern auch mit Hühnern und entenartigen Vögeln aller Klassen. Er erkennt seinen Wärter schon von fern, kommt demselben entgegen und führt dann seine possierlichen Tänze auf. Dasselbe thut er in den Thiergärten, sobald er Musik vernimmt. Trotzdem

er ein Bewohner der Tropen- und südlichen Länder ist, darf man ihn doch nicht für einen sehr weichlichen Vogel ansehen; denn die Gefangenen des Hamburger Thiergartens haben die strenge Kälte des verflossenen Winters unbeschadet größtentheils im Freien ausgehalten. In Lissabon sah ich ihn als halbes Hausthier, jedenfalls weil er dort mit ungleich größerer Leichtigkeit zu beschaffen ist, als bei uns. Man ließ ihn in den Spaziergängen und Straßen der Stadt umherlaufen, wie ein Huhn, und bekümmerte sich eben nicht besonders um seine Erhaltung, sondern überließ es ihm, sich seine Nahrung selbst zu suchen. Vorübergehende warfen ihm Brot u. dgl. zu, und er hatte sich auch an diese mildthätigen Gaben so gewöhnt, daß er sie förmlich beanspruchte. Wahrscheinlich würde man dort den schönen und anziehenden Vogel ohne besondere Mühe zur Fortpflanzung bringen können.

Es ist mir unbekannt, in welcher Weise der Königskranich gefangen wird; dagegen hat mir mein Bruder Mancherlei über seine Jagden auf diese Vögel erzählt. Der Königskranich ist immer scheu, auch im Urwald, da, wo die übrigen Vögel gleichsam in innigem Verhältniß mit den spärlich dort angesessenen Menschen leben. Er weicht selbst dem Reiter vorsichtig und einem gegen ihn heransegelnden Schiff fast ängstlich aus. Mein Bruder mußte alle Jagdkunststücke anwenden, um sich seiner zu bemächtigen. Dabei hatte er wiederholt Gelegenheit, zu erfahren, daß der Königskranich eine ihm gewordene Lehre wohl behielt und zu verwerthen wußte. Erdhütten z. B., welche den meisten übrigen Vögeln verderblich werden, erwiesen sich dem Königskranich gegenüber immer nur wenige Tage als brauchbar. Die Gesellschaften, aus deren Mitte ein oder zwei Stück gefallen waren, mieden die betreffenden Inseln mit den Hütten fortan äußerst sorgfältig. Leichter noch war es, die Vögel im Walde zu berücken, und am sichersten führte der Anstand auf den Schlafplätzen zum Ziele. Mein Bruder hat eine dieser Jagden beschrieben. „Einige vorüberfliegende Pfauenkraniche“, so sagt er, „zeigten mir die Richtung des Weges zu ihrem Schlafplatze. Nachdem ich wenige Minuten gegangen war, hörte ich bereits die Trompetentöne der schreienden Abendgesellschaft. Es ging sehr laut zu auf ihrem Versammlungsorte, aber dieser war noch weit, Das hörte ich an den schwachen Tönen. Doch hätte ich nimmer geglaubt, daß man das Geschrei dieser Vögel so weit hören könnte, als ich heute es erfuhr: ich hatte von der Zeit an, wo ich die Vögel zuerst hörte, noch eine gute Viertelstunde zu gehen, ehe ich den Versammlungs- und Schlafplatz der Kraniche erreichte. Es war ein kleines Hölzchen mit niederen Bäumen,

welches die Steppe rings umgab; in ihm mochten ungefähr 30 bis 40 Kraniche schlafen; sie saßen alle auf Bäumen. Ich erlegte jedoch trotz aller Mühe nur zwei Stück dieser scheuen Vögel, obgleich ich mich, um mich anzuschleichen, am ganzen Körper hatte blutig reißen lassen. Das Unterholz bestand nämlich aus niederen Sträuchmimosen, „Garrat“ oder „Kharrat“, wie sie die Eingebornen nennen. Diese Gesträuche tragen lange Schoten, mit denen man Leder gerbt, aber auch Dornen, welche von allen Dornen des Urwaldes die furchtbarsten sind — und das will im afrikanischen Urwald, wo jeder Baum, jedes Gras fast dornig oder stachelig, Etwas sagen; — sie lassen das einmal gefaßte Kleidungs- oder Hautstück nicht wieder los. Mein Diener Aali, welcher heute die unerläßliche Büchse tragen mußte, klagte und murrte: „Gott vergelte es Dir, Herr, daß Du mich bei Nacht — und sie ist doch die Feindin aller Menschen — so im Bauch des Waldes herumführst, daß die häßlichen Dornen mein Blut vergießen.“

Von dem oben mit angeführten Paradieskranich erwähne ich blos beiläufig, daß ihm an äußerer Schönheit, sowie Zierlichkeit, an leichten und ungezwungenen Bewegungen nur noch eine vierte, im Garten nicht vertretene Kranichart, der Jungfernkranich (Grus Virgo), gleichkommt. Die vorherrschende Farbe des Gefieders ist bei jenem hellblaugrau und geht an den Spitzen der Schwanzfedern, sowie der langen, schmalen und bis auf die Erde herabhängenden Hinterflügelfedern in Tiefschwarzgrau, beinahe Schwarz über. Der Kopf ist weißgrau und erhält durch seine weiche und lange Befiederung einen auffallendgroßen Umfang.

Dieser schöne Kranich findet sich am häufigsten im Kaplande oder überhaupt in Südafrika. Er nährt sich vorzugsweise von Kerbthieren, frißt aber auch Getreide und andere Sämereien. In der Gefangenschaft wird er sehr zahm und ergötzt, gleich dem vorhergehenden, durch sein anmuthiges Betragen. In Lissabon sah ich in dem königlichen Garten einen Paradieskranich, der, sobald der König, sein Gebieter und Beschützer, sich ihm nahete, allerlei zierliche Sprünge und Tänze aufführte, die Flügel ausbreitete, ein ihm zugeworfenes Holzstück in den Schnabel nahm, es hoch in die Luft warf, es wieder fing und in diesen Bewegungen solange fortfuhr, als sich der König in der Nähe seines Behälters befand. Der Paradieskranich läuft mit erstaunlicher Schnelligkeit, oft mit theilweise ausgebreiteten Flügeln und ist ein gewandter Vogel, der selbst die flüchtigsten Kerbthiere mit Leich-

tigkeit erhascht. Ueber seine Fortpflanzung und Lebensweise in der Freiheit ist mir Nichts bekannt.

Nicht mindere Theilnahme als der vorhergehende, verdient der Marabu oder Kropfstorch (Leptoptilus crumenifer), eines der auffallendsten Mitglieder der ebenfalls artenreichen Storchfamilie. Er gehört zu denjenigen Thieren, die dem Beschauer durch ihre Häßlichkeit in die Augen fallen, dem Naturfreund jedoch nichtsdestoweniger durch ihre Lebensweise und ihr Betragen Gelegenheit zu vielfach merkwürdigen Beobachtungen geben. Die Kropfstörche zeichnen sich vor ihren Gattungsverwandten durch ihre ungemeine Größe, den dicken Schnabel, umfangreichen Kopf, nackten Hals und die über die Brust hinabhängende Hautfalte aus. Bis jetzt sind drei Arten derselben näher bekannt, welche alle südlichen Gegenden der alten Welt angehören; sie bewohnen Asien und Afrika. In der Größe, Gestalt und Befiederung stimmen diese drei sehr mit einander überein, nicht minder in der Lebensweise. Es genügt daher, wenn man Einen von ihnen beschreibt.

Die Länge des Kropfstorches beträgt gegen 5 Pariser Fuß, seine Breite 9 Fuß, seine Höhe 5 Fuß. Kopf und Hals sind nackt und grindig oder wenigstens schuppig, vom Halse hängt ein größtentheils nackter, mit borstenartigen Federn spärlich besetzter Hautsack herab. Die Rücken- und Flügeldeckfedern sind bläulichaschgrau gefärbt und zeigen einen grünlichen Glanz; von derselben Farbe ist auch der Schwanz, dessen untere Deckfedern sich durch ihr lockeres Gefüge und die Zartheit ihres Baues vor allen übrigen auszeichnen, von reinweißer Farbe sind und im Handel den Namen Marabufedern tragen. Die Unterseite ist weiß, der beträchtlich große, plumpe Schnabel hornfarbig, der Fuß eigentlich schwarz, jedoch fortwährend mit einer Kruste von Unrath überzogen, welchen der Vogel beim Misten aufspritzt. Die Iris ist braun. Hinsichtlich des Schnabels ist noch zu bemerken, daß er besonders deshalb auffällt, weil er nicht den glatten, hornigen Ueberzug der Schnäbel anderer Störche zeigt, sondern mehr splitterartig erscheint.

Unter den Reihervögeln vertreten die Kropfstörche die Geier; sie gleichen denselben bezüglich ihrer Nahrung und Gefräßigkeit. Sie leben in der Nähe der Städte, vorzüglich auf deren Schlachtplätzen, gehen in Indien sogar in den Straßen herum, dieselben von allem Unrath reinigend. Hier sind sie von Polizei wegen geschützt, und eine hohe Strafe ahndet ihre Erlegung. Der Marabu scheint sich dort des Schutzes wohl bewußt zu sein; denn er benimmt

sich ganz wie ein Hausthier. Auch in Afrika ist es kaum anders; denn in Sudân, Kordofân und Senâr ist er bei jeder größeren Ortschaft eine regelmäßige Erscheinung. Während die vorsichtigen Geier noch hoch in den Lüften kreisen, kleinere Vögel jedoch, wie z. B. der zudringliche Schmarotzermilan, bereits unter den Menschen sich herumtreiben, sitzen die Marabus in Reihen geordnet in der Nähe des Schlachtplatzes, des Augenblicks harrend, da ihre Thätigkeit beginnen soll. Sobald der Fleischer seine Arbeit beendet, nahen sie sich der Stelle, wo das Blut des geschlachteten Thieres bereits in der Sonne verdorrt ist, und schlingen nun gierig alle Ueberbleibsel, welche der Mahammedaner als unrein, bezüglich ungenießbar, bei Seite warf, hinunter, wenn auch nicht ohne Kampf und Streit: denn neben dem frechen Bettlergesindel der Milane machen auch die herrenlosen Hunde ihnen die Nahrung streitig. Die Marabus wissen sich jedoch bald durch gewaltige, mit ihrem furchtbaren Keilschnabel ausgetheilte Hiebe die Alleinherrschaft des Platzes zu sichern und jenes Bettelgesindel im Zaume zu halten. Mit einer Gefräßigkeit, welcher die der Geier weit nachsteht, begraben sie in ihren tiefen Schlund alles ihnen nur genießbar Scheinende, verschlingen ohne Beschwerde abgehauene Schwänze und Knochen der Rinder von einem Fuß Länge. Ihr Kropf dehnt sich zu einem weiten Sacke aus und erscheint wie ein mit Steinen gefüllter Beutel. Nimmer satt, verläßt der Marabu nur dann den Platz, wenn derselbe vollständig geleert ist, ja er versucht, das geronnene Blut vom Boden aufzuklauben. Verwundet sogar läßt ihn seine Freßgier nicht ruhen: mein Bruder hat beobachtet, daß ein Marabu, dem beide Ständer und ein Flügelknochen durch einen Schuß zerschmettert waren, noch das ihm vorgeworfene Fleisch gierig verschlang.

Fehlt ihnen die bequemer zu erlangende Speise, so ziehen sie gemeinschaftlich auf die Fischjagd aus. Ihre Klugheit kann man an ihrer sinnreichen Jagdweise erkennen. Die Marabus bilden nämlich einen weiten Halbkreis und treiben sich gegenseitig die Fische zu. Dabei kommt es vor, daß, wenn einer einen großen Fisch gefangen hat und ihn noch lebend in den Schlund hinab beförderte, der Fisch durch Zappeln den Kropfsack hin und her schüttelt. Diese Bewegung reizt die andern Marabus, sie kommen herbei und schnappen augenblicklich nach dem Beutel des glücklichen Fängers, welcher nunmehr bedacht sein muß, nicht blos seine Beute, sondern auch seinen Beutel durch schleunige Flucht vor den Raubversuchen seiner Genossen zu sichern.

Da die Marabus das Aas nicht mit dem Schnabel zerreißen können,

so brauchen sie denselben wie eine Axt, um es zu zertrümmern, und es gelingt ihnen in kurzer Zeit, mächtige Stücke von einem todten Thiere loszuschlagen, welche sie wie die meisten übrigen Langschnäbel, in die Luft werfen, geschickt wieder auffangen und dann hinabwürgen. Niemals vergessen sie jedoch, dabei auf ihre Sicherheit bedacht zu sein. Sie sind wenig oder nicht scheu, wissen auch, daß weder im Ostsudân, noch in Indien ihnen irgend Jemand gefährlich wird, ändern aber ihr Betragen gänzlich, sobald sie nur einmal Nachstellungen erfahren haben. Meinem Bruder wurde es in Afrika anfangs leicht, einige Marabus zu erlegen; nach drei oder vier Schüssen jedoch, welche er unter diese Langbeine abgefeuert hatte, verursachte ihm die weitere Jagd die größte Mühe. Er hatte dabei die beste Gelegenheit, den Verstand dieser Thiere zu prüfen.

„Nach den ersten trüben Erfahrungen", sagt er, „welche eine auf einem Aase schmausende Marabugesellschaft gesammelt hatte, wurden fortan regelmäßig Wachen ausgestellt, und diese begriffen die Wichtigkeit ihrer Stellung so vollkommen, daß sie sich niemals von der ihnen doch so natürlichen Freßbegier hinreißen und zum Verlassen ihres Postens verleiten ließen. Wenn man bedenkt, was es für ein so freßsüchtiges Geschöpf, wie der Marabu ist, heißen will, einer an leckerer Tafel schmausenden Gesellschaft von Seinesgleichen mit zusammengeschrumpftem Kropfe zuzuschauen, wird man die verständige Entsagung der Thiere zu würdigen wissen. Die Wachen pflegten jedesmal einen besonders günstigen Standort zu wählen; sie ließen sich auf dem nächsten erhabenen Orte nieder und schauten ernst und sehr sorgfältig in die Runde. Sobald sich Gefahr nahete, gaben sie durch Schnabelklappern oder Auffliegen den Uebrigen ein Zeichen, und diese verließen augenblicklich die Mahlzeit und schwebten dahin."

„Die Berechnung des Marabu erfuhren wir bei anderer Gelegenheit. Wie die Hunde der Stadt Chartum, denen wir arg mitspielten, lernten uns auch die Marabus in kürzester Frist genau kennen und schon auf 3—500 Schritt von andern Personen und namentlich von den harmlosen Eingebornen sicher unterscheiden. Ihre langen Ständer befähigten sie, es mit uns im Laufe vollständig aufzunehmen; sobald wir uns ihnen also naheten, faßten sie uns ins Auge, den Kopf langsam und höchst würdevoll nach uns hindrehend, maßen die Entfernung zwischen sich und uns und regelten nach ihr ihre Schritte. Gingen wir langsam, so thaten sie es auch, beschleunigten wir unsern Gang, so folgten sie unserm Beispiele, blieben wir stehen, so hatten sie auch keine Eile. Auf der weiten Ebene von Chartum konnten wir niemals

zum Schuß kommen; denn die klugen Vögel hielten stets eine Entfernung von 500 Schritt zwischen sich und uns ein. Sie dachten gar nicht daran, fliegend zu entrinnen, — sie wußten, was ihre langen Beine leisten konnten; sie wußten genau, auf wieweit selbst eine Büchsenkugel, deren Bedeutsamkeit sie früher erfahren hatten, ihnen gefährlich werden konnte. Wir wurden zuweilen so erbittert, daß wir oft in dieser Entfernung, natürlich aber vergeblich, unsere Gewehre auf sie abfeuerten. Später lernten wir einen ihrer Schlafplätze kennen, eine schöne, große Mimose auf einer Insel im weißen Nil. Hier stellten wir uns an, und es glückte uns, drei der schlauen Gesellen von dem Baume herabzuschießen. Andere Vögel vermögen es nicht, selbst unter solchen Umständen, von dem einmal gewählten Platze sich zu trennen, und kehren immer und immer wieder zu ihm zurück; die Marabus verließen den theuren Schlafplatz nach dieser einzigen trüben Erfahrung für immer."

In Indien bestatten die Marabus oftmals die Leichen von Menschen in ihren Kröpfen. Arme indische Familien, welche nicht die Mittel haben, die Leiche eines ihrer Verwandten dem reinigenden Feuer übergeben zu lassen, werfen dieselbe auf Stroh, zünden es an und versengen sie gewissermaßen nur. Dann übergeben sie den Leichnam den Fluthen des heiligen Ganges, damit er ihn ungefährdet hinaustrage auf das hohe Meer. Ist der Körper dem räuberischen Krokodil glücklich entgangen und treibt einer der unzähligen Mündungen des Stromes zu, — glaubt man schon, er werde glücklich das Meer erreichen, so ist ihm doch häufig noch beschieden, auf eine andere Weise bestattet zu werden. Die gewaltigen, storchartigen Vögel treiben sich in der Luft umher gleich den Geiern, sorgsam nach allen Seiten hin nach etwas für sie Genießbarem suchend. Ihren scharfen Augen kann der im Strome treibende Leichnam nicht entgehen; in Schraubenlinien senken sie sich aus der Höhe hernieder und kreisen schwebend über dem schwimmenden Todten hin und her. Im Wasser selbst kann der Marabu denselben nicht zerstückeln, deshalb muß er auf ein Mittel sinnen, ihn nach dem Ufer zu leiten. Listig und klug genug ist er, ein solches auszufinden. Er senkt sich nieder auf den Leichnam, stellt sich auf ihn und breitet nun dem Winde entgegen seine gewaltigen Schwingen, hierdurch ein Segel bildend, welches groß genug ist, die Richtung des treibenden Körpers zu beeinflußen. Mit bewundernswerthem Geschick wendet und dreht das Thier seine Flügel nach Bedürfniß, und es gelingt ihm wirklich, die Leiche nach einer Sandbank oder an das Ufer zu steuern.

Dort beginnt nun eine Mahlzeit der abscheulichsten Art. Wie Axtschläge

fallen die gewaltigen Hiebe der Keilschnäbel auf die Leiche, in kürzester Zeit ist sie zerstückelt und ebenso rasch verschlungen. Die Indier wagen es nicht, einem Thiere, welches auf diese Weise einen Gläubigen bestattet, etwas anzuhaben oder es auch nur in seiner Beschäftigung zu stören; sie sehen in dem häßlichen Thiere eine der unzähligen Gottheiten ihres Landes.

So Genaues über das Leben und Treiben der Marabus bekannt ist, so wenig wissen wir über ihr Brutgeschäft und die Erziehung ihrer Jungen. Die naturwissenschaftlichen Werke berichten Nichts darüber, und auch mein Bruder hatte auf seinen ausgedehnten Reisen in Afrika keine Gelegenheit, Beobachtungen in dieser Hinsicht anzustellen.

In der Gefangenschaft wird der Marabu ziemlich zahm. Er ergötzt durch sein sonderbares Betragen. Schon in jeder seiner Stellungen erscheint er merkwürdig komisch. Mit ernsten, würdevollen Schritten stolziert er in seinem Behälter umher, scheinbar den tiefen Gedanken eines Weltweisen nachhängend. Jede seiner Bewegungen, sein Gang, ja jeder Blick ist berechnet und abgemessen. Er überlegt eine Handlung genau vorher und hat Verstand genug, um Erfahrungen jeder Art auf das beste zu benutzen. Mit bemerkenswerthem Gedächtniß unterscheidet er Personen, die ihm Gutes erwiesen, von andern, die ihn beleidigt oder beunruhigt haben. Nicht blos sein Wärter, sondern sogar die Stunde, in welcher dieser ihm sein Futter bringt, ist ihm wohl bekannt; denn während er die größte Zeit des Tages in der eben beschriebenen Weise umherspaziert oder so ruhig mit eingezogenem Kopf dasteht, daß man ihn kaum für ein lebendes Wesen halten möchte, zeigt sich bei Annäherung der Futterstunde eine gewisse Unruhe in seinem ganzen Wesen. Mit mächtigen Schritten durchmißt er sein Gehege, immer nach der Gegend hinschauend, von welcher sein Wärter zu kommen pflegt. Erblickt er ihn von fern, so richtet er sich hoch auf, klappert mit dem Schnabel, breitet die Flügel weit aus und stößt dabei rauhe, aber doch freudige Töne aus. Ein ähnliches Benehmen zeigt er bei anderer Erregung, also auch im Zorn.

Im Hamburger Thiergarten leben die Marabu mit Reihern, Störchen, Möven, Schwänen, Gänsen, Enten u. dergleichen friedlich im obern Teich zusammen. Sie haben sich unter dem sämmtlichen Geflügel die Oberherrschaft gesichert und beweisen Dies hauptsächlich zur Futterzeit. Von ihrer Kunstfertigkeit im Auffangen der ihnen zugeworfenen Gegenstände geben sie manchfache Beweise. Sie verfehlen äußerst selten ein ihnen nur einigermaßen günstig zugeworfenes Fleischstück; das Auge folgt sorgsam der Bewegung der

werfenden Hand, der lange Hals streckt sich im geeigneten Augenblick weit vor, ein hörbares Schnappen wird vernommen, und der Bissen verschwindet, wie groß er auch sei, in der Tiefe des Schlundes.

Wie leicht erklärlich, ist unter den hochbeinigen Stelzvögeln des Thiergartens die Familie der Reiher zahlreich vertreten. Es mag überflüssig erscheinen, mit ihnen sich zu beschäftigen, — denn nur mit deutschen Vögeln haben wir es zu thun: aber gerade diese Bewohner unseres Vaterlandes sind verhältnißmäßig noch wenig gekannt, und das Gefangenleben bietet zu Beobachtungen, welche, theilweise wenigstens, selbst dem Forscher neu sind, gar manchfache Gelegenheit. Ich bedarf also kaum einer Entschuldigung, wenn ich den Reihern einige Worte widme. Mein Büchlein ist ja hauptsächlich bestimmt, denjenigen Besuchern des Gartens, welche zu eigenen Studien über die Thierwelt wenig Gelegenheit haben, als Unterhaltungsstoff zu dienen.

Alle Reiher zeichnen sich durch ihre langen, nackten Füße, den dünnen, biegsamen Hals und den spitzen, mehr oder weniger langen Schnabel aus. Der Leib ist seitlich zusammengedrückt d. h. höher als breit, der Flügel mittellang, aber breit und gerundet, der Schwanz kurz, das Gefieder dicht und absonderlich durch vier Stellen am Unterleibe, welche mit seidenartigem, kurzen, dichten Flaum besetzt sind. Bezeichnend ist ferner die bei vielen Arten vorkommende Verlängerung einzelner Kopf- und Rückenfedern, welche namentlich bei den Silberreihern sich finden und als Schmuckgegenstände sehr gesucht sind. Männchen und Weibchen sind durch die Farbe wenig unterschieden.

Die Reiher bewohnen sumpfige, wasserreiche Gegenden, die Ufer der Flüsse, Seen, Teiche und die Meeresküsten, setzen sich zum Theil auf Bäume und nähren sich von kleinen Wirbelthieren, hauptsächlich Fischen, Lurchen, Weich- und Kerbthieren, Würmern u. dgl. Sie haben in ihrem Betragen viel Uebereinstimmendes; jedoch unterscheiden sich besonders die nächtlich lebenden nicht unbeträchtlich von denen, welche bei Tag ihr Gewerbe treiben.

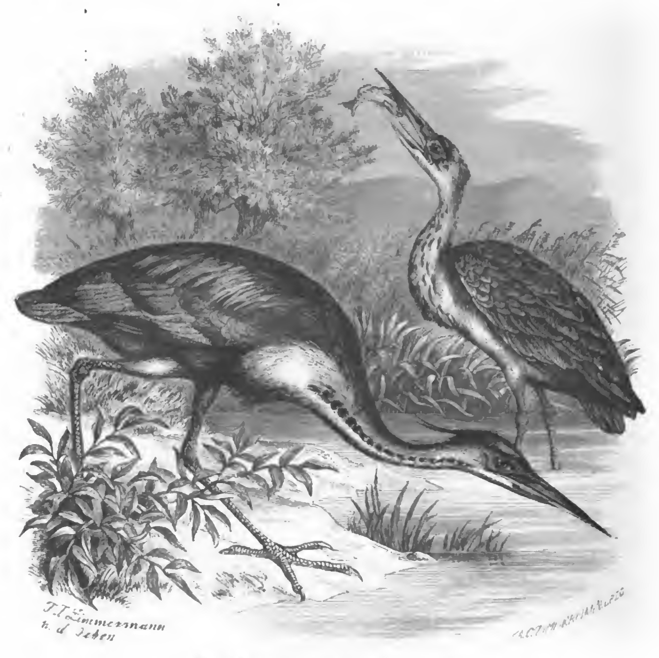
Unser gewöhnlicher Fischreiher (Ardea cinerea) ist so bekannt, daß ich ihn füglich übergehen kann, und Dies um so eher, als der Purpurreiher (Ardea purpurea), welchem ich einige Worte widmen möchte, ihm in seinem Leben und Treiben vollständig gleichkommt. Dieser ansprechend gefärbte Vogel ist ungefähr 3 Fuß lang und 5¼—5½ Fuß breit. Er zeigt auf dem Unterkörper purpurfarbige Federn, hat einen dunkelaschgrauen, mit hellrostroth

untermischten Mantel, einen aus zwei Federn gebildeten, schwarzen Federbusch, gelben Schnabel, grünlichhornfarbene Füße und orangengelbe Augensterne. Er bewohnt Südeuropa, findet sich jedoch auch in Ungarn und besonders häufig in Holland, nistet einzeln oder in Gesellschaften Seinesgleichen und anderer Reiher in Sümpfen und auf kleinen, dicht mit Schilfrohr und Weidengebüsch bewachsenen Inseln. Das Nest steht entweder unmittelbar auf dem Erdboden oder auf einem Busche; es ist meistentheils aus dürren Rohrstengeln, die mit Reisern untermischt sind, erbaut, mit Schilf und Binsen ausgefüttert und enthält Anfang Mai's drei bis vier grünblaue, glanzlose Eier von der Gestalt und Größe eines Hühnereies. Im Herbst wandert er mit den übrigen Arten seiner Familie nach südlicheren Ländern; viele herbergen bereits in Südeuropa, die übrigen dehnen ihre Reise bis nach Afrika aus. Soviel zur flüchtigen Kennzeichnung des freilebenden Thieres, ausführlichere Beschreibungen finden sich in jeder guten Naturgeschichte.

Erst seitdem man Thiergärten in das Leben rief, ist es, so zu sagen, Jedermann möglich geworden, an den Reihervögeln eigene Beobachtungen anzustellen. Die Bewohner wasserreicher Gegenden bekommen allerdings viele Reiher zu Gesicht, erlangen demungeachtet aber über das Leben nur selten wirkliche Kunde.

Es hält schwer, einen Reiher zu beobachten; denn er ist unter allen Umständen mißtrauisch und vorsichtig im höchsten Grade. Ein arger Fischräuber, greift er viel zu oft in die Gerechtsame des Menschen ein, als daß dieser mit ihm in Frieden leben könnte; er wird verfolgt und befehdet wo es nur immer sein kann, und wenn man ihn da, wo er Brutansiedlungen bildet, zeitweilig schont, geschieht es einzig und allein aus dem Grunde, sich später das Vergnügen einer möglichst großen Jagd zu verschaffen. Die Zeit, in welcher die jungen Reiher sich anschicken, das Nest zu verlassen, wird ihnen regelmäßig verderblich. Man stellt dann große Jagden an und schießt Hunderte von ihnen in der Absicht, der schädlichen Räuber sich zu entledigen und zugleich die fast überall noch bestehende Auslösung sich zu erwerben. Die schönen Zeiten, in denen man noch hinauszog mit dem Edelfalken auf der Faust, den Reiher zu baizen, sind unwiderbringlich vorüber; denn auch die Versuche, jener Jagd wiederum obzuliegen, haben sich als unausführbar erwiesen. Gegenwärtig wird nicht mehr der geflügelte Falk, sondern das Feuergewehr der Verderber des Reihers. Es ist erklärlich, daß die schädlichen Thiere an Anzahl außerordentlich abgenommen haben; aber jede Verfolgung,

möge sie so unerbittlich sein, als sie wolle, ist leider vollkommen gerechtfertigt; denn der Reiher bringt da, wo der Mensch wirklich zum Herrn des Landes wurde, nur Schaden und darf also blos in Ländern geduldet werden, in denen der Anbau des Bodens noch auf tiefer Stufe steht. So kommt es, daß es jetzt ziemlich schwer hält, Reiher für die Gefangenschaft zu erwerben, ganz



Der Purpurreiher (Ardea purpurea).

abgesehen davon, daß es nicht Jedermanns Sache ist, Reiher gefangen zu halten. Sie machen große Ansprüche an das Leben und verkümmern, wenn man ihnen ihre Bedürfnisse nicht gewähren kann. Im engen Raum gehen sie regelmäßig zu Grunde; sie verlangen mindestens ein ziemlich ausgedehntes Wasserbecken und außerdem eine größere Freiheit, als man andern Hausvögeln

zu gestatten pflegt. Der Kranich kann zum anziehenden Hofvogel werden, der Reiher will auch in der Gefangenschaft ein ähnliches Leben führen, wie in der Freiheit. So bleibt Nichts übrig, als ihn mit verschnittenen Flügeln an den Gewässern umherlaufen zu lassen. Aber auch Dies ist nur da wohlgethan, wo er wirklich keinen Schaden bringen kann.

Man würde irren, wenn man glauben wollte, daß er mit Fischen sich begnüge, auch wenn ihm diese in hinreichender Menge gereicht werden; seine Mordlust macht sich vielmehr bei jeder Gelegenheit geltend. Der träumerisch in sich versunkene Vogel, welcher mit gänzlich eingezogenem Hals auf einem Beine steht, ohne sich zu bewegen, mehr einer Bildsäule als einem lebenden Vogel gleich, ändert sein ganzes Wesen, sowie sich eine ihm passende Beute in seiner Nähe zeigt. Gerade die Gefangenen des Hamburger Thiergartens haben meinen Bruder belehrt, daß sie nur unter solchem Wassergeflügel geduldet werden dürfen, denen sie Nichts anhaben können: alle schwächeren Vögel sind nicht minder gefährdet, als Fische und Lurche. Der Reiher verläugnet auch in der Gefangenschaft nicht die tückische List und die Mordgier, welche er in der Freiheit zeigt. Er lernt sehr bald sein Gehege kennen und die Bewohnerschaft desselben würdigen. Obgleich wir Beide, mein Bruder und ich, Fisch- und Purpurreiher zu kennen glaubten, wurden wir doch nicht wenig überrascht, als wir beobachteten, mit welchem Eifer und Geschick diese Vögel andere Jagd betrieben, als ihnen die Fischjagd unmöglich war. Die Purpurreiher des Hamburger Thiergartens zeigten sich als Raubvögel in des Wortes allgemein giltiger Bedeutung. Sie hatten gesehen, daß die Sperlinge regelmäßig herbeikamen, um von dem für die Sumpf- und Wasservögel aufgestellten Futter zu schmausen, und gründeten darauf sofort einen Angriffsplan, welcher ihrem Verstande gewiß alle Ehre macht. Die Sperlinge zeigten sich, verwöhnt durch die Gutmüthigkeit und Harmlosigkeit der Flamings, der Ibisse, der Pfuhlschnepfen, der Gänse, Enten und selbst der Kraniche, unverschämt dreist; sie mochten glauben, daß auch die Reiher zu derselben gemüthlichen Vogelfamilie gehören dürften, als jene, sahen sich aber bald eines Besseren belehrt. Als die Reiher hinlängliche Beobachtungen angestellt hatten, nahmen sie dicht neben den Futtergeschirren ihren Stand und verträumten nunmehr hier die Stunden, welche sie sonst an andern Stellen bewegungslos verbracht hatten. Sie schienen sich um das Getreibe der hin und her fliegenden Spatzen nicht im geringsten zu kümmern. Regungslos standen sie auf einem Beine; wie im Schlafe war der Hals tief eingezogen; kaum

das Auge war offen: sie schienen Bilder des tiefsten Friedens zu sein. Die Sperlinge wähnten sich vollkommen sicher und flogen schließlich ungescheut herbei, um ihre Mahlzeit dicht vor den Füßen der Räuber zu beginnen. Der ganze Napf füllte sich allgemach mit dem diebischen Gesindel, die Mahlzeit war im besten Gange: — da plötzlich zuckt wie ein Blitz der lange Hals hervor, und mit unfehlbarer Sicherheit trifft der scharf gespitzte, lange Schnabel einen der arglos Schmausenden. Im nächsten Augenblicke ist dieser erfaßt und mit Macht gegen den Boden gestoßen, hierauf emporgeschleudert, gefangen und hinabgewürgt. Ehe eine halbe Minute vergeht, ist der Reiher wiederum zur Bildsäule geworden, und die Sperlinge haben kaum Zeit gehabt, sich zu besinnen, was eigentlich geschehen. In dieser Weise fing einer der Purpurreiher des Thiergartens mehrere Vögel, und schließlich behagte ihm diese Jagd in so hohem Grade, daß er die Fische nur dann noch anging, wenn er sich selbst zu sättigen nicht vermochte. Aber er blieb gar nicht bei den Sperlingen, sondern wandte seine Aufmerksamkeit bald auch anderm Geflügel zu und verfolgte schließlich die jungen Enten so eifrig, daß er gewaltsam entfernt und eingekerkert werden mußte.

Ein Fischreiher, welcher zu derselben Zeit an demselben Gewässer herbergte, bewies seine List in anderer Hinsicht. Er konnte, obwohl an den Schwingen gestutzt, doch noch recht leidlich fliegen und benutzte diese Befähigung zu längeren oder kürzeren Ausflügen. Den Tag über war er stets im Garten zu finden und betrug sich hier so harmlos, als einem Reiher Dies möglich. Bald aber lief von dem Besitzer eines benachbarten, parkähnlichen Gartens Klage ein, daß ein Fischreiher aus dem Thiergarten allnächtlich oder richtiger in frühester Morgenstunde am Teich der Goldfische erscheine und dort unter den schuppigen Wasserbewohnern fürchterlich aufräume. Der Reiher kannte genau, was er that; er wußte, daß er auf Diebeswegen ging: im Garten blieb er unbesorgt in unmittelbarer Nähe der Beschauer sitzen, am Goldfischteich zeigte er sich so scheu, daß es dem erbitterten Besitzer nicht einmal möglich wurde, ihn mit dem Feuergewehr zu erlegen!

Der letztverflossene, strenge Winter erwies sich den Reihern als verderblich. Sie wurden, weil sie im Freien sich äußerst kläglich geberdeten, nach dem Warmhause gebracht und hier natürlich in einem verhältnißmäßig kleinen Käfig zusammengesperrt. Die Folgen zeigten sich sehr bald; sie verkümmerten, auch beim reichsten Futter. Die Meisten starben an einer eigenthümlichen Fußkrankheit: es bildeten sich an einer oder mehreren Zehen Ballen, welche

zuweilen die Größe von Taubeneiern annahmen, in Eiterung übergingen und regelmäßig den Tod des Vogels herbeiführten, gleichviel, ob man sie öffnete oder einer ärztlichen Behandlung nicht unterwarf. Andere, welche im Freien gehalten wurden, starben ebenfalls, sodaß bei Beginn des Frühjahrs nur noch Wenige von der gesammten Schar übriggeblieben waren.

Von den eigentlichen Tagreihern unterscheiden sich die Nachtreiher durch den gedrungenen Leibesbau und die dichtere Befiederung. Der Schnabel ist bei ihnen kaum länger, als der Kopf, der Hals kürzer, aber sehr reich befiedert. Auf dem Hinterkopfe hat die eine Art, der eigentliche Nachtreiher, einen Zopf von wenigen langen Federn, welche den beiden andern Arten, den Rohrdommeln, fehlt. Im übrigen Bau gleichen sie den Tagreihern, deren Nahrung auch die ihrige ist. Man kann sie die Eulen unter den Sumpfvögeln nennen, in ihrem Fluge haben sie etwas Eulenartiges, und selbst das Gefieder hat bei manchen Arten Aehnlichkeit mit dem jener Nachtraubvögel.

Der Nachtreiher (Nycticorax europaeus), auch Quakreiher, Nachtrabe u. s. w. genannt, ist ein Vogel von etwas mehr als Krähengröße. Der Schnabel ist wenig länger, als der ziemlich dicke Kopf, der Hals kurz und kräftig, der Fuß stark, aber nur mittelhoch, der Flügel breit und gerundet, der Schwanz kurz, das Gefieder etwas reicher, als bei den übrigen Reihern. Die Länge beträgt 2 Fuß, die Breite 42—43 Zoll. Oberkopf, Nacken, Oberrücken und Schultern sind grünlichschwarz, der übrige Oberkörper und die Halsseiten aschgrau, der Unterkörper ist blaßstrohgelb. Auf dem Hinterkopfe stehen drei schmale, 6—8 Zoll lange, weiße Federn; die nackte Kopfstelle ist schwarzgrün, die Füße sind grüngelb, der Schnabel ist schwarz, die Iris karminroth. Der junge Vogel unterscheidet sich in der Färbung wesentlich von dem alten; denn sein Gefieder ist braun, mit länglichen, rostgelben und gelblichweißen Flecken besetzt, der gelbliche Hals und übrigens weiße Unterkörper haben braune Flecken, der Zopf fehlt; die Iris ist braun. Erst im dritten Frühling, also nach der zweiten Mauser erhalten die jungen Nachtreiher ihr vollständiges Kleid, welches im höheren Alter sich nach Farbe und Zeichnung nicht wesentlich mehr verändert.

Bei Tage ist der Nachtreiher ein träger Vogel, der in der Regel ruhig stundenlang auf ein und demselben Platze mit gesträubtem Gefieder und eingezogenem Kopfe auf einem Beine sitzt und seiner Umgebung wenig Auf-

merksamkeit schenkt. Nur ungern verläßt er seinen Ruheplatz, in der Freiheit blos dann, wenn er gewaltsam aufgestört wird. In der Regel läßt er den Menschen bis auf funfzehn, ja bis auf zehn Schritt herankommen, ehe er sich erhebt, und auch dann fliegt er nur kurze Strecken weit und sucht sobald wie möglich wieder ein ähnliches Versteck aufzufinden. Erst des Nachts wird der



Der Nachtreißer (Nycticorax europaeus).

Vogel lebendig. Er erscheint bald nach Sonnenuntergang, in manchen Gegenden in großen Scharen, und eilt den Futterplätzen zu. Bei Tage hört man seine Stimme niemals; mit der Abenddämmerung aber läßt er seinen kräftigen Ruf erschallen. Dieser klingt wie ein rauhes, weitschallendes Krau, ähnlich

dem Geschrei der Raben. Es kann sehr unangenehm werden, weil der Vogel oft in geringer Höhe über den an den Flüssen liegenden Dörfern und Ortschaften dahinfliegt, die Luft mit seinem Gekrächz erfüllend. Der Nachtreiher bewohnt nicht allein viele Länder der alten Welt, sondern findet sich auch in Amerika und zwar hier von der Hudsonsbai an bis nach Brasilien und Paraguay hinab. In Asien hat er ebenfalls eine sehr weite Verbreitung, denn er lebt sowohl am kaspischen und schwarzen Meere, als auch in China und auf Java; in Afrika kommt er zu Tausenden in Egypten und den oberen Nilländern bis zu den Sümpfen des weißen Stromes vor, wahrscheinlich aber nur auf dem Zuge. In Europa finden wir ihn hauptsächlich in den südöstlich gelegenen Ländern, in Rußland, der Türkei, Griechenland und Ungarn; in Sicilien, im südlichen Frankreich und Spanien ist er jedoch ebenfalls keine Seltenheit. In Holland ist er häufig, und von hier stammen alle, welche man in unsern deutschen Thiergärten zu sehen bekommt; einzeln wird er im nördlichen Deutschland angetroffen. Er bewohnt Sumpfgegenden, welche von Laubwäldern und dichtem Buschholz umgeben oder durchschnitten werden, seltener große, freie Sümpfe, wo wenig oder gar keine Bäume vorkommen. In den unermeßlichen Sümpfen Ungarns, wo Bäume selten sind, traf Naumann bei Tage die Nachtreiher nicht an; sobald es jedoch Abend wurde, kamen sie scharenweise aus den benachbarten Gehölzen und Wäldern dahin. Aehnliches beobachtete mein Bruder in Egypten während der Winterszeit. Hier flogen zuweilen Scharen längs des Nilstromes dahin, deren Anzahl man nur nach Tausenden schätzen konnte; die Flüge brauchten oft mehrere Minuten, ehe sie vorüber waren, und das Krächzen derselben bildete eine höchst eigenthümliche Nachtmusik.

Bei Tag sitzt der Nachtreiher am liebsten auf dichten Bäumen, möglichst versteckt im Gezweig der Krone, seltener findet man ihn im Gesträuch, nie aber auf dem Boden. Er schmiegt sich gern an den Schaft des Stammes an, um sich soviel wie möglich vor den Blicken zu verbergen. Mein Bruder fand ihn auf seinen Reisen in Afrika sehr häufig, und gewöhnlich mitten in den Dörfern auf Sykomoren und andern großen, dicht belaubten Bäumen. Er zeigte hier durchaus keine Scheu vor den Menschen und bekümmerte sich nicht im geringsten um das tägliche Treiben der Dorfbewohner. Nicht einmal aus der Nähe der Eisenbahn, welche von Alexandrien nach Kairo führt, hat er sich zurückgezogen; er hält nach wie vor seine Nachtruhe auf den gewohnten Bäumen, unbekümmert um das Gelärm der vorbeibrausenden Züge, welches fast alle anderen Vögel verscheucht.

Die Lieblingsnahrung des Nachtreihers besteht in kleinen, lebenden Fischen; doch nimmt er auch mit Fröschen, Froschlarven, Wasserkäfern, Libellen, Würmern, ja mit kleinen Muscheln fürlieb, soll sogar Blutegel nicht verschmähen. Er fängt die Fische ganz so, wie es die übrigen Reiher thun, durch kräftiges Vorschnellen des Schnabels, tödtet sie rasch mit ein- oder mehrmaligem Aufschlagen auf den Boden oder mehrmalige Kniffe mit dem Schnabel und verschlingt sie unzerstückelt.

Unser Vogel nistet in der Regel auf Bäumen und zwar in großen Gesellschaften, seltener auf Büschen in der Nähe des Bodens, zuweilen auf den Köpfen alter Weiden. Das Nest besteht aus dürren Reisern, ist innen mit trockenen Rohrstengeln und Schilfblättern ausgefüttert, auch wohl mit feineren Grashalmen ausgelegt und enthält vier bis fünf Eier, welche bedeutend kleiner als die des Purpurreihers sind, ihnen im übrigen jedoch sehr ähneln.

Wegen seiner schönen weißen Schmuckfedern am Kopf wird der Nachtreiher noch vielfach gejagt. In alten Zeiten gehörte er zur sogenannten hohen Jagd. Sein Fleisch wurde auf den Tafeln der Großen gefunden und gern gegessen. Die Jagd hat insofern einige Schwierigkeit, als seine Schlafplätze, in Europa wenigstens, nicht immer zugänglich sind. Am leichtesten schießt man ihn in den Abendstunden auf dem Anstande an freien Wasserlachen und an den Morästen.

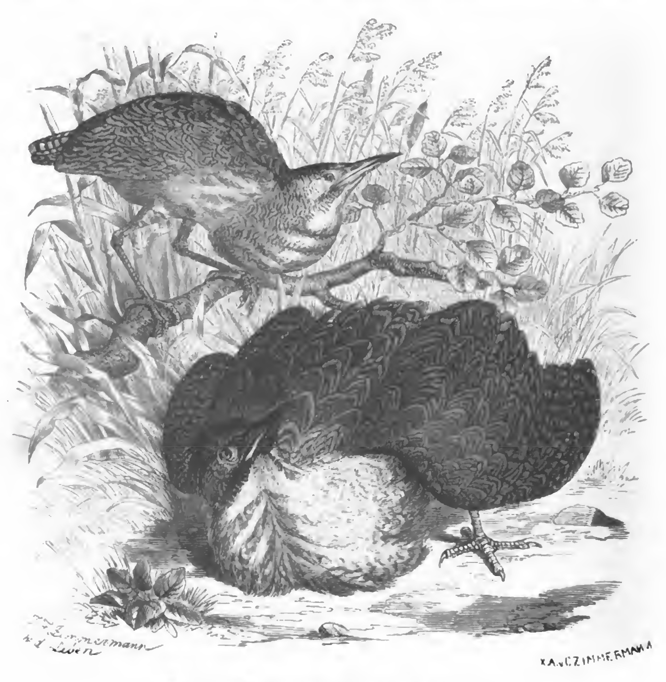
In der Gefangenschaft ernährt man ihn mit Fischen. Bei einiger Freiheit hält er sich ziemlich gut im Käfig, wenigstens besser, als andere Reiher. Am wohlsten befindet er sich, wenn er einen mit Büschen umstandenen Teich oder Wassergraben zu seiner freien Verfügung hat. Hier wird er bald heimisch, ja er denkt zuweilen gar nicht an Flucht. Die Gefangenen des Hamburger Thiergartens bewohnen einen prächtigen Käfig, welcher so recht eigentlich der Natur abgelauscht ist. Da es nicht wohl thunlich war, einen ganzen Baum mit Gitterwerk zu überflechten, hat mein Bruder einen geräumigen Käfig unter einer Trauteresche herrichten lassen. Die Zweige dieses Baumes hängen allseitig über den Käfig herab und gewähren dem Vogel erwünschten Schutz gegen die ihm lästigen Sonnenstrahlen. Hier sucht er sich bei Tage die dunkelste Stelle aus und verträumt, wie in der Freiheit, die Zeit der Helle; nachts spaziert er auf dem Boden seines Käfigs auf und ab, badet sich, verzehrt die ihm vorgeworfene Nahrung und vergnügt sich durch plauderndes, leises Krächzen mit andern seiner Art. Auffallend war es mir, zu erfahren, daß der so gesellige Vogel sich nicht immer mit Seinesgleichen ver-

trägt. Von den Gefangenen des Thiergartens waren schon mehrere durch die andern getödtet worden und namentlich die jungen, vor wenigen Tagen erst aus dem Neste genommenen, durch ältere, anscheinend aus reiner Bosheit. — Während des Winters müssen die Nachtreiher, wie alle übrigen Mitglieder ihrer Familie, in geheizten Räumen gehalten werden.

Mit den Nachtreihern haben die Rohrdommeln nur in ihrem Bau, nicht aber im Gefieder Aehnlichkeit. Die große Rohrdommel (Botaurus stellaris), auch Rohrpumpe, Rohrbrüller, Moorochse, Wasserochse, Mooskuh, Moosreiher u. s. w. genannt, hat eine Länge von $2^3/_4$ Fuß und eine Breite von $4^1/_2$—$4^3/_4$ Fuß. Ihr Gefieder ist am Oberkopfe schwarz, am Hinterhals grauschwarz und gelb gemischt; der übrige Oberkörper erscheint rostgelb mit schwarzen, braunen und rostbraunen Längs- und Querflecken. Der rostgelbe Vorderhals zeigt dunklere Längsstreifen und braune Querflecken, welche oft noch zwei Längsstreifen bilden; der übrige Unterkörper ist blaß rostgelb mit schwarzen und braunen Längsflecken, der Schnabel ist hornfarben, am Winkel und vor dem Auge grünlich; die Beine sind gelbgrün, der Augenstern ist blaßgelb gefärbt. Bei jungen Vögeln sind die Farben viel blässer, und das Gelb erscheint fast überall als ein lichtes Strohgelb. Im Dunenkleid ist der Hals graugelb, der Oberkörper dunkelgrau mit gelben Querflecken, der Unterkörper auf tiefgrauem Grunde gelblich. Das Gefieder der alten Vögel ist, wie bei allen Nachtvögeln, äußerst weich und locker; es zeichnet sich besonders am Halse durch seine Eigenthümlichkeit aus. Hier stehen nämlich die Hauptfedern, welche $2^1/_2$—4 Zoll lang sind, vorn und auf den Seiten, der ganze Hinterhals dagegen ist mit wenigen wolligen Federn bekleidet. Sträubt der Vogel die Halsfedern, so erscheint der Hals 6—7 Zoll breit.

Die Rohrdommel ist ein einsamer, plumper, jedoch listiger Vogel. Ihre Bewegungen sind langsam, aber sicher. Sie steht gewöhnlich so im Schilfe, daß bei ganz zusammengelegtem Halse die Nackenfedern auf dem Oberkörper ruhen, der Leib wenig aufgerichtet und der Schnabel gesenkt ist; der Hals wird dann von den langen Federn völlig gedeckt. Bei Annäherung einer Gefahr streckt sie den Hals aus und richtet sich so empor, daß Hals und Leib beinahe senkrecht stehen und einem Pfeil nicht ganz unähnlich werden; auf diese Weise sucht sie den sich ihr nähernden Jäger zu täuschen. Sie fliegt ungern auf, hat jedoch eine ungewöhnliche Geschicklichkeit, sich im Schilfe zu verbergen. Immer wählt sie die dichtesten Stellen, und da ihre Farbe mit

verdorrtem Schilf und Rohrstengeln große Aehnlichkeit hat, ist sie schwer zu entdecken. Ihr Versteckenspielen übt sie mit Erfolg noch im engen Raume aus: sie versteht es meisterhaft, Orte aufzufinden, deren Färbung zu der ihrigen paßt, und nimmt dann die verschiedensten Stellungen an, entschieden nur in der Absicht, sich unsichtbar zu machen. Ihr Gang ist langsam und



Die große Rohrdommel (Botaurus stellaris).

gemessen, sie schleicht mehr dahin, als sie geht, Dank ihrer langen Zehen und Nägel aber auch über Boden, welcher den meisten andern Vögeln so gut als unzugänglich ist. Ein paar Rohrstengel oder Blättchen im Sumpfe oder der dünnflüssigste Schlamm bietet für den weit ausgreifenden Fuß Widerstand

genug, um den Leib zu tragen. Im Klettern zeigt sie große Fertigkeit; sie sitzt, zwar nicht regelmäßig, aber doch oft und gern auf Bäumen oder Gesträuchen, zuweilen auf den dünnsten und schwächsten Zweigen, welche unter ihrer Last sich tief herabsenken, ihr aber dennoch sicheren Halt gewähren.

Bei uns zu Lande ist sie, wie die übrigen Reiher, Sommervogel; der Winter, welcher ihr die Sümpfe und Gewässer unzugänglich macht, vertreibt sie nach dem Süden. Aber sie geht nicht gern weit, vielleicht höchstens bis Egypten, wo mein Bruder sie wiederholt angetroffen hat, hauptsächlich in den Strandseen des Delta. Auf ihren Brutplätzen erscheint sie regelmäßig.

Das Merkwürdigste an der Rohrdommel ist ihr furchtbar brüllendes Geschrei, welches Ursache zu den meisten ihrer Namen geworden ist. Da man dasselbe des Abends und des Nachts und in der Regel an einsamen Orten vernimmt, so setzt es oft eine Gegend, in welcher man vielleicht vorher den Vogel seltener beobachtet hat, in Schrecken. Es klingt wie „Ui-pump-brumm" und hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Brüllen eines Rindes. Die Rohrdommel verstärkt den Ton dadurch, daß sie den Schnabel zum großen Theil in das Wasser steckt. Im vorigen Sommer beunruhigte ein Rohrdommelmännchen durch sein Geschrei in der Nähe meines Wohnorts die Gegend. Die unwissenden Leute konnten sich das Gebrüll auf keine Weise erklären. Man schoß in den Teich, um das vermeintliche Ungethüm zu tödten, jedoch vergeblich; denn jeden Abend hörte man seinen schreckenerregenden Ruf aufs neue. Endlich versammelten sich eine Anzahl Jäger und beschlossen, ein wirksames Kreuzfeuer mit Kugeln und Schroten nach dem Orte hin zu richten, von wo aus der Ton erschallte. Nach den ersten Schüssen schwieg natürlich das Ungethüm, und schon glaubte man, es getödtet zu haben, als man am nächsten Abend zu allgemeinem Entsetzen das gefürchtete Gebrüll wiederum vernahm. Jetzt wurde der Teich gezogen, das Wasser abgelassen, und die ganze Dorfschaft begab sich mit Gewehren, Stangen und Knüppeln in das Schilf. Die beunruhigte Rohrdommel flog heraus und endete, von vielen Schüssen tödlich getroffen, ihr unschuldiges Leben. Sie wurde nach der nächsten Universitätsstadt geschafft und einem gelehrten Herrn Professor überbracht, damit er das grause Ungethüm der naturwissenschaftlichen Sammlung einverleibe.

Die Rohrdommel ist weit über die alte Welt verbreitet, wird aber in Amerika und Australien durch ähnliche Arten vertreten. In Europa finden wir sie bis Schweden hinauf in allen von Gewässern durchschnittenen Gegenden

nicht selten, besonders häufig in Holland und England. In Deutschland bewohnt sie die Ufer der Seen, großer Teiche und schilfreicher Flüsse; auf dem Zuge erscheint sie fast in allen Gegenden, zuweilen auch mitten in den ausgedehnten Waldungen der Gebirge, wo es weit und breit für sie keinen passenden Aufenthaltsort giebt. Ende Oktobers verliert sie sich gewöhnlich unbemerkt aus unserm Vaterlande und kehrt erst im März wieder zurück. Sie nistet tief im Schilf oder Rohr auf einer erhöhten Stelle, sodaß das Nest vor dem Eindringen des Wassers gesichert ist. Das Nest besteht aus Rohr oder langen Schilfgrasblättern und enthält drei bis vier Eier, welche sehr bauchig, zugerundet und von schmuziggrüner oder bläulicher Farbe sind. Die Jungen verbergen sich, sobald sie das Nest verlassen können, sehr gut im Rohre, Schilf und Riedgrase, klettern auch geschickt auf den Rohrstengeln herum. Sie werden von der Alten sehr geliebt, reichlich mit Nahrung versorgt und halten sich noch längere Zeit an dem Orte auf, wo sie ausgebrütet wurden. Die Rohrdommel nistet nicht in Gesellschaften, wie die meisten Reiher, sondern einzeln, und ein Paar duldet nicht gern ein zweites in demselben Teiche.

Eigentliche Jagden auf die Rohrdommeln werden wohl nirgends angestellt; man erlegt sie gelegentlich bei Wasserjagden überhaupt. Ein guter Hund ist auch hierbei des Jägers bester Gehilfe; er ist es, welcher eine Rohrdommel überhaupt dahin bringt, daß sie fliegend sich erhebt. Dem menschlichen Auge entzieht sie sich leicht vermöge ihrer Kunst, sich zu verstecken, und nur wenn man ein Nest aufgefunden hat oder in Menge einen kleineren Rohrteich durchstöbert, darf man mit Sicherheit darauf rechnen, einen Vogel dieser Art, von dessen Vorhandensein man Kunde erlangt hat, auch wirklich zu erlegen. Außer dem Menschen dürfte die Rohrdommel wenig Feinde haben. Dem meisten Raubgeflügel gegenüber ist sie zu wehrhaft: sie vertheidigt sich gegen den Hund mit Geschick und Muth. In England soll ihr Fleisch gegessen werden, einen besonderen Wohlgeschmack wird man jedoch an ihm nicht finden können, da es jedenfalls dem der Reiher gleicht, welches bekanntlich nicht zu den Leckerbissen gerechnet wird.

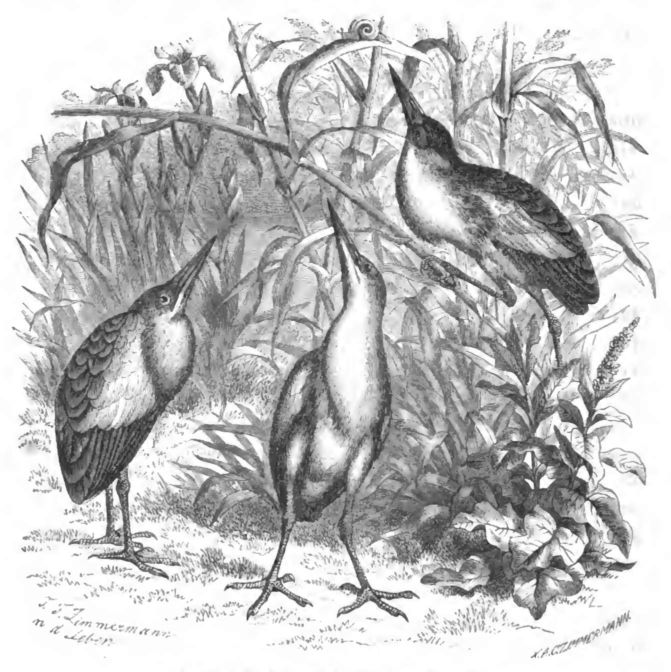
In der Gefangenschaft ist die Rohrdommel vielleicht noch unterhaltender, als alle übrigen Reiher, hauptsächlich ihrer merkwürdigen Stellungen halber. Wenn man ihr größere Freiheit gewährt, kann man sie in ihrem Thun und Treiben vortrefflich beobachten, und sie versteht es dann, die Aufmerksamkeit stundenlang zu fesseln; denn wenn sie einmal aus ihrer Ruhe gestört ist, wechselt sie fortwährend in ihren Stellungen ab. Aber man hat sich ihr

gegenüber wohl vorzusehen; denn sie ist ein im höchsten Grade reizbares, jähzorniges und boshaftes Geschöpf, welches seinen Schnabel mit großem Geschick zu gebrauchen weiß und die abscheuliche Gewohnheit besitzt, immer nach den Augen ihres Gegners d. h. jedes Geschöpfes, welches sich ihr nähert, zu zielen. Erst durch längere Uebung lernt man es, ungefährdet mit ihr umzugehen. Die schöne Zeichnung unseres Zimmermann giebt ihre Kampf- und Angriffsstellung vortrefflich wieder.

Die kleine Rohrdommel (Ardetta minuta), auch Zwergrohrdommel, kleiner Rohrtump, kleiner schwäbischer, gestrichelter, gescheckter Reiher, kleiner Rohrreiher, kleiner Moosreiher, Quartanreiher genannt, ist der Zwerg unter ihren europäischen Verwandten. Ihre Länge beträgt nur 15 bis 16 Zoll, ihre Breite 23 bis 24 Zoll. Oberkopf, Nacken, Rücken, Schultern, hintere Schwung- und Steuerfedern sind schön schwarz mit grünem Schiller, Oberflügel und Unterkörper rostgelb, an den Seiten der Brust schwarz gefleckt, Zügel und Schnabel gelb, letzterer zum Theil braun, die Füße grüngelb, die Augensterne gelb. Das alte Weibchen ist da, wo das Männchen schwarz ist, braunschwarz und überhaupt etwas blässer, als das Männchen. Beim jungen Vogel erscheint das Schwarz ebenfalls nur als rostbraun, und der Unterkörper zeigt noch zahlreiche braune Flecken, in seiner Mitte aber eine weiße Färbung. Das lockere Gefieder läßt die Zwergrohrdommel viel größer erscheinen, als sie ist; denn ihr Rumpf gleicht an Größe kaum dem einer Turteltaube. Die Füße erscheinen wie geschwollen; der Unterschenkel ist bis an das nackte Fersengelenk mit Federn bekleidet; die Krallen der Zehen ähneln denen der vorhergehenden Art. Erst im vierten Lebensjahre kann man den Vogel als ausgefärbt betrachten.

Die Zwergrohrdommel ist ein südlicher Vogel. Sie bewohnt in Europa hauptsächlich die sumpfigen Gegenden der Türkei, Griechenlands, Italiens, das südliche Frankreich und Spanien. In Ungarn und Slavonien ist sie sehr häufig, aber auch in Holland scheint sie gemein zu sein. In Deutschland wird sie überall selten beobachtet, jedoch muß bei dieser Angabe hervorgehoben werden, daß sie wahrscheinlich häufiger vorkommt, als man glaubt, aus dem einfachen Grunde, weil man sie überhaupt sehr schwer bemerkt. Als Zugvogel verläßt sie Ende des Sommers Deutschland und wandert nach südlicheren Gegenden; Ende Aprils, Anfangs Mai kehrt sie zu uns zurück. Ihre Aufenthaltsorte sind niedrige, buschreiche, mit vielen hohen Sumpfpflanzen,

namentlich mit Rohr besetzte Ufer der Gewässer, sowohl der fließenden, als der stehenden Brüche und Moore. Oft findet man sie an kleinen, dicht mit Weidengebüsch besetzten Teichen ganz nahe bei den Dörfern. In Ungarn lebt sie in den baumleeren Sümpfen. Auf großen, freien Wasserflächen findet man sie nicht. Da sie den Tag größtentheils schlafend zubringt und nur sehr



Die kleine Rohrdommel (Ardetta minuta).

ungern einer Störung weicht, so kann man sie, vorausgesetzt, daß man ihr Leben kennen gelernt, zuweilen wohl von früh bis abends an ein und derselben Stelle, z. B. auf dem Aste eines Baumes, ruhig sitzen sehen.

Unter den dickhälsigen europäischen Reihern müssen wir die kleine Rohrdommel als einen der schönsten Vögel ansehen. Nicht nur ihr Gefieder

berechtigt uns zu dieser Annahme, sondern ihr ganzes Betragen, ihr lebhaftes Auge und die possirlichen Stellungen, welche sie bei irgend einer Veranlassung annimmt und ebenso rasch wieder wechselt, bereiten dem Beschauer viel Vergnügen. Steht sie ruhig auf plattem Boden, so ist der Hals so stark in die S-Form herabgedrückt, daß die Mitte der Gurgel noch über die Brust vorsteht und die langen und buschigen Federn des Vorder- und Unterhalses sich dabei über den Kopf wölben. Der Schnabel liegt wagrecht, und der Vogel erscheint viel kleiner, als er ist. Wird die Rohrdommel durch plötzliches Erscheinen eines Gegenstandes in Furcht gesetzt, so kauert sie sich sogleich auf die Fersen nieder, richtet Rumpf, Hals, Kopf und Schnabel senkrecht in die Höhe, legt das ganze Gefieder glatt an den Körper an, macht sich hierdurch sehr schmal, verharrt unbeweglich in dieser eigenthümlichen Stellung und erscheint dann einem zugespitzten Pfahle, Baumstumpf oder Schilfbüschel so ähnlich, daß sie in der Freiheit gewiß oft damit verwechselt wird. Schreitet sie nach Nahrung suchend umher, so trägt sie den Rumpf wagrecht, den ausgedehnten Hals niedergebogen und die Spitze des gesenkten Schnabels gegen die Erde geneigt. Plötzlich streckt sie den Hals seiner ganzen Länge nach geradeaus, daß er mit dem Körper in dieselbe wagrechte Lage kommt, und läuft, die Flügel unter den Schwanz legend und mit diesen wippend, in großen Schritten umher. Durch dieses Wippen unterscheidet sie sich von allen andern einheimischen Reiherarten und zeigt ihre nahe Verwandtschaft mit Rohrhühnern und Rallen an, während sie im übrigen eine wahre Rohrdommel ist. Sie geht gern auf Bäume und klettert mit derselben Leichtigkeit, als wenn sie auf ebenem Boden ginge, an den Rohrstengeln in die Höhe. Sie setzt dann einen Fuß über den andern. Im dichtesten Rohre geht sie schrittweise mit größter Gewandtheit fort und schlüpft mit ihrem schmalen Körper so leicht hindurch, daß man kaum eine Bewegung der Rohr- oder Schilfstengel bemerken kann. Ueberhaupt hält es überaus schwer, sie aufzufinden; denn sie versteht das Versteckenspielen womöglich noch besser, als ihre größere Verwandte; dem ungeübten Auge entgeht sie jedesmal. Aus einem dichteren Schilfbestand sie aufzutreiben, ist fast ein Ding der Unmöglichkeit, dem Hunde entweicht sie durch Aufklettern an den Rohrstengeln, dem Menschen, welcher sie im Röhricht verfolgt, durch schnelles und gewandtes Dahinschlüpfen. Geräusch aller Art behelligt sie nicht im geringsten: sie scheint zu wissen, daß sie bei Tage verloren ist, wenn sie sich zeigt, und weiß, daß sie auf ihre Gleichfärbigkeit mit dem Schilfe vertrauen darf, läßt deshalb

mit größter Ruhe die Gefahr an sich herankommen und findet auch im rechten Augenblick gewiß noch einen Ausweg. Ihr Flug ist schneller, als der der übrigen Reiher, und nicht unähnlich dem der Tauben, nur geben der vorgestreckte Schnabel und die nach hinten gradhinausgestreckten Füße ihr eine ganz andere Gestalt. Sie fliegt sehr gewandt und wirft sich oft plötzlich senkrecht in das Rohr hernieder, fast wie ein aus der Höhe herabfallender Stein. Gegen Abend, wenn sie sich sicher glaubt, sieht man sie über das freie Wasser hinweg nach andern Rohrbüschen fliegen oder sich an dem Ufer niederlassen. Es beginnt jetzt ihre Thätigkeit, welche bis zum frühen Morgen währt, wobei sie aber nie die nöthige Vorsicht und Aufmerksamkeit vergißt. Man kann sie auch nur dann beobachten; denn bei Tage wäre das eine ganz vergebliche Mühe.

Die kleine Rohrdommel ist so wenig gesellig, wie die große, und man findet in einem Teiche in der Regel nnr ein Paar. Zur Brutzeit kann man auch ihren Ruf vernehmen und zwar nach Sonnenuntergang oder des Nachts. Es ist ein tiefer Baßton, der aber nie die Stärke des Gebrülls der großen Rohrdommel erreicht und eher mit einem tiefen Unkenrufe, dem Geschrei der Feuerkröte, als dem Rindergebrüll zu vergleichen wäre. Der Vogel wiederholt die Silbe bum zwei bis drei Mal langsam nach einander und läßt dann eine längere Pause eintreten. Droht dem Weibchen bei dem Neste Gefahr, so vernimmt man wohl auch ein ängstlich quakendes chak chak. Ihr Brutplatz befindet sich immer im dichtesten Rohr oder Gebüsch, und es hält sehr schwer, ihr Nest aufzufinden. Selten steht dies auf dem Erdboden, gewöhnlich auf alten Rohrstoppeln oder umgeknicktem Rohre über dem Wasser, zuweilen auch wohl auf einem überhängenden Weidenkopfe. Schwimmt es auf dem Wasser selbst, so ist es an das umstehende Rohr lose angefesselt, damit es sich beim Steigen und Fallen des Wassers heben und senken kann. Es ist aus trockenem Rohr, Schilf, Blättern, Wasserbinsen und dürren Reisern erbaut; die Nestmulde ist mit feinerem Schilf, Binsen und Gras ausgefüttert. Bei uns findet man erst Ende Juni drei bis vier, selten fünf oder sechs Eier, welche bedeutend kleiner als Taubeneier sind, und bald spitzere, bald stumpfere Enden haben; ihre Schale ist ohne Glanz, glatt und ziemlich zart, die Poren sind wenig sichtbar. Die Farbe der Eier ist ein ins Blaugrünliche spielendes Weiß, welches, wenn das Ei entleert wird, in rein Weiß übergeht. Das Weibchen brütet 16 bis 17 Tage und sitzt noch längere Zeit über den ausgeschlüpften Jungen. Beide Alten ätzen dieselben sorgfältig, tragen ihnen

das im Schlunde aufbewahrte Futter zu und speien es ihnen auf den Nestrand. Sobald die Jungen flügge sind, scheinen sich die Alten nicht mehr um sie zu bekümmern. Nähert man sich dem Neste, wenn es Eier enthält, so wird der Vogel, gegen seine sonstige Gewohnheit, sogleich sichtbar, kommt nahe herbei, klettert kläglich schreiend an den Rohrstengeln oder Wasserpflanzen auf und ab und wippt dazu mit dem Schwanze wie ein Rohrhuhn. Bei den Jungen kann man die Mutter fast mit dem Stocke erschlagen; das Männchen hält sich ferner vom Neste.

Die Nahrung der Rohrdommel besteht hauptsächlich in Kerbthierlarven und Würmern, nebenbei auch in kleinen Fischen; der Fischbrut wird sie daher gefährlich. Sie ist sehr gewandt im Fangen ihrer Beute, und nur selten verfehlt der rasch vorgeschnellte Schnabel sein Ziel.

Sie wird in Netzen oder Laufschlingen gefangen und in der Regel nur zufällig bei Entenjagden u. dgl. erlegt. Ihr Fleisch ist ungenießbar.

In der Gefangenschaft ist die Zwergrohrdommel ganz allerliebst. Bei geeigneter Pflege und wenn man ihr einen größeren Raum zur Verfügung stellt, hält sie sich auch ziemlich gut. Sie verlangt einen größeren Käfig mit dunkler Kammer und vor demselben womöglich Buschwerk oder Röhricht. Bei Tage zieht sie sich in den dunkleren Raum zurück, nach Sonnenuntergang erscheint sie vor demselben und läuft und klettert nun auf dem Boden und an den Wänden des Außenkäfigs gar munter umher. Dabei macht sie alle die sonderbaren Stellungen durch, welche ihr überhaupt eigenthümlich sind. Hält man mehrere in einem Käfig, so werden diese äußerst ergötzlich durch die Gleichmäßigkeit, mit welcher sie zuweilen, wie auf Befehl, alle genau dieselbe Stellung annehmen und in ihr eine gewisse Zeit verharren. Recht lustig ist es, wenn man zu den Zwergrohrdommeln in den Käfig tritt. Sie stellen sich dann alle aufrecht wie Pfähle; man kommt dicht an sie heran, sie rühren sich nicht: aber das kluge Auge folgt jeder Bewegung, und der Hals dreht sich schraubenförmig um seine eigene Achse. Dabei sieht das Thierchen so unschuldig und gemüthlich aus, daß man meinen möchte, man habe es mit einem der gutmüthigsten Geschöpfe unter der Sonne zu thun. Aber man täuscht sich; denn die Zwergrohrdommel ist ebenso heimtückisch und muthig, wie ihre große Verwandte und die meisten andern Reiher. Nähert sich ein Geschöpf ihrem Käfig so weit, daß sie glaubt, es mit ihrem Schnabel erreichen zu können, so schnellt sie unversehens den Hals rasch hervor und versetzt ziemlich empfindliche Hiebe. So rasch wie der Hals vorschnellte, ebenso rasch

zieht er sich wieder in die vorige Lage zurück: Beides ist das Werk eines Augenblicks. Auch sie richtet ihre Schnabelhiebe regelmäßig nach dem Gesicht und den Händen der sich ihr nähernden Menschen. Nach und nach wird sie in der Gefangenschaft zahm, zutraulich aber nie; sie behält im Gegentheil ihr tückisches Wesen immer bei.

Ein in Thiergärten sehr seltener Vogel aus der Ordnung der Reihervögel ist der sogenannte heilige Ibis (Ibis religiosa). Sein Leib hat ungefähr die Größe einer Henne; denn die Länge beträgt 2 Fuß 4 Zoll, seine Breite hingegen 4¼ Fuß. Das Gefieder ist mit Ausnahme der Schwanzdeckfedern weiß. Kopf, Hals und Nacken sind in der Jugend mit schwärzlichen Federn besetzt, im Alter aber nackt. Dann sieht die Haut rußschwarz aus. Schnabel und Füße sind schwärzlich; der Augenstern ist hochkarminroth. Die Schwanzdeckfedern, d. h. die Flügelfedern dritter Ordnung, sind faserig zerschlissen, schwarz mit violettem Schimmer, die Flügelspitzen kommen ihnen hinsichtlich der Färbung gleich. Das Gefieder der jungen ähnelt dem der alten Vögel; nur fehlen ihm die zerschlissenen Schulterfedern, welche den alten so sehr zur Zierde gereichen. Bei den jungen sind dieselben blos schwarzgrün gefärbt. Die Federn des Kopfes und Hinterhalses sind schwarz, auf der Stirn mit Weiß untermischt, der Scheitel sowie der Vorderhals sind weiß; jedoch zieht sich in der Regel ein dunkles Band vom Kinn gegen die Brust herab.

Bei den alten Egyptern spielten die Ibisse eine große Rolle. Von keinem andern derjenigen Thiere, welche im Alterthum verehrt wurden, sind soviel Reste oder Erinnerungszeichen auf unsere Zeit herübergekommen, als gerade von ihnen. Das Bildniß des heiligen Ibis ist es, welches man auf den Denkmälern altegyptischer Größe am häufigsten sieht oder in den Gräbern besonders oft findet; seine Mumie ist in einer der Pyramiden aufbewahrt und so auch uns geworden. Daß die alten Schriftsteller viel von diesem Thiere zu erzählen wußten, ist leicht erklärlich: der Ruhm des Vogels wurde nicht blos von Egyptern, sondern auch von Fremden, welche das Wunderland besuchten, verkündet. So erzählt uns Herodot, daß der Ibis den Drachen, den fliegenden Schlangen und anderem Ungeziefer Egyptens auflauere und zwar am Ausgange der Thäler, sie tödte und deshalb bei den Bewohnern des Landes in großen Ehren gehalten werde. Der Vogel sei am ganzen Leibe schwarz, habe die Füße des Kranichs, einen sehr gebogenen Schnabel und die Größe des Vogel Crex. So sähen die schwarzen aus, welche mit den

Schlangen kämpften; diejenigen aber, welche sich mehr um den Menschen aufhielten, — denn es gebe zweierlei Ibisse — seien am Hals und Kopf ganz nackt, die Federn des Leibes seien zwar weiß, aber der Kopf, Hals und das Ende der Flügel und des Schwanzes ganz schwarz; Füße und Schnabel wären wie bei der anderen Art. Andere Schriftsteller vervollständigen diese Sage. Nach einigen soll Merkur, der Erfinder der Künste und Gesetze, die Gestalt des Ibis angenommen haben. Ovid, der diesen alten Göttersagen treu bleibt, verbirgt im Streite der Götter mit den Riesen den Merkur unter den Flügeln eines Ibis. Cicero gründet seine Ansicht auf die Erzählung des Herodot, und auch Plinius in seiner Naturgeschichte bestätigt, daß die Egypter bei Ankunft der Schlangen andächtig den Ibis anriefen. Der Geschichtsschreiber Josephus berichtet uns sogar, daß Moses, als er gegen die Aethiopier zu Felde gezogen, viele Ibisse in Käfigen aus Papyrus mit sich genommen habe, um sie den Schlangen entgegenzustellen. Von den vielen Fabeln will ich hier nur einige anführen. Plinius und Galen z. B. schreiben dem Ibis die Erfindung des Klistirs zu, und Ersterer sagt: „Dies sind aber noch nicht alle Sachen, worin der Mensch nur ein Schüler von den Bemühungen der Thiere ist." Nach Plutarch braucht dieser Ibis zum Klistirgeben nur salziges Wasser. Pierius erzählt ebenfalls wunderbare Dinge von dem Vogel. Nach seinem Berichte käme der Basilisk aus einem Ibisei hervor, das von dem Gifte aller der Schlangen, die der Ibis verzehrte, entstünde. Krokodile oder Schlangen, von einer Ibisfeder berührt, blieben durch Verzauberung unbeweglich oder würden augenblicklich getödtet. Zoroaster, Demokrites und Philo haben diese Märchen fortgepflanzt und auch noch hinzugefügt, daß das Leben dieser göttlichen Vögel von außerordentlich langer Dauer, ja daß der Ibis sogar unsterblich sei; sie stützen sich dabei auf die Zeugnisse der Priester von Hermopolis, welche dem Appion einen Ibis vorgezeigt hätten, der so alt gewesen wäre, daß er nicht mehr sterben könnte! Die Nahrung des Ibis, wird ferner erzählt, besteht in Schlangen und kriechenden Thieren. „Er hat," bemerkt Belon, „eine sehr heftige Begierde nach Schlangenfleisch und überhaupt einen Widerwillen gegen alle kriechenden Thiere, mit denen er den blutigsten Krieg führt und die er auch, wenn er gesättigt ist, doch immer zu tödten sucht." Diodor von Sicilien erzählt, daß der Ibis Tag und Nacht am Ufer des Wassers spaziere, auf die kriechenden Thiere lauere, ihre Eier aufsuche und nebenbei Käfer und Heuschrecken aufreibe. Der Vogel käme ohne Scheu mitten in die Straßen. Nach andern Schriftstellern baue er sein Nest

auf Palmenbäume und bringe es mitten zwischen den stechenden Blättern an, um es gegen den Angriff seiner Feinde, der Katzen, in Sicherheit zu setzen. Er lege vier Eier und richte sich bezüglich der Zahl derselben nach dem Monde „ad lunae rationem ova fingit“ d. h. nach der Zahl der Mondeswechsel. Aelian bringt den Ibis ebenfalls mit dem Monde in Verbindung, sagt, daß er dem Monde geweiht sei, und daß er ebensoviel Tage zum Ausbrüten seiner Jungen gebrauche, als der Stern der Isis, um seine Wandlungsbahn zu durchlaufen.

Aristoteles, der tüchtigste Naturbeobachter des grauen Alterthums, spottet bereits über mancherlei irrige Vorstellungen, welche man von dem Ibis hatte, z. B. darüber, daß er von jungfräulicher Reinheit sei. Cicero bemerkt über die göttliche Verehrung des Ibis, daß die Egypter dieselbe nur solchen Thieren zu Theil werden ließen, welche ihnen wirklich Nutzen verschafften; Juvenal eifert gegen diesen Götzendienst und rechnet den Egyptern die Verehrung dieser Vögel geradezu zum Verbrechen an.

Alle diese Fabeln über den Ibis sind natürlich später berichtigt worden. Wegen des großen Nutzens, den der Vogel in den Ländern, wo er sich aufhält, wirklich schafft — wenn auch nicht, wie man glaubte, durch Vertilgung der Schlangen, sondern vielmehr durch Aufreibung schädlichen Ungeziefers — kann man es den Egyptern wohl verzeihen, wenn sie ihn als ein außergewöhnliches Wesen ansahen, ja als solches verehrten. Sie erkannten in dem Ibis eben ein nützliches Thier, auf dessen Erhaltung und Schonung sie bedacht sein mußten; seine Gemüthlichkeit und außerordentliche Klugheit trugen ferner wesentlich das Ihrige dazu bei. Strenge Gesetze verboten das Tödten eines dieser Vögel, bestraften sogar Den, durch dessen Unvorsichtigkeit ein Ibis ums Leben gebracht wurde.

Heutzutage ist der Ibis, der nach allen Berichten der Alten in Egypten sehr zahlreich gefunden wurde, unbegreiflicher Weise aus diesem Lande ganz verschwunden und hat sich weiter nach dem innern Afrika zurückgezogen, ohne daß man einen Grund anführen könnte, warum er ein Land verlassen, welches ihm jedenfalls noch dieselben Lebensbedingungen bietet, wie zu der Zeit, wo man ihn als Gottheit verehrte. Nach meines Bruders Beobachtungen findet sich der Ibis im obern Nubien, von wo an er nach dem Süden zu zahlreicher vorkommt. Am häufigsten wird er jetzt am blauen und weißen Nil gesehen; die einzelnen, welche noch in Egypten erscheinen, sind als Verirrte zu betrachten.

Das Leben des Ibis ist minder reich an Großthaten, als die Alten geglaubt haben. Die Nahrung besteht fast nur aus kleineren Fischen, Würmern, Schal- und Kerbthieren; besonders unter den Heuschrecken richtet er große Verheerungen an. Schon der ganze Bau des Vogels deutet an, daß er sich nicht gut mit gefährlichen Schlangen in Kampf einlassen kann; möglich ist es jedoch, daß er kleine, kaum dem Ei entschlüpfte, verzehrt. In der Gefangenschaft fütterte mein Bruder junge Ibisse mit Fleisch, Brot u. s. w.; sie fraßen aber auch alles Mögliche, was ihnen vorkam, und steckten ihren langen gekrümmten Schnabel in die Mauerritzen und Löcher, um sie nach Nahrung zu durchsuchen. Heuschrecken waren ihre Lieblingsspeise. Das mit der Schnabelspitze Gefaßte warfen sie mit vieler Leichtigkeit in den Schlund hinab. Mittags fand man sie immer in der Küche, wo sie ruhig um den Koch herumstanden und ihn so lange mit bittenden Augen ansahen, bis er ihnen Etwas zuwarf. Der Glückliche von ihnen, welcher es erhaschte, wurde von den andern verfolgt, bis es ihm gelang, es hinabzuschlingen. Sobald sie die Teller nach dem Eßzimmer bringen sahen, versammelte sich die ganze Gesellschaft daselbst; während des Essens warteten sie ruhig, bis ihnen Brot- oder Fleischbrocken zugeworfen wurden.

Ueber die Fortpflanzung des Ibis ist uns bekannt, daß er in Gesellschaften nistet und zwar in der Regel auf Bäumen, die durch das Steigen des weißen und blauen Nils unter Wasser gesetzt werden. Mein Bruder berichtet, daß der Ibis zu seinem Nestbau eine Art Mimose erwählt, welche die Araber Harahasi, d. h. die sich Schützende oder sich Vertheidigende, nennen, offenbar wegen ihrer dichten, ungemein dornigen und kaum zu durchdringenden Aeste. Aus den Zweigen der Harahasi besteht auch das flache Nest des Vogels, welches stets auf den dornigsten Aesten und gewöhnlich neben dem eines andern Paares erbaut ist. Im Innern desselben sind feine Reiser und einzelne Grashalme zur weicheren Unterlage mit einander verbunden; das Ganze ist kunstlos und kaum besser ausgeführt, als das Nest unserer Ringeltaube. In ihm liegen drei bis vier weiße, ziemlich rauhschalige Eier, welche sich durch Größe und Gestalt in verschiedenen Nestern etwas von einander unterscheiden. „Ich ließ“, erzählt mein Bruder, „am 7. September 1850 einen Baum besteigen, auf welchem der heilige Vogel eine Nistansiedelung gegründet hatte. Leider war die Jahreszeit noch nicht weit genug vorgeschritten, um mir eine reiche Ausbeute von Eiern zu sichern; ich erhielt nur zwei Stück aus zwei verschiedenen Nestern. Die Länge des einen betrug 2 Zoll 4 Linien,

die des andern 2 Zoll 7 Linien; sonst waren beide einander ziemlich gleich und ungefähr von der Größe der Hühnereier. Dies war in der Nähe von Chartum. Leider konnte ich nicht länger in dieser Stadt bleiben; denn bereits waren alle Anstalten zur Weiterreise nach den Wäldern des blauen Flusses getroffen. Zehn Tage später traf ich auf dieser Reise eine solche Menge der heiligen Vögel, daß wir in der kurzen Zeit von zwei Tagen, freilich mit aller Anstrengung unserer Kräfte, zwanzig Exemplare erlegen konnten. Flug auf Flug kam von einem gegenüberliegenden Walde herübergezogen, um in der Steppe Heuschrecken zu fangen, welche zu dieser Zeit die hauptsächliche Nahrung des Vogels ausmachen. In kurzer Zeit hatte ich aus einem vorüberziehenden Trupp einen der Ibisse herabgeschossen und stellte denselben auf Anrathen meines schwarzen Bedienten Tomboldo vermittelst einiger Stäbe aufrecht an dem Ufer des Flusses auf. Jeder Zug der sonst so scheuen und vorsichtigen Vögel, der jetzt vorüberkam, hielt an, um den scheinbar lebenden Genossen zu betrachten und wurde von uns mit Schüssen begrüßt, die wir aus dem hohen Gras des Ufers abfeuerten. Alle erlegten Ibisse bedeckten wir sorgfältig mit Gras oder Zweigen. Wir sahen an diesem Tage mehrere Hunderte, welche in dem gegenüberliegenden Walde ihre Nistplätze hatten. Der Wald war nämlich theilweise überschwemmt und deshalb von den klugen Vögeln zum Brutplatz ausgewählt worden. Ich gab mir alle Mühe, zu ihren Nestern zu gelangen, jedoch umsonst: der Boden des Waldes war vollkommen grundlos, das Wasser aber so seicht, daß man mit keinem Kahne darauf fahren konnte. Während der übrigen Zeit der Reise bemerkte ich fast keine heiligen Vögel mehr, und bei meiner Rückkehr nach jener Nistansiedlung flatterten die jungen Ibisse bereits von Baum zu Baum."

„Bei den schon oben erwähnten jungen Vögeln hatte ich Gelegenheit, noch mancherlei merkwürdige Beobachtungen anzustellen. Die Thiere waren viel zahmer, als Haushühner, liefen frei im Hofe herum und zeigten eine große Anhänglichkeit an uns. Während des ganzen Tags war die Gesellschaft unzertrennlich. Sie liefen im Garten umher, um sich Nahrung zu suchen, wateten in dem Wassergraben, durch welchen der Garten vom Schöpfrad aus bewässert wurde, und kehrten nachmittags wieder zu dem Hofe zurück. Hier setzten sie sich öfters in einen Kreis und zwar in derselben Stellung, wie es die Strauße und andere Stelzvögel thun, nämlich auf die Fußwurzeln, stellten sich einander gegenüber und begrüßten sich auf die sonderbarste Weise, indem sie alle Kopffedern sträubten, mit den Flügeln schlugen und unter lautem

Geschrei beständig mit dem Kopfe nickten und sich schüttelten. Ihr Geschrei klang wie „Zikik zikik“, während ich von den Alten nur ein leises, aber tiefes „Quak“ vernahm. Eine höchst sonderbare Gewohnheit der jungen Ibisse muß ich noch erwähnen, da ich sie an keinem andern Vogel beobachtet habe. Sie legten sich nämlich gern auf etwas Weiches. Wurde z. B. das aus Leder geflochtene Bettgestell in den Hof getragen, so ruheten in kurzer Zeit die Ibisse darauf und lagen platt auf dem Bauche, die Füße nach hinten gestreckt. Sie schienen sich dann äußerst behaglich zu fühlen und standen nicht auf, auch wenn sich ihnen Jemand von uns näherte. Ein weiches, mit Baumwolle ausgestopftes Kissen bevorzugten sie vor allem, und oft lagen ihrer drei neben einander auf demselben. Leider gingen diese reizenden Thiere beim Transport nach Egypten, wohl in Folge des Mangels an hinreichender Bewegung, zu Grunde.“

Der Ibis des Hamburger Thiergartens, ein noch nicht ausgefärbter Vogel, stammt höchst wahrscheinlich aus Westafrika; denn bis dahin dehnt sich der Verbreitungskreis des Thieres. Von dort aus ist er nach London und endlich nach Hamburg gekommen. Er wird mit gemischtem Futter erhalten und scheint sich sehr wohl zu befinden; den Winter hat er allerdings im geheizten Raum verbracht; schon an den ersten Tagen des Frühlings aber konnte er ins Freie gelassen werden. In dem Gehege, welches er bewohnt, hat er sich bald die Herrschaft über andere Vögel angemaßt und zeigt sich diesen gegenüber oft nicht von seiner liebenswürdigsten Seite. Seine Herrschsucht bringt ihn gar nicht selten in Streit mit größeren Thieren, mit den Flamingos z. B., oder auch mit dem Königsperlhuhn, und er hat sich diesen Vögeln gegenüber so in Achtung zu setzen gewußt, daß sie ihm jetzt gutwillig das Feld räumen. Mit seinem Wärter ist er befreundet, ohne jedoch eine besondere Anhänglichkeit zu zeigen. Sein Kleid hat sich seit Jahresfrist wenig verändert. Der Hals ist noch immer mit Federn bedeckt, woraus hervorgehen dürfte, daß er erst im dritten Lebensjahre zum „alten Vogel“ wird.

Die Schwimmvögel.

Die Sammlung der an Arten so reichen Ordnung der Schwimmvögel, welche der Hamburger Thiergarten besitzt, ist gegenwärtig noch mangelhaft; doch haben wir immerhin mehrere beachtenswerthe Arten zu verzeichnen. Außer den Flamings, welche mit wenig andern Vögeln ein besonderes Gehege bewohnen, tummeln sich auf den Gewässern schwarze und weiße Schwäne, Sporen- und Schwanengänse, Grau-, Saat-, Bläß-, Meer-, Nilgänse und eine Menge von Enten: die schöne Fuchsente, die Spieß-, Pfeif-, Reiher-, Löffel-, Kriek-, Knäk-, Stock-, Braut-, Mandarinenten und viele andere mehr. Auch von ihnen würde gar Manches zu sagen sein; ich aber muß mich auf die anziehendsten dieser Vögel beschränken.

Es mag auffallen, wenn ich die Flamings zu den Schwimmvögeln rechne; denn von fern betrachtet, ähneln diese sonderbaren Geschöpfe viel mehr den Stelz- und insbesondere den Reihervögeln, als den Zahnschnäblern, zu denen sie doch entschieden gehören. Man muß grade die Flamings erst in der Nähe, man muß sie äußerlich und innerlich, man muß sie in ihrem Leben und Treiben beobachten, bevor man über ihre Stellung sich klar werden kann. Eine sorgfältige Betrachtung ihres Leibes, ihres Wesens und Seins aber läßt sie mit aller Bestimmtheit eben nur als Schwimmvögel erkennen. Die Natur bindet sich nicht streng an die einmal ausgewählte Form; sie schafft auch Gestalten, welche für uns erst einer sorgsamen Untersuchung bedürfen, bevor wir sie verstehen können.

Es giebt nicht viele Vögel, welche den Systematikern so viel Kopfzerbrechens verursacht haben, als grade die Flamings, und heutzutage noch sind die Meinungen über sie getheilt. Man pflegt eben regelmäßig zu vergessen, daß nicht die Natur, sondern wir selbst das System begründet haben, und wundert sich dann, wenn ein Geschöpf sich nicht ohne weiteres in einem

der Theile unterbringen lassen will, welche wir aus dem Ganzen gebildet haben. Der Flaming ist das Urbild einer durchaus selbstständigen Familie, welche sich schwer mit andern, sogenannten natürlichen, vergleichen läßt. Vergleicht man aber, wie man vergleichen muß, d. h. berücksichtigt man die Summe aller Eigenthümlichkeiten des Vogels, so gelangt man mit aller Entschiedenheit dahin, in dem Flaming einen Schwimmvogel und zwar einen Zahnschnäbler zu sehen. Als solchen bekundet er sich nicht blos durch seine Schwimmfüße, sondern auch durch seinen Rumpf und Hals, durch die Bildung mehrerer Theile seines Knochengerüstes, seines Schnabels, durch den Bau der Zunge, des Darmschlauchs, des Herzens, der Athemwerkzeuge, durch die Beschaffenheit seines Gefieders, den Bau der Flügel, des Schwanzes u. s. w.; an die Reihervögel erinnert er einzig und allein durch seine verlängerten Wadenbeine und Mittelfußknochen. Ganz selbstverständlich ist nach der eben ausgesprochenen und bewiesenen Behauptung, daß der Flaming auch hinsichtlich seines Lebens mehr mit den Zahnschnäblern, als mit den Waldvögeln gemein hat.

Der Flaming gehört zu denjenigen Vögeln, welche hinsichtlich ihrer Gestalt mit wenig Worten beschrieben werden dürfen, zumal den Lesern meines Buches, deren Aufmerksamkeit gerade ein so auffallendes Geschöpf nothwendiger Weise auf sich gezogen haben muß. Ein zierlicher Schwanenleib ruht auf den verhältnißmäßig höchsten Ständern, welche ein Vogel überhaupt besitzt, und trägt einen langen, noch mehr als beim Schwan verschmächtigten Hals mit verhältnißmäßig großem Kopfe, an welchen sich der eigenthümlich gestaltete Zahnschnabel ansetzt. Flügel und Schwanz erinnern hinsichtlich ihres Baues an die gleichen Werkzeuge der Entvögel. Dasselbe gilt für die Schwimmhäute, welche sich zwischen den drei Vorderzehen ausspannen. Es wird nöthig sein, namentlich den Schnabel ausführlicher zu beschreiben. Um allgemein verständlich zu werden, darf man diesen Schnabel mit einer jener Dosen vergleichen, welche aus gewissen Muscheln gefertigt werden; der Unterschnabel würde dabei der eigentlichen Dose, der Oberschnabel dem Deckel derselben entsprechen. Das ganze Werkzeug verläuft anfänglich mit der Stirn in derselben Ebene, biegt sich aber von der Mitte ab plötzlich scharf nach unten herab. So erscheint der Oberschnabel eckig gebogen, der Unterschnabel entsprechend eingeknickt. Letzterer bildet einen hohlen Raum, welcher aber durch die dicke fleischige Entenzunge ausgefüllt wird, der Oberschnabel gibt den genau schließenden Deckel dazu. Die Ränder sind, wie bei andern Siebschnäblern, mit Zähnen

besetzt, mit denen warzenartige Erhöhungen längs der Zungenränder im Einklang stehen. Vermöge dieser Einrichtung wird das Werkzeug zu einem Seiher, wie solchen die eigentlichen Siebschnäbler auch nicht vollkommener besitzen; nur wird der Flamingschnabel in anderer Weise gebraucht, als Dies bei den übrigen Zahnschnäblern der Fall: er wird bei der Arbeit einfach um-



Der europäische Flaming (Phoenicopterus antiquorum).

gedreht, sodaß der Deckel nach unten, der Unterschnabel aber nach oben zu stehen kommt. Eine weiche, lederartige, nervenreiche Haut bekleidet den größten Theil des Unterschnabels, während der Oberschnabel und die Spitze des unteren von horniger Beschaffenheit ist. Das Gefieder gleicht, wie bemerkt, dem anderer Zahnschnäbler, es ist dicht, und wenn man so sagen darf,

pelzartig. Die einzelnen Federn sind klein und abgerundet, die Schulterfedern lang und schmal, die Schwungfedern verhältnißmäßig breit, die zwölf Schwanzfedern breit und zugerundet. Die inneren Theile sind von R. Wagner genau untersucht worden, und auch diese Untersuchung begründet die Wahrheit des vorher von mir Gesagten; namentlich verdient hervorgehoben zu werden, daß der Flaming einen Kropf besitzt, welcher allen eigentlichen Stelzvögeln fehlt, und daß der Magen dem der Entenvögel durchaus ähnlich ist.

Das Gefieder des europäischen Flamings (Phoenicopterus antiquorum oder Ph. roseus) ist höchst ansprechend gefärbt. Der alte Vogel der gedachten Art trägt ein Kleid, dessen Hauptfarbe ein schönes, röthlich überhauchtes Weiß ist, während die oberen und unteren Flügeldeckfedern und die drei oder vier letzten Schwungfedern prächtig rosenroth, die Schwungfedern erster und zweiter Ordnung aber kohlschwarz gefärbt sind. Der Schnabel ist an der Wurzel hellgelb, in der Mitte blaß karminroth, an der Spitze und längs der Kanten schwärzlich; die nackte Augenstelle und die Kinnhaut sind blaß rosenroth, das Auge ist schwefelgelb, der Fuß blaß karminroth. Im Jugendkleide herrscht ein grauliches Weiß vor, welches an Kopf und Hals bräunlichgrau überlaufen und hier und da, besonders aber auf den Flügeln durch braunschwarze Schaftstriche gesprenkelt oder gefleckt ist. Erst im dritten Lebensjahre, d. h. zwei volle Jahre nach seiner Geburt, legt der Vogel das ausgefärbte Kleid an. Die Maße des erwachsenen Männchens sind nach meines Bruders Messungen folgende: Es beträgt die Länge 4 Fuß und einige Linien, die Breite 5 Fuß $4^1/_2$ Zoll, die Höhe des Mittelfußknochens fast 1 Fuß, die Höhe des Wadenbeines kaum weniger, die Länge des Schnabels, längs der Firste gemessen, 5 Zoll.

Der amerikanische Flaming (Phoenicopterus ruber), welchen der Besucher des Hamburger Thiergartens mit dem eben beschriebenen vergleichen kann, unterscheidet sich durch brennendere Farben, hauptsächlich durch das prächtige Blaßrosenroth, welches auch auf denjenigen Stellen des Gefieders zur Geltung kommt, welche beim europäischen Flaming weiß sind.

Die Flamings sind eigentlich Tropenvögel; sie sind mindestens auf die warmen Länder der Erde beschränkt. Das südliche Europa bildet streng genommen die nördlichste Grenze des Verbreitungskreises unserer europäischen Art; denn alle die Flamings, welche in Deutschland beobachtet und erlegt worden, sind als Verirrte zu bezeichnen. Die spanischen und süditalienischen Seen, die wasserreichen Niederungen Griechenlands und der Krim werden von

Flamings regelmäßig bewohnt, d. h. auch namentlich während der Brutzeit aufgesucht. Viel häufiger aber brüten unsere europäischen Arten in den Seen Nordafrikas und Asiens, und immer verbringen sie hier die böse Zeit des Winters. In Afrika trifft man sie überall an, wo es Strandseen giebt oder das Meer selbst ihnen die Erfordernisse zum Leben gewährt; in Asien fehlen sie ebensowenig; in Amerika gehen sie nach Norden bis Florida hinauf. Sie sind echte Küstenvögel, denen es nur in der Nähe des Meeres behagt, und ausnahmsweise blos siedeln sie sich an Seen im Innern des Landes an, fast ausschließlich an solchen, deren Wasser salzig ist. Aber sie unternehmen Wanderungen und gelangen so oft in Länder, welche weit außerhalb ihres eigentlichen Wohnkreises liegen. So sind sie wiederholt in Deutschland vorgekommen, im Jahre 1811 einmal truppweise am Rhein (bei Mainz) und bei Bamberg, auch in Holland und Großbritannien. Im Süden Frankreichs erscheinen sie fast alljährlich, ja, sie haben hier einzeln auch schon gebrütet.

Alle Berichte, welche wir erhalten haben, stimmen darin überein, daß der Flaming jederzeit in Gesellschaften lebt. Besonders zahlreich werden diese Verbände auf den eigentlichen Brutplätzen oder in der Winterherberge. Tausende gesellen sich zu andern Tausenden, und die Massen erscheinen, von fern betrachtet, wie aufgestellte Krieger, zumal wie englische Soldaten. Die Singalesen nennen die Flamings „englische Soldatenvögel", und auch mein Bruder hat, unabhängig davon, denselben Ausdruck gebraucht. Alle Berichterstatter sind einstimmig der Ansicht, daß man sich etwas Schöneres, als eine solche Flaminggesellschaft, schwerlich denken kann. Mein Bruder, dessen Mittheilungen mir überhaupt fast ausschließlich zur Vorlage gedient haben, denkt noch heute mit Begeisterung seines ersten Zusammentreffens mit den Vögeln. „Unvergeßlich," sagt er in seinem Leben der Vögel, „wird mir der erste Eindruck des großartigen Schauspieles bleiben, welches ich genießen durfte, als ich zum ersten Male am See Mensaleh in Egypten stand. Es war Winterzeit, und alle Wintergäste zeigten sich, wenn auch nicht einem Blicke, so doch nach und nach dem Auge des erstaunten Beschauers. Hunderte von Gestalten konnte man auf einmal vor sich sehen, das Treiben von Tausenden auf einmal gewahren. Jedoch fand der suchende Blick bald ein sicheres Ziel. Der merkwürdigste aller Vögel, welche hier Herberge nahmen, der Flaming, fesselte bald ausschließlich die Aufmerksamkeit. Einer buntgekleideten Heeresabtheilung vergleichbar, dehnt sich vor dem Auge eine Feuerlinie von wunder-

barer, unbeschreiblicher Pracht; das Sonnenlicht spielt mit dem blendendweiß und rosenroth gefiederten Thieren, welche sie bilden, und herrliche Farben werden lebendig. Tausende und Tausende der scheuen, seltenen, prachtvollen Thiere sieht man im tieferen Wasser vereinigt, gemeinsam fischend, und die Entfernung läßt glauben, daß sie in regelrechten Reihen ständen, fast ohne Bewegung: das Fernrohr aber belehrt, daß Dem nicht also ist. Eine weite Fläche des Sees bedeckt das rothe Heer der wundervollen Vögel, und diese Fläche ist in ewiger Bewegung."

Aengstlich fast vermeiden es derartige Gesellschaften, sich Stellen zu nahen, die ihnen gefährlich werden könnten. Sie bevorzugen entschieden das freie Wasser, welches ihnen nach allen Seiten hin Umschau gestattet, und hüten sich namentlich vor den Schilfdickichten. Es geschieht Dies ganz entschieden aus Vorsicht: sie fürchten von dort aus Gefahr. Einem Boote, welches sich ihnen naht, entweichen sie stets aus großer Ferne, und alles Fremdartige schreckt sie auf; deshalb hält es nicht gerade leicht, ihr Freileben zu beobachten. Man sieht sie tagtäglich vielleicht, ohne sich über ihr Treiben eigentlich klar werden zu können. Ein gutes Fernrohr gewährt nach meines Bruders Versicherung einzig und allein die Möglichkeit, Flamings zu beobachten.

Gewöhnlich stehen die schönen Thiere bis über das Fersengelenk im Wasser, seltener treten sie auf die Düne oder auf Sandinseln heraus, falls sie nicht brüten, — niemals auf solche, welche irgendwie bewachsen sind. Im Wasser oder auf dem Lande nehmen sie die sonderbarsten Stellungen an. Der lange Hals wird in der tiefsten Ruhe ganz eigenthümlich verschlungen, man möchte sagen, verknotet vor die Brust gelegt, der Kopf dann auf den Rücken gebogen und unter den Schulterfedern der Flügel verborgen. Das eine Bein trägt dabei regelmäßig die Last des Leibes, während das andere entweder schief nach hinten weggestreckt oder zusammengeknickt an den Bauch angezogen wird. In dieser Stellung pflegt der Flaming zu schlafen, und sie ist ihm durchaus eigenthümlich, da kein anderer Vogel sie ihm nachahmt. Bei einer andern Stellung, welche stets von dem vollen Wachsein des Thieres Kunde giebt, wird der Hals nach Art der Reiher Sförmig zusammengebogen, sodaß der Kopf dicht über den Nacken zu stehen kommt. Nur wenn der Flaming erschreckt oder irgend sonst wie erregt wurde, erhebt er seinen Kopf so hoch, als der lange Hals Dies gestattet, und nimmt dann auf Augenblicke diejenige Stellung an, welche bei unsern Ausstopfern ganz besonders beliebt zu sein scheint. Ebenso sonderbar, als im Zustand der Ruhe, trägt sich der Flaming,

wenn er wirklich thätig ist, d. h. wenn er sich mit Aufnahme seiner Nahrung beschäftigt. Auch er gründelt, wie andere Zahnschnäbler, aber in durchaus verschiedener Weise. Der fischende Flaming wadet in dem Wasser dahin und biegt seinen langen Hals so tief herab, daß der Kopf mit den Füßen auf dieselbe Ebene zu stehen kommt, mit andern Worten, daß der Schnabel, und zwar der Oberschnabel, in den Schlamm eingedrückt werden kann. In dieser Weise untersucht der Vogel den Grund des Gewässers; er bewegt sich mit kleinen Schritten vor- oder rückwärts und öffnet und schließt abwechselnd seinen Schnabel unter entsprechender Bewegung der Zunge. Vermöge des feinen Gefühls derselben wird Alles, was in den Siebschnabel gelangt, geprüft und das zur Ernährung Dienende von dem Unbrauchbaren ausgeschieden oder richtiger abgeseiht. Durch das Trippeln mit den Füßen erregt er seinen Weidegrund: er bringt die kleinen Wasserthiere, von denen er sich ernährt, in Aufruhr und Bewegung.

Der Gang des Flamings ähnelt der Gehbewegung der hochbeinigen Waldvögel, ohne ihr jedoch zu gleichen. Jeder Storch, jeder Kranich und jeder Reiher geht anders, als ein Flaming; der Unterschied in der Bewegung des einen und der andern läßt sich aber schwer mit Worten ausdrücken; man kann höchstens sagen, daß die Schritte des Flamings langsamer, unregelmäßiger, schwankender sind, als die der eigentlichen Wadvögel, was wol in der ungewöhnlichen Länge der Beine seinen hauptsächlichsten Grund haben mag. An den Gefangenen sieht man übrigens, daß dem Flaming das Gehen sehr leicht wird, ganz im Gegensatz zu der oft ausgesprochenen Meinung einiger Forscher, welche sich verleiten ließen, zu glauben, daß er sich beim Gehen mit dem Schnabel stützen müsse, weil sie sahen, daß er zuweilen auch auf dem Festlande seinen Kopf bis zum Boden herabbeugt. Allerdings benutzt er seinen Schnabel zur Stütze, aber nur dann, wenn er mit zusammengeknickten Beinen auf dem Boden ruht, bezüglich lag, und sich dann rasch aufrichten will. Ist Dies einmal geschehen, so läuft er in der oben beschriebenen Weise ziemlich rasch dahin. Dem Flaming eigenthümlich ist eine andere Bewegungsweise, welche dem scharfen Beobachter einen bedeutsamen Fingerzeig mehr für die wahre Stellung des Vogels giebt. Vor dem Auffliegen nämlich bewegt er sich gar nicht selten halb fliegend, halb laufend auf der Oberfläche des Wassers dahin, zwar nicht mit der Fertigkeit, welche der Sturmvogel an den Tag legt, aber doch ebenso gewandt, als ein Wasserhuhn oder ein Entvogel dasselbe auszuführen vermag. Im tieferen

Wasser schwimmt er, wie es scheint, ohne alle Anstrengung; er bewegt sich zwar langsamer, als die kurzbeinigen Schwimmvögel, aber, wenn es sein muß, mit großer Ausdauer. Der Flug, welcher durch jenes Dahinlaufen über das Wasser eingeleitet zu werden pflegt, erscheint leicht, nachdem der Vogel sich einmal erhoben hat. Die ziemlich raschen Flügelschläge bringen ein ähnliches Geräusch hervor, wie wir es von Enten und Gänsen zu hören gewohnt sind. Einige Berichterstatter vergleichen das Getön, welches eine plötzlich aufgescheuchte Flaminggesellschaft verursacht, mit fernem Donner. Auch der Ungeübteste oder der Neuling, wenn ich so sagen darf, würde den fliegenden Flaming nie zu verkennen im Stande sein. Gegen anderer Langhälse Art streckt dieser Vogel nämlich im Fliegen außer den langen Beinen auch den langen Hals gerade vor sich hin und erscheint deshalb auffallend lang und schmächtig. An diese lange Gestalt sind nun die schmalen Flügel genau in der Mitte eingesetzt, und so nimmt der fliegende Flaming die Gestalt eines Kreuzes an. Die Gesellschaft der fliegenden Vögel pflegt sich, wie das ziehende Kranichsheer, entweder in eine Reihe oder in einen Keil zu ordnen, dessen Schenkel sich im Verlauf des Fluges fortwährend ändern, weil immer einer der Vögel nach den andern den Vordermann abzulösen pflegt. Aus größeren Höhen steigen die Flamings in weit ausgeschweiften Schraubenlinien hernieder, kurz vor dem Niederlassen schweben sie, wie vor dem Auffliegen, noch ein Stück über das Wasser dahin, bis sie im Stande sind, ihre Bewegung, soviel als zum ruhigen Stehenbleiben erforderlich ist, zu verlangsamen. — Diese Schilderung der Bewegung des Flamings, welche mir nicht unwichtig zu sein scheint, ist nach meines Bruders sorgfältigen Beobachtungen niedergeschrieben worden; denn ich selbst habe frei lebende Flamings nicht beobachten können und in den naturwissenschaftlichen Werken Genaues nicht gefunden. Sehr begreiflich ist es mir, daß alle Berichterstatter einstimmig sind in der Bewunderung des Schauspiels, welches eine fliegende Flaminggesellschaft gewährt.

Unter den Sinnen des auffallenden Geschöpfes dürfte der Geschmack mit dem Gesicht auf gleicher Stufe stehen; aber die nervenreiche Zunge dient zugleich als Tastwerkzeug, und der Tastsinn wird wahrscheinlich durch die weiche Hautbekleidung des Schnabels noch außerdem unterstützt, sodaß also auch das Gefühl wohl ein sehr entwickeltes genannt werden darf. Möglicher Weise werden die gedachten Sinnesthätigkeiten auch durch den Geruch erhöht; doch können hierüber selbstverständlich nur Muthmaßungen

herrschen. Ueber die Schärfe des Gehörs läßt sich mit Sicherheit ebensowenig ein Urtheil fällen, wohl aber soviel sagen, daß es wenigstens nicht verkümmert ist. So erscheint der Flaming als ein sinnenscharfer Vogel, und damit steht denn auch seine geistige Begabung im Einklang. Schon der für einen Vogel seiner Art große Kopf deutet auf besondere Entwicklung des Gehirns hin, und die Beobachtung straft die Annahme höherer Geistesfähigkeiten nicht Lügen. Der Flaming ist immer vorsichtig und unter Umständen sehr scheu. Er unterscheidet genau das ihm gefährliche Geschöpf von anderen, unschädlichen. Eine Herde läßt nach der Versicherung meines Bruders ein Boot niemals so nahe an sich herankommen, daß mit Erfolg auf sie geschossen werden könnte; die Aeltesten der Gesellschaft halten Tag und Nacht Wache und sind nicht so leicht zu überlisten. Nur die einzelnen Jungen sind selten scheu, ihnen mangelt noch die den Alten gewordene Erfahrung. Aber der Flaming gewöhnt sich auch rasch an diejenigen Wesen, welche ihm früher als Feinde erschienen; er gewöhnt sich, eingefangen, bald an den Menschen und zumal an den, welcher sich viel mit ihm beschäftigt, er gewinnt diesen schließlich lieb. An den Gefangenen des Hamburger Thiergartens glaube ich beobachtet zu haben, daß sie ihren Wärter genau von andern Leuten unterschieden und sehr wohl wußten, daß sie von diesem Nichts zu fürchten hatten. Leichter, als andere Vögel, lassen gefangene Flamings sich behandeln, in ihren Stall treiben, von einem Ort zum andern bringen; leichter, als die meisten übrigen Schwimmvögel, gewöhnen sie sich an die Gesellschaft anderer Thiere. Hierzu trägt freilich ihr sehr friedliches Wesen Vieles bei: sie sind gutmüthiger und verträglicher, als alle übrigen Siebschnäbler.

Nur in Einem ist der Flaming sehr wenig begabt: — ihm fehlt jede Gabe der Rede. Der Schwan hat wenigstens einige klangvolle Töne, die Gans hat ihre ausdrucksvollen, vielfach abwechselnden Laute: einzelne Arten, die Bläßgans z. B., haben sogar eine recht hübsche Stimme; die Enten schnattern und schwatzen in manchfacher Weise: — der Flaming hat Nichts als ein rauhes, heiseres Krak, ein gleichsam mühselig hervorgepreßtes Gekrächz, jedes Wohlklanges bar, welches nur zuweilen mit einem gänseartigen, höherklingenden Geschrei, gleichsam dem überschnappenden Krak, abwechselt.

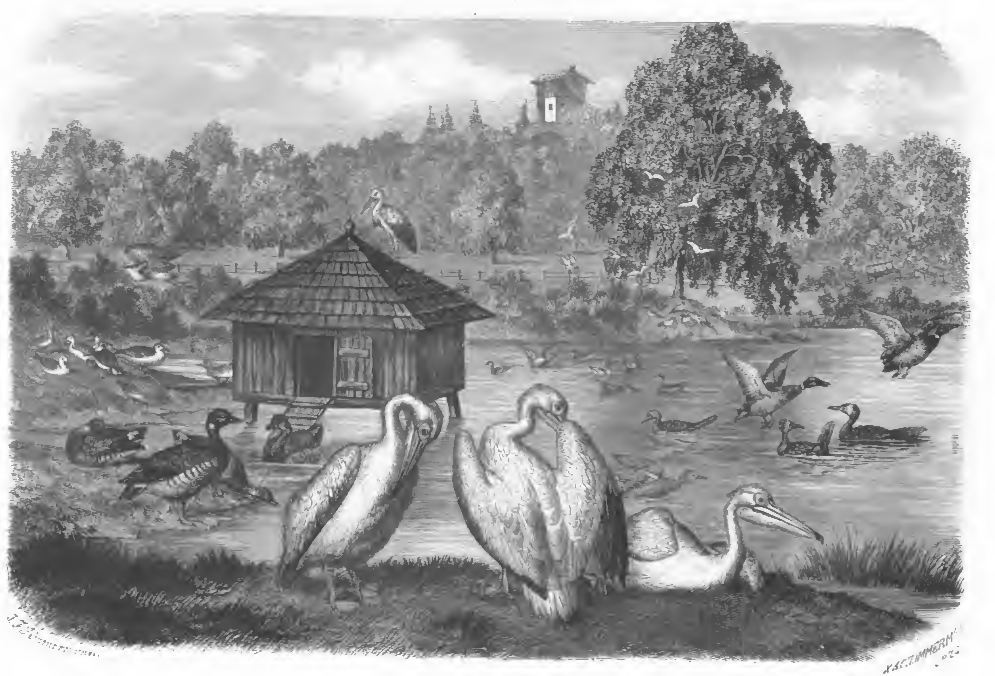
Die Nahrung des Flamings unterscheidet sich wenig oder nicht von der anderer Siebschnäbler, selbstverständlich mit Ausnahme der grasenden Gänse. Im Freileben verzehrt der Vogel hauptsächlich zarte und kleine Weich- und Kerbthiere, Würmer und Fischlaich. Muscheln mögen wohl den Hauptbestand-

theil seiner Mahlzeiten ausmachen. In der Gefangenschaft ernährt man ihn mit eingequelltem Weizen, mit gekochtem Reis, Gerstenschrot u. dgl.; doch muß man ihm, wie den auf kleinem Raum gehaltenen Enten, auch zuweilen thierische Stoffe reichen, Fleisch, Fische, Krabben, Ameisenpuppen u. dgl. Ein entsprechend genährter und auch außerdem zweckmäßig gepflegter Flaming kann jahrelang in der Gefangenschaft aushalten.

Ueber die Fortpflanzung des Vogels weiß man noch heutigen Tages nichts Sicheres. Der erste Bericht, welchen Pallas über das Brutgeschäft des Flaming gab, scheint mißverstanden oder irrthümlich aufgefaßt worden zu sein; dieser Irrthum aber hat sich hartnäckig erhalten. Es wird versichert, daß sich der Flaming aus Schlamm einen abgestutzten Kegel aufthürme, welcher oben eine seichte Vertiefung, die eigentliche Nestmulde, enthalte. Beim Brüten nun soll sich der Vogel nicht mit zusammengeknickten Beinen, sondern in reitender Stellung auf diesen Kegel setzen, sodaß er eigentlich auf dem Grunde steht. Das Richtige wird Folgendes sein. Der Flaming legt sein Nest gern an seinen Lieblingsplätzen, also in den seichten Stellen der Seen und Sümpfe an. Er bildet einen Unterbau aus zusammengehäuftem, vielleicht zusammengescharrtem Schlamm, welcher aus Wasserpflanzen u. dgl. gedichtet wird; die eigentliche Nestmulde, welche mit feineren Sumpfpflanzen ausgelegt sein soll, steht selbstverständlich über dem Wasser, und der hauptsächlichste Unterschied zwischen dem Neste eines Flamings und dem so mancher anderer Wasservögel besteht also darin, daß das Flamingsnest fest steht, während die Nistbaue anderer Wasservögel schwimmen. Der brütende Vogel nun setzt sich höchst wahrscheinlich mit zusammengeknickten Beinen auf das Nest; er streckt aber, wenn ihm diese Stellung, wie leicht erklärlich, unbequem wird, ab und zu ein oder das andere Bein nach hinten über das Nest hervor. Pallas sagt ausdrücklich, daß sich die Füße vom Fersengelenk an hinter dem Neste herabsenken, nicht aber, daß der Flaming sitzt, wie ein Reiter auf seinem Pferde. Wilson scheint hinsichtlich des amerikanischen Flamings über das Nistgeschäft keine eigenen Beobachtungen gemacht zu haben, er giebt einfach die Beschreibung Latham's wieder. Audubon, der scharf beobachtende Forscher, hat nur durch Andere etwas über das Brutgeschäft erfahren können und sagt über das Reiten auf dem Neste wörtlich Folgendes: „Die Art und Weise, in welcher das Weibchen die Eier bedeckt, ist, daß es mit einem Fuße im Wasser steht und den Leib so über dem Neste erhält.“ Eigentlich Sicheres über die Art und Weise des Brütens ist also durchaus noch nicht bekannt;

das Reiten wenigstens kann sehr stark in Zweifel gezogen werden. Dafür giebt die Beobachtung des gefangenen Vogels dem unbefangenen Forscher hinlängliche Gründe an die Hand. Gefangene Flamings legen sich sehr oft auf den flachen Boden und ruhen zuweilen in dieser Stellung stundenlang, dabei aber knicken sie regelmäßig ihre Beine ein, wie andere lang beständerte Vögel in ähnlicher Lage thun. Die Eier sind genau bekannt. Mein Bruder schnitt einem zerlegten Weibchen zu Anfange des Mai ein vollkommen reifes Ei aus dem Legschlauche. Es war etwas kleiner, als ein Ei unserer Gans, ziemlich rauhschalig und reinweiß von Farbe. Die amerikanischen Forscher geben an, daß der Flaming regelmäßig zwei Eier lege; nach der Pallas'schen Behauptung soll die Zahl des Geleges zwischen zwei und drei schwanken. Wielange der Vogel brütet, weiß man nicht; dagegen wird erzählt, daß die Jungen sehr bald das Nest verlassen und sich in der Nähe desselben im Wasser umhertreiben, wobei sie von den Alten nicht geäzt, sondern nur im Fischen unterrichtet werden, genau so, wie die Enten Dies mit ihren Jungen ebenfalls zu thun pflegen.

Die Jagd des Flamings erfordert große Vorsicht. Nur zufällig gelingt es dem Jäger, sich an einen der scheuen Vögel schußrecht anzuschleichen. Gewöhnlich steht die Gesellschaft außer aller Schußweite im freien Wasser. Mit Hilfe unseres Feuergewehres würde es deshalb unmöglich sein, so viele Flamings zu erlegen, als früher allein in der Nähe Roms erbeutet wurden. Bekanntlich brachten die Römer den Flaming wiederholt auf ihre Tafel, und namentlich die dicke Entenzunge desselben wurde von den alten Gutschmeckern für einen großen Leckerbissen gehalten, welchen reiche Schwelger in ganzen Schüsseln auftragen ließen. Heliogabal hat seinen Gästen Schüsseln aufgesetzt, mit dem Hirn dieser Vögel gefüllt. Daß Solches möglich gewesen, begreift man erst, wenn man erfahren hat, daß der Flaming noch heutigen Tages ziemlich leicht gefangen wird. Nach meines Bruders Berichten kommt er getödtet oft dutzendweise auf den Markt der nordegyptischen Städte, und mein Bruder selbst bekam mehrere, freilich gewöhnlich in einem für den Sammler unbrauchbaren Zustande, weil auch der Flaming einfach als Wildpret betrachtet wird. Auf Verlangen erhielt er jedoch auch bald vollkommen erhaltene Vögel und erfuhr von einem Fischer sonderbare Geschichten über die Art und Weise des Fanges derselben. Er hat sie in seinem „Leben der Vögel" mitgetheilt wie folgt: „Man spannt nachts zwischen zwei Barken gewöhnliche Fischnetze aus und segelt mit ihnen unter eine Flaming=



Pelekane.

herde. Die erschreckten Thiere fliegen auf und verwickeln sich in den Netzen; dann sind einige Bootsleute rasch bei der Hand, sie auszulösen und ihnen den Hals abzudrehen. So erlangt man zuweilen funfzig und nochmehr aus einer Gesellschaft. Noch merkwürdiger ist folgende Fangart: Nachdem man am Tage den Schlafplatz einer Flamingherde genau erkundet hat, nähert man sich nachts höchst behutsam auf einem aus Rohrstengeln zusammengebundenem Floß und sucht den „Tschausch“ oder Wachhabenden zu entdecken. Dieser steht aufrecht da, während die andern den Kopf unter die Flügel gesteckt haben und schlafen. Ein nackender Fischer schwimmt und kriecht nun halb über, halb unter dem Wasser, gedeckt durch ein Bündel Riedgras, welches er vor sich hertreibt, zu dem Vogel heran, packt ihn rasch, drückt ihm den Hals unter das Wasser und dreht ihn hier um. Die übrigen Genossen greifen hierauf noch einige von den Schläfern mit den Händen, tödten sie und hängen sie in Schlingen. Ich würde diese Erzählungen nicht geglaubt haben, wenn ich mir das Ergebniß ihrer Jagden hätte anderweitig erklären können.“

Bemerken will ich noch, daß mein Bruder Flamingzunge und Hirn selbst erprobt hat und äußerst wohlschmeckend nennt, nach seiner Versicherung gehört aber auch das blaßrosenrothe Wildpret des Vogels zu dem besten, welches die Zunft der Siebschnäbler liefert.

Von den eigentlichen Entvögeln erwähle ich mir einen einzigen zur ausführlicheren Besprechung: die Sporengans (Plectropterus gambensis). Von den übrigen Gänsen unterscheidet sie sich durch ihren langgestreckten Leib, welcher auf sehr hohen Ständern ruht, durch die Sporen an den Flügeln und einen Schnabelhöcker bei dem Männchen. Sie hat eine Länge von 3 Fuß und eine Breite von 5½ Fuß. Der Fittig mißt 1 Fuß 7 Zoll, der Schwanz 7 Zoll, der Lauf 4 Zoll, der Schnabel 3½ Zoll. Die Hauptfarbe des Gefieders ist ein schwer zu bezeichnendes Grünschwarz mit violettem Glanze; das Gesicht, der Vorderhals, die halbe Brust, Bauch, Schenkel und Unterschwanzdeckfedern sind weiß; von derselben Farbe sind auch die Oberflügeldeckfedern von der Wurzel bis zum Handgelenk, sowie die unteren Flügeldeckfedern und die seitlichen Federn der Brust, soweit sie von den Flügeln bedeckt werden. Hals und Brust haben nur schwachen Glanz, während der ganze Rücken metallisch schimmert. Der Schnabel ist bis auf den hornfarbenen Haken am Oberschnabel schmuzig blutroth; der Höcker auf der Stirn ist lichter, der Fuß dunkelfleisch- oder blaßkarminroth, das Auge dunkelbraun. Der junge

Vogel ist auf der ganzen Unterseite d. h. auf Kehle, Hals, Brust, Bauch und den Unterdeckfedern des Schwanzes gänsegrau; die Seiten der Brust sind dunkelbraun; der Oberkopf ist braungrau; Nacken und Bürzelfedern sind düsterbraun. Eine jede Feder hat einen schmuzighellbraunen, halbmondförmigen Rand, welcher stärker bei den Nackenfedern hervortritt. Die äußeren Steuerfedern sind schwarzgrün und werden nach der Mitte des Schwanzes zu mehr bräunlich; der Unterrücken ist schwarzgrün, die Schwung-, Schulter- und größeren Deckfedern der Flügel sind ebenfalls schwarzgrün, zeigen jedoch einen starken metallischen Schimmer, welcher an den Schwungfedern erster Ordnung und an den Schulterfedern mehr ins Braune, an denen zweiter Ordnung mehr ins Grüne zieht. Alle kleinen Oberflügeldeckfedern von der Achsel bis zum Handgelenk sind reinweiß; von hier an bis zum äußersten Finger mischen sie sich mehr mit schwarzen oder schwarzgrünen Federn und schließen sich nach den größeren Deckfedern zu mit schwarzgrün und weiß gescheckten Federn an die Farbe des übrigen Flügels an. Die unteren Flügeldeckfedern sind weiß, die des Oberarmes schwarzgrau mit weißer Spitze. Der Sporn ist stumpf und klein und zeigt eine röthlichweiße Farbe.

Die Sporengans ist weit über Afrika verbreitet. Sie reicht quer durch das ganze Innere hindurch und findet sich ebensowohl am Senegal und Gambia, als an den Zuflüssen des Nils und den Strömen des Kaplandes. Mein Bruder fand sie häufig im Ostsudân auf beiden Hauptströmen des Nils, dem Asrakh und Abiadt, hauptsächlich südlich vom 14. Grad nördlicher Breite, obwohl sie zuweilen nördlicher geht, z. B. einzeln bei Chartum 15° 30′ vorkommt. Sie lebt in Gesellschaften auf den Strömen, da wo sie sich ausbreiten und reich an Inseln sind, oder auf kleinen, stillen, mit Riedgras bestandenen Seen des Landes, zumal auf denjenigen, welche während der Regenzeit ganz mit Wasser gefüllt werden. In den Monaten März bis Juni mausert sie; nach vollendetem Federwechsel trennen sich die Gesellschaften in Paare, welche auf den gedachten Seen oder Inseln zur Brut schreiten. Hier bauen sie, wie die Eingebornen versichern, ein großes, oft schwimmendes, aus Binsen, Röhricht und Riedgras bestehendes Nest und legen drei bis sechs Eier, aus denen im September und Oktober die Jungen schlüpfen. Diese bewohnen ihre Geburtsstätten noch lange Zeit, auch wenn sie der Hilfe ihrer Eltern nicht mehr bedürfen. Im nächsten Jahre sind sie wahrscheinlich ausgefärbt; die volle Schönheit der Eltern und namentlich den Höcker erhalten sie jedoch, wie es scheint, erst später.

Die Sporengans ist ein stattlicher, schöner Vogel, welcher schon durch seine Größe, noch mehr aber durch seine Bewegungen und sein ganzes Wesen auffällt. Bekanntlich sind alle Gänse sehr wohl zu Fuß, wenigstens im Vergleich zu den übrigen Schwimmvögeln; die Sporengans aber übertrifft hierin auch ihre nächsten Verwandten. Ihre hohen Ständer befähigen sie zu einem raschen und schnellen Laufe, obschon die einzelnen Schritte nur langsam und mit einem gewissen Anstand ausgeführt werden. Der Vogel erscheint, wenn er geht, storchartig: die Gefangenen des Hamburger Thiergartens werden auch von den Beschauern oft als Störche angesprochen. Der Flug ist leicht und schön, obwohl die Gans erst eines ziemlich langen Anlaufs bedarf, um sich zu erheben. Hat sie jedoch einmal eine gewisse Höhe erreicht, so streicht sie rasch und mit pfeifenden Flügelschlägen dahin, gewöhnlich unter lautem Geschrei. Die Gesellschaften bilden ebenfalls die bekannten Keile, jedoch nur, wenn sie sehr zahlreich sind, sonst fliegen sie in gerader Linie fort.

Ueber die Anwendung des Sporns hat mein Bruder keine Beobachtungen gemacht, und die Gefangenen sollen, wie er mir sagte, weit friedlicher sein, als z. B. die Nilgänse, welche als arge Störenfriede und herrschsüchtige Quälgeister der Andern in allen Thiergärten sich schlechten Ruf erworben haben. Die Sporengans läßt sich allerdings auch nicht viel gefallen; sie wird aber doch nur selten zum Angreifer, hauptsächlich blos dann, wenn irgend ein anderer Vogel sich erdreisten will, das ihr bestimmte Futter wegzunehmen. Einmal erzürnt kann sie freilich sehr heftig werden; so sahen wir sie einen Löffelreiher mit großer Wuth und Ausdauer verfolgen und ihn, nachdem sie sich in dessen Rücken eingebissen hatte, sehr empfindlich züchtigen. Den Sporen brauchte sie bei dieser Gelegenheit nicht.

Wie alle übrigen Verwandten ist auch die Sporengans immer scheu, selbst im Urwald, und ihre Jagd wird deshalb schwierig. Dazu kommt, daß sie als die verständigste ihrer Sippschaft das Amt eines Warners übernimmt und alle übrigen Vögel, mit denen sie zusammenlebt, ebenfalls scheu macht. Demungeachtet scheint sie oft gefangen zu werden; wenigstens sind in der letzten Zeit viele dieser Vögel lebend nach Europa gekommen. Auch in der Gefangenschaft bleiben sie mißtrauisch und etwas ängstlich. Erst nach längerer Gefangenschaft, und wenn sie sich vollkommen von den wohlwollenden Gesinnungen ihrer Pfleger überzeugt haben, verliert sich diese Scheu. So kommen die Gefangenen des Hamburger Thiergartens furchtlos an das Gitter heran, wenn die Besucher mit Futter in den Händen nahen: wir haben sogar gesehen, daß

eine von ihnen Brod aus der Hand einer Dame nahm. Um andere Vögel bekümmern sie sich nicht viel, sondern halten sich immer zusammen.

Bemerkenswerth ist, daß diese Gans schon wiederholt in Europa und zwar in England erlegt worden ist. Zwei oder drei Stück von ihr wurden, wie Yarrel erwähnt, in England geschossen und eine weitere im Jahre 1827 zu Donnington Grove auf einem großen Gewässer unter Schwänen bemerkt, mit denen sie sich zusammenhielt. Es ist möglich, daß diese Gänse wirkliche Wildlinge waren, welche von Afrika längs der Meeresküste dahinziehend bis England gekommen waren; wahrscheinlicher jedoch dürfte sein, daß man es mit entflogenen Gefangenen zu thun hatte. Doch möge dem sein, wie ihm wolle, die Sporengans hat sich durch die gedachten Angaben das europäische Bürgerrecht erworben, es bleibt dahingestellt, ob mit Recht oder Unrecht.

Unter den Bewohnern des oberen Teiches, welcher wegen des künstlichen Wasserfalls oft zum allgemeinen Anziehungspunkt des Thiergartens wird, nehmen die beiden Arten der Ruderfüßler unbedingt einen hohen Rang ein. Der genannte Teich ist eigentlich bestimmt, die Störenfriede des unteren zu beherbergen, und ist demgemäß mit den stärksten, raubgierigsten, bissigsten oder zanksüchtigsten Wasservögeln bevölkert, ausschließlich mit solchen, welche die Ruhe und Eintracht der Bewohnerschaft des unteren Teiches in irgend welcher Weise stören.

Beide Ruderfüßler verfehlen nicht, die Aufmerksamkeit der Beschauer auf sich zu lenken: die Scharben wegen ihrer regen Beweglichkeit und Kletterfertigkeit, die Pelekane wegen ihrer Größe und auffallenden Gestaltung. In ihrem Leben und Wesen haben beide Thierarten Manches mit einander gemein; doch werden die Unterschiede hierin dem beobachtenden Beschauer bald bemerklich.

Die Ruderfüßler unterscheiden sich von allen übrigen Schwimmvögeln dadurch, daß die vier Zehen ihres Fußes durch Schwimmhäute verbunden werden, während Dies bekanntermaßen bei den andern Schwimmvögeln nur hinsichtlich der drei vordersten Zehen der Fall ist. Es leuchtet ein, daß durch die so bewirkte Verbreiterung des Fußes dieser zu dem verhältnißmäßig kräftigsten Ruder wird und die Vögel befähigt, mit ebensoviel Schnelligkeit als Gewandtheit und Kraft zu schwimmen. In der That sind alle Ruderfüßler vortreffliche Schwimmer; aber die meisten sind auch noch anderweitig hochbegabte Vögel.

Im Allgemeinen läßt sich über die Gestalt dieser Thiere wenig sagen: die einzelnen Sippen unterscheiden sich in ihrem Leibesbau sehr erheblich von einander. Der Leib pflegt gestreckt zu sein, der Hals ist kurz, mittel- oder sehr lang, der Kopf regelmäßig klein, der Schnabel dagegen fast immer groß und immer auffallend gestaltet. Allen gemeinsam ist die Weite der Schlundöffnung, welche durch eine mehr oder weniger dehnbare, nackte Kehlhaut ermöglicht wird. Die Flügel sind lang, schmal und spitz — oder stumpf, rund und breit; der Schwanz ist kurz, gänseartig oder besteht aus langen, harten Federn; er ist gabelig oder endlich keilförmig und durch die ungewöhnlich verlängerten mittleren Steuerfedern besonders ausgezeichnet. Das Gefieder hat wenig Uebereinstimmendes, liegt aber im Allgemeinen eng an und zeichnet sich durch Farbenpracht oder lebhaften Glanz aus. — Man sieht aus dieser flüchtigen Schilderung, daß die Verschiedenheit der einzelnen Ruderfüßler eigentlich größer ist, als ihre Uebereinstimmung.

Als das auffallendste Mitglied dieser Gruppe ist unzweifelhaft der Fregattvogel anzusehen, jener gewaltige Flieger, welcher zwar regelmäßig in der Nähe der Küste verweilt, aber ohne Beschwerde das Weltmeer zu überfliegen vermag; jener räuberische Vogel, der Adler des Meeres, der sich aus hoher Luft herab auf und in das Wasser stürzt, wie ein Edelfalk auf seine Beute, jener vielfach durch Sage und Gedicht verherrlichte König des Ozeans. Er hat in seinem Leibesbau mit den Scharben große Aehnlichkeit, unterscheidet sich jedoch augenfällig durch seine gewaltigen Schwingen, verhältnißmäßig die längsten, welche es giebt, und durch den riesigen Schwalbenschwanz. Kaum minder begabt sind die Stoßtaucher dieser Abtheilung, die Tropikvögel und die Tölpel, gewaltige Flieger und vortreffliche Schwimmer, aber schlechte Taucher, welche nur dadurch, daß sie aus bedeutender Höhe herab gewaltsam sich auf das Wasser stürzen, im Stande sind, in die Wellen einzudringen. Endlich gehören hierher die Schlangenhalsvögel, welche in ihrem Leibesbau sowohl, als in ihrem Leben und Betragen mit den Scharben die größte Aehnlichkeit haben. Bei ihnen ist das Flugvermögen zwar noch vorhanden, jedoch schon in ziemlich hohem Grade vermindert, das Tauchvermögen aber umsoviel mehr ausgebildet: sie und die Scharben gehören zu den fertigsten und gewandtesten Tauchern, welche es giebt. Der Pelekan hingegen, ein recht guter Flieger, ist auf die Oberfläche des Wassers gebannt und weder fähig, durch Herabstürzen aus der Luft noch nach Art der Scharben durch Anstrengung der Ruder in die Tiefe hinabzutauchen.

Es ist beklagenswerth, daß man nicht im Stande ist, die stoßtauchenden Mitglieder der Abtheilung in der Gefangenschaft zu halten, und nur höchst selten die prachtvollen Schlangenhalsvögel lebend nach Europa bringt; denn gerade die Ruderfüßler würden, wenn sie in einem Thiergarten vollständig vertreten wären, besonders geeignet sein, die Aufmerksamkeit der Besucher zu fesseln. Doch sind, wie bemerkt, auch die beiden Arten schon, welche gewöhnlich gezeigt werden, der vollsten Theilnahme und deshalb wohl auch einer eingehenderen Beschreibung werth.

Die Scharben (Phalacrocorax) bilden eine über die ganze Erde verbreitete, nicht artenarme Sippe. Sie sind von mittlerer Größe und darüber, sodaß die meisten Arten an Umfang ungefähr einer Hausente gleichkommen. Von Linné wurden sie zur Gattung Pelecanus gezählt, unterscheiden sich jedoch von den wahren Pelekanen so wesentlich, daß man sie mit Recht von ihnen getrennt hat. Alle zeichnen sich durch ihren geraden, mittellangen Schnabel aus, dessen Obertheil in einen starkgebogenen Haken endigt. Die Haut, welche zwischen den Gabeln der Unterkinnlade ausgespannt, ist nackt und dehnbar und bildet den sogenannten Kehlsack. Der Kopf ist klein, der Hals meistens lang und dünn, das Gefieder kurz, an Kopf, Hals, Brust und Bauch zerschlissen; es liegt knapp, theilweise wie Schuppen an dem Körper an und zeigt bei alten Vögeln fast immer eine dunkle Farbe mit bronzefarbigem Glanze. Die Flügel sind zwar lang, enden aber in einer kurzen Spitze, weil die Federn des Fittigs nur wenig länger sind, als die des übrigen Theils des Flügels. Der Schwanz ist von keilförmiger Gestalt, zwölf- bis vierzehnfedrig, wenig oder nicht gewölbt, mit äußerst kurzen Ober- und Unterdeckfedern, sodaß er aussieht, als wäre er von ungeschickter Hand an den Leib angesetzt. Er ist von mittlerer Länge und seine Federn haben ungewöhnlich starke, fischbeinartige, harte, zurückschnellende Schäfte; die Mittelfedern sind die längsten, die äußersten die kürzesten. Die Füße sind kurz und stark mit langen Zehen; der Unterschenkel ist bis auf das Fersengelenk befiedert und mit sogenannten Hosen versehen.

In ihrem Betragen haben die Scharben manches Eigenthümliche. Sie halten sich meistens in kleineren oder größeren Scharen zusammen und schließen sich, wenn sie nicht ihres Gleichen finden, auch Gesellschaften anderer Vögel an. Ihr Gang ist ein eigenthümliches Watscheln, wobei sie sich mit auf den starren Schwanz stützen. Sie sitzen gern an erhabenen Plätzen, auf Bäumen, Gebüsch, großen Steinen u. dgl., in der Regel so, daß sie den Schwanz



Scharben.

herabhängen lassen können. Auf niedrige Klippen klettern sie vom Wasser aus, höhere Felsen oder Bäume erreichen sie fliegend. In sitzender Stellung halten sie den Körper fast senkrecht. Sie sind gewandte Schwimmer und vorzügliche Taucher, stürzen sich meistens mit einem Sprung ins Wasser, gehen bis auf den Grund desselben, oft viele Klaftern tief, rudern unter dem Wasser nur mit den Füßen, jedoch sehr schnell, die Flügel dicht an den Körper angeschlossen, und schießen wie ein Pfeil in der Tiefe des von ihnen bewohnten Elementes dahin. Sie tauchen ebensowohl, um ihrer Nahrung nachzugehen, als auch um einer sie bedrohenden Gefahr auszuweichen.

Die Scharben sind fast über alle Meeresgegenden verbreitet, und obgleich sie in den kälteren Zonen häufig vorkommen, gehen sie doch nicht hoch gegen die Pole hinauf. Einige begeben sich zur Brutzeit auf süße Gewässer, wandern wohl auch im Winter in südlichere Gegenden. Ihre Nahrung besteht einzig in Fischen, welche sie aus beträchtlicher Tiefe, in der Regel vom Boden der Meere und Gewässer, heraufholen. Sie können ziemlich große Fische verschlingen, befördern dieselben aber immer so in den Kropf hinab, daß der Kopf des Fisches vorangeht. Wie alle gefräßigen Vögel verlieren sie, sobald sie den unermeßlichen Schlund einigermaßen genügend gefüllt haben, ihre Beweglichkeit, klettern zu einem ihrer Lieblingssitze empor und warten hier in träger Ruhe ihre Verdauung ab. Im Meere erkennt man die von den Scharben belebten Felsen schon von fern an dem weißen Kothüberzug, mit denen die Vögel sie bedeckt haben. Bei uns zu Lande sammelt sich der Koth zwar nirgends in bedeutender Menge; in den südlichen Meeren aber ist er seit Jahrtausenden massenhaft aufgehäuft und dadurch eben der jetzt allbekannte Guano gebildet worden. Gerade die Scharben tragen wesentlich zur Ansammlung dieses wichtigen Dunges bei; sie und die übrigen Ruderfüßler sind die „trefflichen Vögel“, auf welche der deutsche Landmann nach Scheffels witzigem Gedicht den Segen des Himmels herabfleht, weil in seinen Augen ihre Gefräßigkeit und bezüglich ihre gewaltige Verdauungfähigkeit ihr größter Ruhm ist!

Ein solcher Lieblingssitz im Meere verfehlt nie, die Aufmerksamkeit des Schiffers oder Reisenden auf sich zu ziehen; am fesselndsten aber wird er selbstverständlich, wenn er gerade mit Scharben bedeckt ist. Reihenweise geordnet, einem Kriegertrupp etwa vergleichbar, sitzen sie in malerischen Stellungen auf den Felszacken, alle in gleicher Richtung dem Meere zugewandt, aber nur wenige von ihnen in steifer Haltung; denn einige mindestens breiten

immer ihre Flügel und fächeln mit diesen beständig hin und her, scheinbar in der Absicht, sich zu kühlen, in Wirklichkeit aber wohl, um das von ihrer Arbeit im Meere durchnäßte Gefieder gehörig auszutrocknen, damit es von neuem geölt und wasserdicht gemacht werden könne. Dieses Gebahren ist allen Scharbenvögeln gemeinsam und ein sehr bezeichnendes Merkmal für diese Gruppe.

Im übrigen mag uns die häufigste Art der Scharben über das Leben der theilnahmswerthen Vögel unterrichten.

Die Kormoranscharbe (Phalacrocorax Cormoranus), auch Eisscharbe, Baumscharbe, Kormoran, schwarzer Pelekan, Wasserrabe, Seerabe, Skalver, Schulver, Schlucker, Bisamvogel, Morves genannt, hat eine Länge von 3 Fuß und eine Breite von 5 Fuß. Der Fittig mißt 14 bis 15 Zoll, der Schwanz $6^1/_2$ bis 7 Zoll, die Länge des Schnabels beträgt 3 Zoll. Sie ist die größte ihrer Gattung und unterscheidet sich durch verschiedenen Schnabelbau von den übrigen. Das Gefieder ist, wie bei den andern Arten, kurz, aber dicht, knapp anliegend und hart anzufühlen, dabei glatt und glänzend von schuppenartigem Aussehen; besonders kurz sind die Federn des Vorderhalses und der Brust, während die Schenkelbefiederung sogenannte Hosen bildet. Die Federn der alten Vögel sind auf Oberkopf, Hals, Brust, Unterrücken und auf der ganzen Unterseite glänzend schwarzgrün gefärbt mit metallischem Schimmer; Vorderrücken und Flügel sind bronzebraun, die einzelnen Federn sammtschwarz gesäumt, Schwung- und Steuerfedern sind schwarz. Ein weißer, vom Auge ausgehender, hufeisenförmig gestalteter Fleck umgiebt den Unterkiefer, der Hals ist schwarz gestrichelt; am Hinterkopf verlieren sich die Federn zu einem halbaufgerichteten Kamme; derselbe zeigt im Winter weiße Spitzen und die Federn der Schenkel weiße Flecke. Die nackte Kehlhaut ist gelb, der Schnabel schwarz, an den Schneiden grau, an den Wurzeln der Unterkinnlade gelblich; die Füße sind schwarz; das Auge meergrün. Bei den jungen Vögeln ist der Oberkörper schwarzbraun, auf dem Mantel erzfarbig; das Kinnband und die Mitte des Unterkörpers sind schmuzigweiß; der Hals ist grauweiß mit braunen Längsflecken; die Seiten der Brust und des Bauches sind schwärzlich, nach der weißen Mitte hin braun gefleckt; auf den Schenkeln finden sich weiße, dunenartige Federn eingestreut. Erst im dritten Jahre zeigen sie das ausgefärbte Kleid der Alten.

So unbehilflich die Kormoranscharbe auf dem Lande erscheint, so lebhaft und flink ist sie auf dem Wasser. Wenn sie sich unbeachtet glaubt, schwimmt

sie entenartig herum; sobald sie verfolgt wird, senkt sie sich tiefer in das Wasser, oft so tief, daß nur Kopf und Hals noch vorsehen. Nähert sich ihr der Verfolger, so taucht sie, wie schon erwähnt, in die Tiefe und soll daselbst drei bis vier Minuten aushalten können. Gewöhnlich sieht man sie in Gesellschaften auf Bäumen oder erhabenen Gegenständen in der Nähe des Wassers in träger Ruhe sitzen. Bei einem unter sie abgefeuerten Schusse stürzen sie sich augenblicklich, selbst aus beträchtlicher Höhe, in das Wasser, und verschwinden in der Tiefe. Findet sich am Ufer kein erhöhter Punkt, so sitzen die Scharben reihenweise auf dem Boden, jedoch immer so nahe am Wasser, daß sie dasselbe augenblicklich durch einen Sprung erreichen können. Die auf hohen Bäumen oder Felsen sitzenden schwingen sich, wenn ihnen vom Wasser her Gefahr droht, z. B. die Jäger sich auf Kähnen ihrem Ruheplatze nähern, in engen Schraubenwindungen in die Höhe, und zwar so hoch, daß sie bald außer Schußweite sind; ist die Gefahr vorüber, so steigen sie auf dieselbe Weise wieder herab.

Man muß die Scharben unter die schlauen und mißtrauischen Vögel zählen, die in der Freiheit sowohl, als auch in der Gefangenschaft nie die Vorsicht vergessen, und sich nicht gerade zu ihrem Vortheil durch ihr hämisches Betragen sowohl gegen andere Vögel, als auch gegen ihre Pfleger auszeichnen. Mit ihrem gut bewehrten Schnabel wissen sie oft gefährliche Hiebe auszutheilen; flügellahm geschossene oder sonstwie in die Enge getriebene Scharben vertheidigen sich wüthend gegen Mensch und Thier, und richten ihre wohlgezielten Hiebe in der Regel nach dem Gesicht und den Augen, bei den Menschen auch nach den bloßen Händen. Sie verursachen oft schmerzhafte Wunden, wovon ein Vogelliebhaber Hamburgs das beste Zeugniß abgeben kann. Mehrere Scharben des Hamburger Gartens waren aus Versehen des damit Beauftragten anstatt auf die Elbe auf den sogenannten Stadtgraben gebracht worden. Sie befanden sich daselbst ganz wohl; da ihnen aber ein Flügel gelähmt war, konnten sie, als heftige Kälte eintrat und das Wasser sich mit einer dicken Eiskruste bedeckte, ihren Aufenthaltsort nicht verlassen. Man ging deshalb damit um, sie einzufangen. Ein Mann war so glücklich, eine von ihnen in die Enge zu treiben und faßte sie endlich am Halse — aber er ließ sie schleunigst wieder los; denn ehe er sich es versah, hatte sie ihm durch einen Schnabelhieb die Wange derartig verletzt, daß der Mann wundärztliche Hilfe in Anspruch nehmen mußte.

Der Kormoran findet sich nicht nur in fast ganz Europa, sondern auch

im nördlichen Asien und in Nordamerika. Er bewohnt Meere und Landseen, sowie die Ufer großer Flüsse und findet sich in Europa vorzüglich häufig auf Island, in Norwegen, auf den Faröern und in Großbritannien, am häufigsten vielleicht in Holland. Auch an den Ausflüssen der Donau und in Ungarn überhaupt lebt er in großen Scharen und nur im Innern Deutschlands gehört er zu den selteneren Erscheinungen.

Seine Nahrung besteht, soweit uns bekannt, hauptsächlich aus Fischen. Er ist hierbei wählerisch und zieht besonders Schollen und Aale vor, frißt aber fast nie oder nur im äußersten Nothfalle Stachelfische. Er kann Fische von 1 Fuß Länge und 3 Zoll Breite verschlingen, und man hat sogar schon Aale von fast 2 Fuß Länge in seinem Schlunde gefunden, deren Schwanzende noch ein Stück zum Schnabel heraushing. Er holt die Fische meistens aus der Tiefe herauf und gehört wohl zu den gefräßigsten Wasservögeln. Ganz in der Neuzeit hat man erfahren, daß es der Kormoran bei dem Fischfang nicht bewenden läßt, sondern unter Umständen auch andern Thieren gefährlich wird. Man hat nämlich beobachtet, daß die Gefangenen in den Thiergärten sogar Schwalben fangen. Sie verweilen an heißen Sommertagen regungslos im Wasser, so tief unter der Oberfläche eingesenkt, daß nur Kopf und Hals hervorschauen. Der Kopf wird nach hinten gebogen, der Schnabel weit geöffnet: so wartet der Kormoran seine Zeit ab. Das smaragdene Auge verfolgt aufmerksam die hin- und herziehende Schwalbe, nimmt den günstigen Augenblick wahr, plötzlich schnellt der Hals weit vor, und ehe die arglose Schwalbe ausweichen kann, ist sie gepackt, mit einem kräftigen Biß getödtet und eine Minute später in den Schlund hinabgewürgt.

Wie die übrigen Scharben nistet der Kormoran auf Felsen, hohen oder niederen Bäumen, oft in großen Gesellschaften. Er wählt zur Unterlage seines Horstes gern die verlassenen Nester der Saatkrähen und Fischreiher; auf diese trägt er dünnere Reiser, Rohrstengel, Schilfblätter und trockenes Gras, zuweilen sogar Dornen zum Neste zusammen. Ende Aprils findet man in der ziemlich tiefen Mulde drei bis vier blaugrünlich weiße Eier, deren kalkiger Ueberzug, wenn sie einige Zeit bebrütet sind, ganz weiß wie Kreide erscheint, oft jedoch dunklere Schmuzflecken zeigt. Sie kommen in der Breite ungefähr den Eiern der Haushühner gleich, übertreffen diese aber in der Länge, welche bei ihnen gewöhnlich 2½ bis 2¾ Zoll beträgt. Beide Gatten brüten abwechselnd, ungefähr vier Wochen lang, sehr eifrig. Die aus dem Ei geschlüpften Jungen sind mit dichtem, rauchfahlen Flaum bekleidet,

und erst, wenn sie ungefähr Dreiviertel ihrer Größe erlangt haben, zeigen sich an dem Flügel und dem Schwanze die ersten Federstoppeln. Sie werden von den Alten sehr geliebt, aber nicht vertheidigt; denn diese fliegen, wenn sie von den Nestern aufgescheucht werden, lange in großer Höhe im Kreise herum und begeben sich erst dann wieder auf sie herab, wenn die Gefahr gänzlich entfernt ist. Die Alten tragen ihnen unablässig Fische zu und füllen sich die Speiseröhre oft so weit an, daß sie den Schnabel nicht ganz schließen können oder daß der Schwanz der Fische noch ein Stück heraushängt. Ist der Fisch zu groß, um ihn im Schlunde zu beherbergen, so tragen sie ihn wohl auch ganz zum Neste und zerstückeln ihn für ihre Jungen. Die im Kropf herbeigebrachten Fische würgen sie auf dem Neste aus und legen sie den Jungen ganz oder stückweise vor. Oft fallen Fische oder Fischreste vom Neste herunter und verfaulen auf dem Boden. Nisten nun auf einem Baume mehrere Scharbenpaare, oder hat eine große Gesellschaft derselben sich einen beschränkten Raum zum Nistplatze auserwählt, so verbreiten die auf dem Boden liegenden Fischabfälle einen so abscheulichen Geruch, daß dadurch die ganze Gegend förmlich verpestet wird. Der Lärm in der Nähe eines solchen Nistplatzes ist ebenfalls ganz unerträglich, macht sogar, da oftmals auch noch zahlreiche Saatkrähen und Fischreiher, welche hier in Gesellschaft der Scharben brüten, ihn vermehren, einen betäubenden Eindruck auf den Besucher. Mitte oder Ende Juni verlassen die Jungen das Nest und werden sich in der Regel sogleich selbst überlassen, da die Alten oft noch zur zweiten Brut schreiten. In kürzester Zeit haben die Jungen dieselbe Fertigkeit wie die Alten im Tauchen und Fischfangen erlernt, schließen sich an Ihresgleichen an und begeben sich oft in großen Scharen nach fischreichen Buchten am Meere. Im nächsten Frühjahr kommen die Jungen mit den Alten in die Nähe der Brüteplätze zurück, obgleich sie selbst noch nicht zeugungsfähig sind.

Im Innern des Landes tritt der Mensch der Scharbe überall kräftig entgegen, und er muß Dies thun, weil er die räuberische Wirksamkeit dieser Vögel nur dann gestatten darf, wenn sie sich auf das reiche Meer beschränkt. Dem Fischbestand unserer Flüsse und Landseen fügen die Kormorane erstaunlichen Schaden zu. Eine Brutansiedlung ist deshalb keineswegs die Freude der umwohnenden Fischereibesitzer, und große Jagden werden alljährlich veranstaltet, um die lästigen Gäste aus einer Gegend zu vertreiben. Es ist Dies schwer, oft unmöglich; denn die Scharben halten mit erstaunlicher Zähigkeit fest an dem einmal gewählten Nistplatze, gehen immer und immer wieder zu

ihm zurück und brandschatzen die Gewässer in der Nähe und Ferne. Ein einziges Paar von ihnen ist im Stande, einen großen Teich rein auszufischen; denn die gefräßigen Thiere ruhen und rasten nicht eher, als bis alle Fische des Gewässers, auf welchem sie ungestört jagen dürfen, vernichtet sind. Wie wenig die meisten Menschen von dieser verderblichen Wirksamkeit der Scharben unterrichtet sind, mag aus einer Thatsache, einer wahren Anekdote, hervorgehen, welche ich zur Belustigung meiner Leser erwähnen will. Als der Scharbenbestand des Hamburger Thiergartens vermindert werden sollte, erbat sich einer der Unterbeamten des Gartens ein Paar von den auch ihn anziehenden Vögeln. Die Bitte wurde selbstverständlich gern gewährt, und der Mann zog hoch erfreut ab mit den so leicht erworbenen Thieren. Zufällig war nicht gefragt worden, was er mit ihnen zu beginnen gedenke, und so erfuhr man die Absicht erst viel später. Einer seiner Verwandten nämlich, Besitzer mehrerer größerer und sehr fischreicher Teiche, hatte den Wunsch ausgesprochen, diese durch einige Vögel belebt zu sehen, aber durch solche, welche nicht im Stande wären, wegzufliegen, durch gelähmte also. Ihm hatte unser Mann das köstliche Geschenk gemacht; auf einem seiner Teiche waren die Scharben ausgesetzt worden! Sie mögen sich dort wohl, sehr wohl befunden haben; ob sie aber die Zufriedenheit des Fischereibesitzers erworben haben oder nicht — diese Frage dürfte nach Vorstehendem sehr leicht zu beantworten sein.

Ein Gattungsverwandter des Kormoran wird in manchen Ländern, besonders in China, gezähmt gehalten und zum Fischfang abgerichtet. Staunton beobachtete während einer Kanalfahrt im Innern jenes Landes, daß auf einem dem Kanale nahen See Tausende von Boten und Flößen lagen, von denen oft ein jedes zehn bis zwölf Kormorane an Bord hatte. Die Vögel stürzten sich auf ein gegebenes Zeichen ihres Herrn in das Wasser, kehrten bald nachher mit Fischen, zum Theil von erstaunlicher Größe, in den Schnäbeln zurück, saßen hier ruhig, wenn das Boot weitergerudert wurde, begannen aber ihre Jagd aufs neue, sobald es still hielt und ihr Herr ihnen wiederum Befehl zum Tauchen gab. Man behauptete, daß die Chinesen den Scharben Ringe um den Hals legten, damit sie die Fische nicht verschlingen könnten; doch fand Staunton Dies nicht bestätigt. Robert Fortunay sprach in China mit einem Mann, der eine große Kormoranzucht und Fischerei betrieb. Der Mann erzählte, „daß seine Kormorane, erst drei Jahr alt, Eier legten, daß man die Eier von Haushühnern ausbrüten lasse, und daß die Jungen nach 25 Tagen auskriechen, worauf sie sehr sorgsam gehalten und mit gehacktem

Aalfleisch gefüttert würden.“ Die Alten sprangen auf Befehl ihres Herrn ins Wasser, schwammen aus einander, tauchten mit Blitzesschnelle, holten Fische herauf und brachten sie zum Boote. War ein Fisch für einen Kormoran zu groß, so halfen andere.

Auch in Europa soll man in früherer Zeit unsern Kormoran zum Fischfang benutzt haben, besonders soll Dies in England der Fall gewesen sein.

In keinem Thiergarten habe ich die Kormorane so zahlreich gesehen, als in dem Hamburger. Man glaubte eine kleine Scharbenkolonie vor sich zu haben, wenn man die Kormorane erblickte, wie sie reihenweise auf den für sie in das Ufer eingerammten Baumstämmen saßen. Leider wurden im Herbst über zwei Drittheile dieser Vögel, wie schon oben erwähnt, ausgesetzt; jedoch kann man hoffen, daß sie im Sommer wieder ebenso zahlreich vertreten sein werden, wie vorher.

Die Pelekane oder Kropfstörche, die Riesenvögel unter den Ruderfüßlern, sind von allen übrigen leicht zu unterscheiden. Ihr Schnabel ist so eigenthümlich gebaut, daß sie nicht in ihrer Familie allein, sondern unter allen Vögeln überhaupt einzig dastehen. Er ist der vortrefflichste Hamen, welchen die Natur gebildet hat. Nur der Oberschnabel, welcher flach gedrückt und von der Wurzel bis zur Spitze fast gleichmäßig breit und dick ist, vorn aber in einen Haken endigt, besteht aus fester Hornmasse; der untere ist ein weiter, dehnbarer Hautsack, welcher zwischen zwei biegsamen, hinten weit über die Oberkinnladen vorstehenden, vorn vereinigten Armen ausgespannt ist. Diese Arme sind aus Hornmasse gebildet und mit den Unterkinnladen der Säugethiere oder den Kieferästen der Vögel zu vergleichen. Nach unten hin geht dieser Hautsack unmittelbar in die Speiseröhre über, von welcher der Magen Nichts weiter, als eine Ausbuchtung ist. Die Speiseröhre ist so weit, daß man die geballte Faust in ihr hinabschieben kann: mein Bruder erzählte mir, daß er in Egypten seinen gefangenen Pelekanen die Fische mit der Hand aus dem Magen herausgenommen hat. Neben diesem Merkmale der Pelekane bedürfen die übrigen kaum noch einer Berücksichtigung; doch will ich der Vollständigkeit halber hinzufügen, daß die Flügel sehr groß und verhältnißmäßig breit sind, der Schwanz aus ziemlich kurzen Federn besteht, das übrige Gefieder aber aus kurzen, schmalen Federn gebildet wird, welche namentlich auf der Unterseite strahlig sind. Als besonders wichtig glaube ich eine Beobachtung meines Bruders hervorheben zu müssen. Dieser fand

nämlich bei den vielen Pelekanen, welche er zerlegte, stets die Zellengewebsschicht mit Luft gefüllt. Die einzelnen Zellen sind erstaunlich groß; denn viele haben über einen Zoll im Durchmesser, und die ganze Schicht derselben erreicht eine Dicke von 1 bis 1½ Zoll. Es liegt somit dem Vogel ein wahres Luftpolster unter der Haut, und Dies mag wohl auch die Ursache sein, daß der Pelekan vollkommen unfähig ist, zu tauchen — allen Naturforschern, welche Solches behaupten, zum Trotz.

Unser gemeiner Pelekan oder Kropfvogel, Beutel-, Sack-, Kropf-, Meer-, Seegans, Schwantaucher, Vielfraß, Anvogel, Eselschreier, Vogel Haine, und wie er sonst noch heißt (Pelecanus onocrotalus), kommt einem Schwane an Größe ungefähr gleich oder übertrifft ihn noch um etwas. Seine Länge beträgt gegen 5 Fuß, die Breite 8 Fuß und darüber. Das ganze Gefieder ist blaßrosenroth oder gelb, im Sommer weißlich; die vordern Schwungfedern sind schwarz; auf dem Nacken stehen längere Federn, die sich mähnenartig aufrichten. Der bläuliche Oberkiefer ist in der Mitte gelb, am Rande röthlich, am Nagel roth, der Unterschnabel auf den Seiten bläulich, übrigens, wie der Kehlsack, gelb mit rothen Adern. Der ganze Oberschnabel besteht ringsum aus dünnen, sehr festen Knochenwänden, hat aber zwischen diesen inwendig einen weiten, hohen Raum, welcher blos mit einem weiten, maschigen, zelligen Knochengewebe lose angefüllt und daher im Stande ist, eine Menge Luft aufzunehmen, wodurch sein Gewicht sehr vermindert wird. Die Füße sind kurz und dick und von strohgelber Farbe, die Iris ist roth. Männchen und Weibchen unterscheiden sich nicht; in der Jugend ist das Gefieder grauweiß mit Schwarz untermischt.

Die südlichen, wasserreichen Länder Europas und namentlich die südöstlichen sind als Heimat des Pelekans zu betrachten. In den Donautiefländern ist er nicht selten; weiter nach Osten hin wird er durch den gehäubten Pelekan (Pelecanus crispus), einen viel größeren und schöneren Vogel, vertreten. In Deutschland ist er als Irrling schon wiederholt vorgekommen. Ein großer Theil Nordostafrikas beherbergt ihn, namentlich im Winter, sehr häufig. „Schon in den Strandseen Egyptens“, sagt mein Bruder, „vereinigen sich während des Winters Gesellschaften, von deren Stärke man sich keinen Begriff machen kann, wenn man sie nicht selbst gesehen hat. Auf weite Strecken hin bedecken sie den See; aus der Ferne betrachtet erscheinen sie wie ungeheure, weiße Seerosen. Zur Zeit der Nilüberschwemmung sieht man

Heere von ihnen auf den unter Wasser gesetzten Fluren des Delta zwischen den Dämmen, welche die Dörfer mit einander verbinden, dahinrudern und fischen, und einzelne, rings von Wasser umfluthete Sandbänke sind zuweilen so von ihnen überfüllt, daß Kampf und Streit um den Sitzplatz entsteht, wenn neue hinzukommen. Auf den einzelnen Mimosengruppen, welche auf den Strominseln des weißen und blauen Nils sich finden, sitzen sie manchmal in solcher Menge, daß es scheint, als wäre der ganze Hain mit großen, weißen Blüthen bedeckt, und die gewaltigen Adansonien, nahe an den Flüssen, erhalten grade zu der Zeit, wo sie blattlos sind und ihre dicken Aeste und Zweige so sonderbar in die Luft hinausrecken, durch die Pelekane einen gar wunderbaren Schmuck. In ebenso großer Anzahl, obgleich der vielen günstigen Stellen halber mehr vertheilt, finden sie sich auf dem rothen Meer. Dieses ist ein wahres Paradies für sie; es ist reicher an Fischen, als irgend ein anderes Meer, und die schuppigen Wasserbewohner, die Beute, welcher die Pelikane eifrig nachstreben, bevölkern gerade in besonderer Menge jene großen, seichten, von der Sonne so recht durchglühten, pflanzenreichen Stellen, bis zu deren Grunde der langhälsige Vogel mit seinem Hamenschnabel hinabreichen kann. Ich möchte behaupten, daß sie daselbst kaum minder häufig sind, als bei uns zu Lande die Sperlinge. Auf den Dahlakinseln, welche von den braunen Eingebornen nur zeitweilig mit Viehherden besucht werden, sah ich die Pelekane, Regimentern vergleichbar, in unglaublicher Menge am Strande sitzen, theils die Verdauung in träger Ruhe abwartend, theils beschäftigt mit dem zeitraubenden Putzen, Ordnen, Glätten und Einfetten des Gefieders, welche Arbeit ja den Vögeln, wie bekannt, einen großen Theil ihrer Zeit wegnimmt. Manchmal hat es den Anschein, als ob große Herden blendend weißer Schafe auf der Insel weideten."

Der Pelekan gehört unter seinen Verwandten nicht gerade zu den besonders begabten Thieren, ist vielmehr als das tiefststehende Mitglied seiner Genossenschaft anzusehen. Seine Bewegnngen sind, denen anderer Ruderfüßler gegenüber, beschränkt und schwerfällig zu nennen. Der Pelekan schwimmt allerdings ganz vorzüglich, verhältnißmäßig rasch und ausdauernd, jedoch viel langsamer, als jede Scharbe, langsamer selbst, als der Schwan. Zu tauchen vermag er, wie schon bemerkt, gar nicht; er versucht nicht einmal dann, wenn ihm die höchste Gefahr droht, seinen massigen Leib unter das Wasser zu drängen. Der Flug dagegen ist ziemlich leicht, und wenn sich der Vogel einmal in eine gewisse Höhe erhoben hat, recht schön zu nennen. Der lange

Hals wird dabei so eingezogen, daß der Hinterkopf auf den Nacken zu liegen kommt, und der Hals selbst eine Biegung nach unten macht, welche von weitem wie ein Kropf erscheint und auch den fliegenden Vogel niemals verkennen läßt. Am meisten dürfte der Flug an den der Geier erinnern; doch kommt er auch mit dem Dahinstreichen und Kreisen der Störche in vieler Hinsicht überein. Eine kleine Gesellschaft von Pelekanen fliegt in einer graden Reihe, größere Scharen bilden den bekannten Keil. Das Gehen auf flachem Boden ist ein höchst unbehilfliches Watscheln; der Vorderkörper wird dabei sehr steil aufgerichtet getragen. Dagegen zeigt sich der Vogel ziemlich geschickt auf Bäumen, welche er, wie bereits mitgetheilt, zum Schlafplatze zu wählen pflegt. Er versteht es recht gut, mit seinem breiten Ruderfuß einen Zweig zu umklammern und sich hier im Gleichgewichte zu halten.

Ueber das geistige Wesen ist nicht viel Rühmenswerthes zu sagen. Der Pelekan ist scheu und vorsichtig wie die meisten großen Schwimmvögel, jedoch durchaus nicht berechnend klug. Er unterscheidet nur selten zwischen dem ihm wohlwollenden oder feindlichen Menschen; doch kommt es, obwohl selten, vor, daß er sich zuweilen unbesorgt in unmittelbarer Nähe der Wohnungen umhertreibt. „Die größte Ueberraschung", sagt mein Bruder in seiner so viele anziehende Beobachtungen enthaltenden „Reise nach Habesch", „sollte mir bei meiner Landung in Afrika werden. Im Hafen Massauas schwammen zehn Pelekane so ruhig und furchtlos zwischen den Schiffen umher, so dicht an den Häusern vorüber, daß man geneigt war, zu glauben, man habe es hier mit gezähmten Vögeln zu thun. Auf keiner meiner Reisen habe ich den Pelekan so innig mit dem Menschen befreundet gefunden; selbst im innern Afrika, wo der braune Eingeborne wahrlich nicht daran denkt, ihn zu verfolgen, war er immer scheu, und in Egypten durfte es schon als Jagdkunststück gelten, einen der vorsichtigen Vögel zu erlegen."

Der Pelekan ist gesellig, jedoch weniger aus Freundschaft zu den übrigen seiner Art, als mehr aus Selbstsucht, weil es ihm, wie ich bald erwähnen werde, leichter ist, in Gesellschaft zu fischen, als wenn er seinen Fang einzeln betreiben wollte. Er lebt auch mit andern Vögeln in Frieden, aber wohl nur im Gefühl seiner Schwäche und Hilflosigkeit; schwache Thiere greift er oft heftig an; vor stärkeren, ihm gegenüber aber immer noch schwachen, zieht er sich feig zurück, wenn er einen mit Muth ausgeführten Angriff erfährt. Freundschaftsverhältnisse zu andern Thieren sind immer selten, gewissermaßen als Ausnahme von der Regel anzusehen. Dem Menschen

beweist er gezähmt selten große Anhänglichkeit; jedoch lernt er ihn kennen und auch lieben, freilich in einem sehr beschränkten Grade, jedenfalls nur als den Spender seiner Nahrung.

Diese letztere besteht fast, jedoch nicht ausschließlich, aus Fischen. Gerade im Thiergarten hat mein Bruder die sehr auffallende Beobachtung gemacht, daß einer der Pelekane plötzlich zwei junge Gänse überfiel und hinabwürgte, keineswegs aus Mangel oder im Uebermaß des Hungers, sondern einzig und allein aus entschiedener Raublust. Aus dieser Beobachtung dürfte hervorgehen, daß der Pelekan im Freileben gegen höhere Wirbelthiere doch wohl nicht so ganz gleichgiltig ist, als man annimmt. Soviel steht fest, daß Fische die eigentliche Nahrung des Vogels sind. Der Pelekan versteht es meisterhaft, sich derselben zu bemächtigen. Sein weiter Hamenschnabel erleichtert ihm seine Fischerei, wie leicht begreiflich; aber er wendet auch noch eine besondere List an, um sich seiner Beute zu bemächtigen: er fischt gemeinsam. „Ein weiter Kreis", sagt mein Bruder, „wird gebildet, enger und enger rücken die Vögel zusammen, den eingeschlossenen Fischen jede Flucht verwehrend. Begierig tauchen sie ihre langen Hälse in die Tiefe, die mächtigen Schnäbel sind geöffnet, und ein Fisch nach dem andern wandert in den nimmersatten Schlund." So entvölkern sie zuweilen ganze Buchten der Seen oder Kanäle, in denen sie sich in zwei Haufen vertheilen, welche dann auf einander zuschwimmen.

Wer nur einmal gefangene Pelekane fressen sah, begreift, daß die gefräßigen Scharen nur in sehr fischreichen Gegenden leben können. Man darf, ohne Uebertreibung, den täglichen Fischverbrauch eines einzelnen Pelekans auf 3 bis 6 Pfund anschlagen, und wenn man nun berechnet, was die Tausende dieser Räuber verschlingen, kommt man zu wirklich staunenswerthen Ergebnissen.

Das tägliche Leben der Pelekane ist, wie mein Bruder berichtet, ungefähr Folgendes. Die frühen Morgenstunden werden zur Jagd benutzt, und man sieht um diese Zeit in allen seichten Buchten der südlichen Meere oder der Strandseen große Gesellschaften der eifrig fischenden Vögel. Gegen zehn Uhr vormittags haben sie sich gesättigt und fliegen nun dem Lieblingsplatz, einer Sandbank oder einer Insel, zu, um dort sich zu putzen und auszuruhen. Auf diesen Inseln eben sitzen sie in langen Reihen höchst friedlich bei einander; manche liegen auch behaglich auf den Bauch dahingestreckt, wie denn überhaupt die gesättigten Pelekane bequeme Ruhe sehr zu lieben scheinen. Bis zur Mittagsstunde kommen beständig neue herbei, und die Versammlung wächst

demnach von Minute zu Minute. Nachmittags zwischen drei und vier Uhr beginnen die Reihen sich zu lichten, gesellschaftenweise ziehen sie zu neuem Fang aus. Die zweite Jagd währt bis Sonnenuntergang, dann fliegt die ganze Gesellschaft dem Schlafplatze zu. Nur da, wo es an Bäumen mangelt, ist dieser eine flache Sandbank oder eine einsame Insel: wo es Inseln giebt, welche mit Bäumen bestanden sind, schlafen die Pelekane stets auf solchen, und dann in so großer Menge, daß die Bäume von den weißen Vögeln bedeckt sind. Sie halten an den erwählten Ruheorten mit großer Zähigkeit fest, und selbst wiederholte Jagden vermögen nicht, sie zu vertreiben; immer wieder kommen sie zu dem alten Wohnorte zurück.

In Europa nistet der Pelekan am häufigsten in den wasserreichen Gegenden der Donaumündungen, sowie in Ungarn. Die zahllosen Sümpfe und stehenden Gewässer dieses, in manchen Gegenden nicht so sehr bevölkerten Landes und besonders die Theiß und deren Nebenflüsse gewähren ihm passende Nistplätze. Das Nest steht meistens auf kleinen, mit Schilf bewachsenen Inseln oder am Rande der Gewässer, ist aus dürrem Rohr, Schilf und allerlei Wasserkräutern erbaut und oben mit feinerem, dürren Gras ausgefüttert. Es hat einen ziemlich großen Umfang und soll dem Schwanenneste ähneln. Man findet darin zwei, drei, höchstens vier Eier, die im Verhältniß zur Größe des Vogels klein genannt werden müssen. Sie sind mit einem dicken, kalkartigen Ueberzug versehen und zeigen eine trübweiße Farbe. Die beiden Gatten sollen die Eier gemeinschaftlich bebrüten, und aus diesen nach ungefähr fünf Wochen kleine, nackte Junge mit dickem Kopf, aber kleinen Schnäbeln und Füßen kriechen. Sie werden im Anfang mit halbverdauten Fischen gefüttert, welche die Alten mit weitgeöffnetem Schnabel auswürgen.

Diese Art und Weise zu füttern, mag wohl die Veranlassung zu jener Fabel gewesen sein, nach welcher die alten Pelekane sich die Brust aufreißen und ihre Jungen mit ihrem eigenen Blute tränken sollten. Vielleicht unterstützte diesen Glauben auch der höher gefärbte Fleck, welchen die alten Pelekane auf der Brust zeigen. Es ist ja bekannt, daß auffallend gestaltete Vögel immer die Fantasie Unkundiger beschäftigt und zur Entstehung von Sagen Veranlassung gegeben haben. Auch die Araber erzählen viele Sagen von ihnen und namentlich eine, welche den Pelekan gewissermaßen heilig spricht. Als man die Kaaba zu Mekka bauete, gebrach es bald an den Sakhaht oder Wasserträgern. Die Bauenden klagten, weil sie ihre Hände müßig ruhen

lassen mußten. Aber Allah wollte nicht, daß der heilige Bau zu Ehren des Propheten unbeendet bleibe, und sandte Tausende von Pelekanen, welche, ihre weiten Kropfsäcke mit Wasser gefüllt, herbeikamen und den Bauleuten das Benöthigte fortan ununterbrochen herbeischafften. Derartige Anerkennung früheren Verdienstes hindert die Araber jedoch nicht, die Vögel zu fangen und zu verspeisen. Für einen deutschen Magen ist das Fleisch freilich ungenießbar, die Araber aber sehen in ihm einen Leckerbissen.

Mein Bruder berichtet über die Jagd der Pelekane, daß dieser große Vogel wohl leicht getödtet wird, jedoch ziemlich scheu und deshalb schwer zu beschleichen ist. Schon schwache Schrote sind im Stande, seinem Leben ein Ende zu machen. Auf seiner letzten Reise nach Afrika bemerkte mein Bruder auf einer Insel des rothen Meeres, der Djesiret el Namuhs (Mückeninsel), die Bäume und hohen Gebüsche mit Pelekanen bedeckt. Er erkannte die Insel sogleich als einen Schlafplatz der Vögel und beschloß sofort, Jagd auf sie zu machen, da die Sonne bereits untergegangen war und er die Pelekane im Schlafe zu überrumpeln hoffte. Da der Vogel, wie schon erwähnt, den einmal gewählten Platz nicht gern verläßt, sondern, wenn er aufgestört wird, über demselben hin und her fliegt und ihn wieder aufsucht, wenn seiner Meinung nach die Gefahr vorüber, so konnte dieser geübte Jäger ziemlich sicher darauf rechnen, Pelekane zu erlegen. Er landete an der Insel und ging mit einem der Matrosen längs des Strandes hin, sich mühselig einen Weg durch das Gebüsch suchend, welches oft hart bis an das Wasser hinanreichte, oder über Korallenbänke kletternd, die so zerklüftet waren, daß ein unsicherer Schritt ihm gefährlich werden konnte. Die Insel machte übrigens ihrem Namen alle Ehre; denn kaum hatte der Jäger sie betreten, als auch schon Schwärme jener kleinen, hungrigen Blutsauger über ihn herfielen und ihn auf alle Weise belästigten. Sobald er einen aus höheren Bäumen bestehenden Wald betrat, verkündigte ihm die Baßstimme eines Pelekans, daß derselbe etwas Ungewöhnliches gewahrt haben mußte, und bald darauf hörte er an dem Flügelschlag, daß sich der große Vogel erhoben hatte, um Rundschau zu halten. Mein Bruder blieb auf einer kleinen, lichten Blöße stehen, sah, daß mehrere Pelekane wach und rege geworden waren, bemerkte aber zu gleicher Zeit, daß sie ihren gefährlichen Feind noch nicht entdeckt hatten. Sie kreisten ruhig und still über dem Walde. Einer nahete sich, und der erste Schuß donnerte durch die Nacht. Der Pelekan zuckte zusammen, die Flügel wurden schlaff, er stürzte nieder, jedoch außerhalb des Randes der Insel auf die Meeres-

fläche, wo er durch die vom Ufer zurückgeworfenen Wellen bald weiter hinaus in die dunkle See geführt wurde. Selbstverständlich hatte der Schuß auf die schlafende Gesellschaft einen mächtigen Eindruck gemacht. Hunderte von Pelekanbässen wurden hörbar, die Reiher kreischten laut auf: Alles flog und schwirrte durcheinander. Von jeder Seite her vernahm man das Fuchteln der Flügelschläge, und an dem dunkeln Himmel zog ein Schatten nach dem andern vorüber. Auf einen zweiten Schuß erhob sich ein neuer Schwarm aus dem Dickicht, und es schien, als hätten die Thiere den ersten Schuß entweder überhört oder hätten im ersten Schreck gleich wieder gebäumt. Auf den dritten Schuß stürzten zwei Pelekane, welche von dem Matrosen aufgefunden wurden. Durch den Jagdeifer hatte sich mein Bruder verleiten lassen, tiefer in den Wald einzudringen und fand sich hier bald so von undurchdringlichem Dornengebüsch umringt, daß er nur mit äußerster Mühe und nach stundenlangem Umherirren, wobei seine Kleider in Fetzen an den Dornen hängen blieben, endlich wieder beim Schiffe anlangte.

Die Araber fangen den Pelekan in Netzen und zwar des Nachts. Ihre Jagd liefert ihnen einen nicht unbedeutenden Gewinn, weil sie nicht blos die Federn benutzen, sondern auch das Fleisch verwerthen. In allen Fischerdörfern Egyptens sieht man Pelekane vor den Hütten sitzen oder umherwandern; einzelne sind so zahm, daß sie aus- und eingehen und sich selbst ihr Futter fischen dürfen. Die frisch Gefangenen dagegen werden durch eine Grausamkeit ohne Gleichen an der Flucht verhindert: man heftet ihnen mit Faden die Augenlider zusammen!

Außer dem Menschen werden dem Pelekane wenig andere Thiere gefährlich. Es ist möglich, daß die großen Adler einzelne von ihnen fangen und gewiß, daß sich die Krokodile der innerafrikanischen Ströme zuweilen ihrer bemächtigen; andere Feinde aber werden ihnen schwerlich verderblich.

Die Gefangenen, welche man in unseren Thiergärten sieht, stammen zum größten Theile aus Egypten und gehören fast ausschließlich der oben beschriebenen Art an. Der gehäubte Pelekan gilt überall als Seltenheit und steht hoch im Preise. Aber auch der gemeine Pelekan ist immer ein theurer Vogel, weil er, wie bekannt, von den Besitzern der Thierschaubuden als Aushängeschild benutzt wird und, als gesuchte Waare, seinen Werth behält. Die Haltung verursacht keine Schwierigkeiten; nur während des strengen Winters muß man Bedacht nehmen, den Vogel in einem geschützten Raum unterzubringen; den übrigen Theil des Jahres verlebt er beim besten

Wohlsein im Freien, vorausgesetzt, daß ihm die benöthigte Nahrung wird. Für das Gewässer eines Thiergartens ist dieser Vogel, wenn man so sagen darf, eine unbedingt nothwendige Erscheinung. Er versteht es, die Blicke jedes Beschauers auf sich zu ziehen, und beschäftigt somit auch Den, welcher für andere Wasserbewohner wenig Verständniß besitzt. Aber auch dem kundigen Beobachter giebt er Gelegenheit zu eigenthümlichen Erfahrungen. So hatte der eine männliche Pelekan des Hamburger Gartens ein überaus inniges Verhältniß mit einer Störchin geschlossen. Man sah, wenn der Pelekan sich am Lande befand, die beiden so verschiedenen Vögel stets zusammen; sie nestelten sich gegenseitig im Federkleid herum, der Wadvogel klapperte dem Ruderfüßler seine zärtlichen Gefühle ins Ohr, und dieser streichelte die Freundin gar anmuthig mit seinem ungefügen Schnabel. Aber dabei blieb es nicht; denn es geschah wiederholt das Unerhörte, daß der Pelekan die Störchin betrat. Diese legte sich, um Solches zu ermöglichen, platt auf den Boden, der Pelekan trat halb neben, halb auf sie hin und nunmehr vollzog er die Begattung. Dieses in jeder Hinsicht auffallende Gebahren des Vogels ist nicht blos vom Inspektor und von den Wärtern des Gartens, sondern auch von meinem Bruder wiederholt beobachtet worden, eine irrthümliche Auffassung desselben also ganz unmöglich.

Die Goldspechte.

Zu den seltensten Gefangenen der Thiergärten gehören Spechte aller Art, einfach deshalb, weil es so schwer ist, ihnen passende Nahrung zu verschaffen. Die Spechte sind fast ausschließlich Kerbthierfresser, und nur wenige Arten verzehren neben dieser Nahrung Sämereien; es hat also seine Schwierigkeit, ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Rechnet man noch hinzu ihre Wildheit und ihr ungestümes Betragen in der Gefangenschaft, welche es fast unmöglich machen, einen altgefangenen Specht zu behandeln, so leuchtet es um so mehr ein, warum man bis jetzt in den gedachten Anstalten regelmäßig gerade diese, in anderer Hinsicht so anziehenden Vögel vermißt.

Die Spechte bilden eine sehr zahlreiche Familie, deren Mitglieder sich im allgemeinen sehr ähneln, die sich aber als Familie streng von andern Vögeln unterscheiden. Ihre Leibesgröße schwankt innerhalb ziemlich enger Grenzen: der größte Specht kommt ungefähr einer Krähe, der kleinste einem Finken an Größe etwa gleich. Der Leib ist stämmig, der Hals mittellang, der Kopf stark, das Bein kräftig, der Fuß kurz, stark, mit einwärts gebogenen, sehr breiten Schenkeln und Schienbeinen, starken Fußwurzeln und gepaarten Zehen versehen, von welchen die vorderen bis zur Hälfte des ersten Gelenks zusammengewachsen sind; die Nägel sind sehr stark, im Halbkreis gekrümmt und spitz, der Schnabel ist länger oder kürzer, gerade oder wenig gebogen, auf dem Rücken in der Regel scharfkantig und an der Spitze keilförmig auslaufend. Neben diesen beiden Hauptwerkzeugen der Spechte verdient namentlich der Schwanz eine nähere Berücksichtigung. Er ist keilförmig und besteht aus zehn großen und zwei kleinen Federn, die aber nicht unter, sondern über die andern zehn, welche als die eigentlichen Steuerfedern betrachtet werden, gelegt sind. Letztere sind steif, haben Schnellkraft und die Eigenthümlichkeit, daß an der Spitze alle Seitenfasern sehr hart und nach unten gerichtet sind. Dadurch

bekommen sie jenen Widerhalt, welcher es dem Vogel ermöglicht, den Schwanz als Stütze zu benutzen. Die keilförmige Gestalt ist hierbei sehr wichtig; durch sie wird erreicht, daß bei dem zusammengelegten Schwanz immer eine Feder über die andere hervorragt, und zwar so, daß wenn der Schwanz an einen Stamm angedrückt wird, fast alle Federn zugleich Widerstand leisten. Der Flügel besteht aus ungefähr zwanzig Schwungfedern, von denen die erste sehr kurz und die vierte die längste ist; alle sind hart, in der Länge wenig verschieden, weswegen der Flügel eine abgerundete Form erhält. Das Gefieder ist reich, aber ziemlich hart und meist von lebhafter Färbung; bald herrscht Grün, bald Roth vor und regelmäßig sind wenigstens ein Theil des Kopfes oder andere begrenzte Gegenden des Körpers lebhaft karminroth gefärbt. Alle Arten bekunden unverkennbar dasselbe Gepräge, lassen sich aber bei genauer Prüfung durch die Vertheilung der Farben leicht unterscheiden; Dasselbe gilt von den Unterschieden zwischen den Geschlechtern, und selbst die Jungen sind nicht allzuschwer auf ihre Art zurückzuführen.

Von außerordentlicher Wichtigkeit für das Leben des Spechtes ist die Zunge, welche sich durch ihre Bildung vor der aller übrigen Vögel auszeichnet, mit alleiniger Ausnahme der zu derselben Ordnung gehörigen Weichschwanzspechte und Wendehälse. Man hat versucht, Aehnlichkeiten zwischen der Papagei- und der Spechtzunge aufzufinden, um damit die gewaltsame Vereinigung dieser beiden, in jeder Hinsicht verschiedenen Thiergruppen zu rechtfertigen; diese scheinbaren Aehnlichkeiten sind aber eben keine. Die Spechtzunge läßt sich nur vergleichen mit der Zunge der Ameisenfresser und verschiedener Lurche, namentlich der Chamäleons; sie wird auch ungefähr in gleicher Weise benutzt, wie genannte Thiere die ihrige anwenden. Eine genauere Beschreibung von ihr dürfte deshalb wohl nicht überflüssig sein. Ich will hierzu die von meinem Bruder in seinen „Thieren des Waldes“ gebrauchten Worte anwenden. „Die Zunge ist auffallend lang, wurmförmig, vorstreckbar und an der hornigen, nadelartigen Spitze widerhakig. An und für sich übertrifft ihre Länge nur wenig die des Schnabels, sie geht aber in das ebenso lange, griffelförmige Zungenbein über, welches sich nach hinten hin in die beiden Zungenbeinhörner fortsetzt. Diese und das Zungenbein liegen in einer sehr dehnbaren und schnellkräftigen Scheide, welche man am richtigsten mit einer Schraubenfeder vergleicht; sie wird durch zwei bandartige, um die Luftröhre gewickelte Muskeln bewegt. Im Rachen ist für dieses außer allem Verhältniß vergrößerte Werkzeug kein Raum; das Zungenbein setzt sich daher

äußerlich fort, umschlingt in weiten Bogen Hals und Kopf und heftet sich mit seinen Hörnern an der rechten Seite des Schädels dicht neben dem Schnabel an. Der eigentlichen Zunge verleihen besondere Muskeln eine schlangengleiche Beweglichkeit und befähigen sie hierdurch, allen Windungen enger Röhren mit Leichtigkeit zu folgen. Große Drüsen zwischen den Unterkieferästen sondern klebrigen Schleim ab, welcher bei dem Vorschnellen die Zunge befeuchtet und dergestalt mit einem sehr brauchbaren Leim versieht." Ueber den eigentlichen Umfang der Zunge herrschen entgegengesetzte Ansichten; einige Zergliederer nennen das ganze Gebilde, soweit es aus dem Schnabel hervorgetrieben werden kann, Zunge, andere wollen darunter nur die hornige Spitze verstehen, welche an ihren scharfen Seitenrändern mit Widerhaken besetzt ist und dann in den eben beschriebenen langen, wurmförmigen Theil übergeht. — Am Geripp des Spechtes ist bemerkenswerth die ungemein starke Entwickelung des Beckens, sowie des letzten Schwanzwirbels, welcher einen langen, stark erweiterten und nach unten gebogenen Körper zeigt, in einer Weise, wie man es bei keinem andern Vogel bemerkt.

Die Spechte gehören zu den Baumvögeln im eigentlichen Sinne des Worts. Auf dem Boden sind nur wenige geschickt und bewegungsfähig; die größere Mehrzahl klettert rastlos an den Bäumen empor und sucht sich hier die in Ritzen und Spalten der Rinde oder inmitten des morschen Holzes versteckten Kerbthiere und deren Larven auf. Die Ausrüstung des Vogels macht ihm das Klettern überaus leicht. Er umklammert mit seinen ausgebreiteten Zehen einen ziemlich großen Raum und besitzt in seinem Schwanze eine so sichere Stütze, daß er auch an dem glatten Stamme bequem sich anhängen und erhalten kann. Das Klettern selbst geschieht sprungweise, immer von unten nach oben, der schnellkräftige Schwanz hilft auch dabei wesentlich mit. Der Gang auf ebenem Boden ist schlecht, eigentlich nur ein unbehilfliches Dahinhüpfen. Sehr ausgezeichnet ist der Flug, und deshalb der durch die Luft dahineilende Specht in jeder Entfernung zu erkennen. Keine einzige Art unserer Vögel liebt es, große Strecken zu durcheilen; doch geschieht Dies wahrscheinlich weniger deshalb, weil der Flug anstrengt, sondern in Folge der den Spechten überhaupt eigenen Ruh- und Rastlosigkeit, welche, verbunden mit einer gewissen Neugier, sie veranlaßt, womöglich jeden Baum auf ihrem Wege zu untersuchen. Der Specht fliegt in sehr tiefen Wellenlinien dahin; er erklettert, um so zu sagen, den aufsteigenden Bogen einer dieser Linien mit raschen, schwirrenden Flügelschlägen, legt dann plötzlich die Flügel hart an

den Leib und schießt nun in engen Bogen wieder tief nach unten herab, um das Aufsteigen von neuem zu beginnen. In der Nähe eines Baumes angelangt, pflegt er sich tief herabzusenken, wenige Fuß über dem Boden an den Stamm sich anzuhängen und nun mit raschen, kräftigen Sprüngen an dem Stamme emporzuklettern; vom obersten Wipfel aus fliegt er dann weiter. Gelegentlich dieses Kletterns lernt man die hauptsächlichste Thätigkeit des Vogels kennen, seine Bearbeitung des Holzes nämlich, sein Zimmermannswerk, wenn man so sagen darf. Durch Klopfen mit dem Schnabel erkundet er die morschen Stellen des Stammes oder eines der Aeste, durch seinen vortrefflichen Geruch die hier verborgenen Kerbthiere. An solchen Stellen macht er Halt und beginnt nun mit kräftigen Schnabelhieben seine Arbeit. Er bricht mit Leichtigkeit die Borke ab oder meiselt Spähne von mehreren Zoll Länge und einigen Linien Dicke aus dem Stamme heraus, bis er den Bohrgang eines Kerbthieres aufgefunden hat. Der wird dann mit der langen, allen Windungen folgenden Zunge untersucht, das in ihm versteckte Kerbthier im günstigen Falle angespießt und sodann vorsichtig herausgezogen: so erwirbt er sich sein täglich Brot. In noch ausgedehnterer Weise bekundet er seine ziemliche Fertigkeit beim Nestbau, — doch davon später.

Wenn man die Arbeiten der Spechte kennen gelernt hat, erscheint es sehr erklärlich, daß diese Vögel nur da sich finden, wo es weiche Holzarten giebt, für welche ihre Arbeitswerkzeuge ausreichen. In den Waldungen der Wendekreisländer fehlen die Spechte da fast gänzlich, wo die eisenharten Hölzer in überwiegender Anzahl auftreten; dagegen finden sie sich überall, wo es Nadelhölzer giebt. In Neuholland hat man bis jetzt noch keine einzige Art von ihnen aufgefunden, in den übrigen Erdtheilen zusammen über zweihundert Arten. Sie sind immer und überall an den Wald gebunden und verschwinden demgemäß da, wo der Baumwuchs aufhört.

Man kann sie nicht eben liebenswürdige Vögel nennen. Ihr Wesen ist unfreundlich. Das einzelne Paar bewohnt ein ziemlich großes Gebiet, treibt sich in demselben unstet und ruhlos umher und duldet hier kein zweites Paar. Die Nisthöhle, deren Bau allerdings große Mühe erfordert, wird zum Mittelpunkt dieses Gebietes, und von ihm aus tritt das Spechtpaar allmorgendlich seine Berufswege an. Jeder einzelne Gatte verfolgt ziemlich selbstständig seinen Weg und vereinigt sich nur gelegentlich wieder mit dem andern. Einige Arten halten mit andern Vögeln gute Freundschaft; die meisten aber bekümmern sich wenig oder nicht um das übrige Geflügel des Waldes, um so eifersüchtiger aber um

andere Mitglieder derselben Art. Namentlich während der Paarungszeit zeigt sich die Unverträglichkeit der Spechte. Das gellende Jauchzen des Männchens, welches man dann öfters als sonst vernimmt, lockt augenblicklich ein zweites herbei, und nun beginnt ein ziemlich ernsthafter Kampf zwischen beiden, bis der Schwächere sich anschickt, zu weichen. In gleicher Weise wirkt das trommelnde Geräusch, welches der Specht beim Bearbeiten des Holzes hervorbringt: es lockt den Nebenbuhler ebenfalls heran, wird aber freilich auch ausdrücklich zu diesem Zwecke hervorgebracht. Gerade während der Paarungszeit sucht sich der männliche Specht am häufigsten einen Baumast auf, hängt sich an diesen an und bringt ihn durch schnelles Schlagen mit dem Schnabel in zitternde Bewegung. Es entsteht dadurch ein Trommeln, welches im Walde weit wiederhallt und dem Spechtweibchen noch besser zu gefallen scheint, als dem Naturforscher, obwohl dieser an der eigenthümlichen Musik seine wahre Freude hat. Der Specht wirbt durch solches Trommeln um die Gunst seines Weibchens; er fordert damit zu Kampf und Streit heraus, er bekundet, wenn man so sagen darf, alle seine Gefühle durch den Gebrauch des ihm wichtigsten Werkzeuges.

Nachdem sich das nicht ohne Kampf und Streit zusammengefundene Paar einen Theil des Waldes erobert hat, beginnt es eifrig, am Neste zu arbeiten. Mein Vater hat nach eigenen Beobachtungen beschrieben, wie der größte unserer Spechte, der durch die Sage verherrlichte Schwarzspecht, sich seine Wohnung gründet, und ich will deshalb seine Worte hier folgen lassen. „Im Anfange des Aprils“, sagt er in seinen „Beiträgen zur Vögelkunde,“ „machen die Schwarzspechte Anstalt zu ihrem Neste. Sie legen es in einem kernfaulen Baume an, da, wo sich ein Astloch oder ein abgebrochener, inwendig morscher Ast befindet; hier fängt das Weibchen seine Arbeit an. Es macht oder erweitert zuerst den Eingang von außen, bis dieser zum Ein- und Auskriechen geräumig genug ist. Alsdann wird das Aushöhlen des innern Baumes begonnen und zwar mit besonderer Geschicklichkeit und Emsigkeit. Dieses hält um Deswillen sehr schwer, weil der Schwarzspecht bei seinen Schlägen nicht gehörig Raum hat. Er hat oft so wenig Platz, daß er nur einen Zoll weit ausholen kann; dann klingen die Schläge ganz dumpf, und die Späne, welche er herauswirft, sind sehr klein; hat er aber inwendig erst etwas Raum gewonnen, dann arbeitet er viel größere Späne ab. Bei einer wenig morschen Kiefer, in welcher im Jahre 1818 drei Viertelstunden von meiner Wohnung ein Schwarzspecht sein Nest anlegte, waren die größten

Späne, die er herausarbeitete, nur sechs Zoll lang und einen Viertelzoll breit, nicht aber einen Fuß lang und einen Zoll breit, wie Bechstein sagt. Es gehört schon eine ungeheure Kraft dazu, um jene Späne abzuspalten; wie groß und stark müßte der Schwarzspecht sein, wenn er einen Fuß lange und einen Zoll dicke Späne heraushacken wollte!"

„Das Weibchen arbeitet nur in den Vormittagsstunden an seinem Neste; nachmittags geht es seiner Nahrung nach. Ist endlich nach vieler Mühe und zehn- bis vierzehntägiger Arbeit die Höhlung inwendig fertig, so hat sie nach dem Neste, das ich an einem Buchenklotze besitze, und nach den andern, die ich untersucht habe, 15 Zoll von der untern Seite des Eingangs in der Tiefe, und 8 Zoll im Durchmesser, bisweilen einen Zoll mehr, bisweilen weniger, und ist inwendig so glatt gearbeitet, daß nirgends ein Span vorsteht. Der Boden bildet einen Abschnitt von einer Kugel, keine Halbkugel, und ist mit feinen Holzspänen bedeckt. Auf diese werden die drei bis fünf verhältnißmäßig kleinen, glattschaligen und glänzend weißen Eier gelegt."

Im nächsten Jahre wird das alte Nest wieder aufgesucht und benutzt; es wird höchstens etwas ausgebessert d. h. gereinigt und um ein Weniges erweitert. In ähnlicher Weise verfahren alle Spechte. Es ist erklärlich, daß eine mit so viel Mühe erbaute Wohnung von dem Spechtpaar mehrere Jahre lang gebraucht wird und nicht blos zum Brüten allein, sondern auch zur Nachtherberge; denn alle Spechte pflegen in Höhlungen zu schlafen und zwar, wie wir an unseren Gefangenen beobachtet haben, an deren Wandungen angehängt.

Das Weibchen wird beim Brüten von seinem Männchen abgelöst, die Jungen werden von beiden Eltern groß gefüttert. Sie gehören zu den häßlichsten Geschöpfen, welche man sich denken kann; bevor ihr Gefieder sich ausgebildet hat, können sie als wahre Mißgestalten gelten. Ihr Kopf erscheint ungeheuer groß, die Schnabelgegend wird durch knorpelige Knoten verunstaltet, aus denen der große Schnabel sich aufbaut, die Federn stehen dünn auf dem unförmlichen Leibe und sehen aus, als wären sie einzeln auf die gelbe Haut geleimt. Aber die kleinen Mißgeburten wachsen schnell heran und verlieren im Verlauf des Wachsthums mehr und mehr von ihrer Häßlichkeit. Ihre hauptsächlichste Fertigkeit erwerben sie sich schon, während sie im Neste sitzen: sie lernen viel früher klettern, als gehen, und werden erst viel später flugfähig. Die Alten füttern sie, nachdem sie das Nest verlassen haben, noch einige Zeit lang, unterrichten sie in dem beschwerlichen Gewerbe, ziehen sich

dann aber allmählig von ihnen zurück und treten schließlich sogar feindlich gegen sie auf, d. h. vertreiben auch sie aus ihrem Gebiete.

Die Spechte haben wenige Feinde, welche ihnen schädlich werden können. Marder, Iltisse und Sippschaft mögen den Eiern, Jungen und den brütenden Alten gefährlich werden, und verschiedene Schmarotzer belästigen sie, wie andere Vögel auch, sonst aber sind sie weniger Nachstellungen ausgesetzt. Auch der Mensch verfolgt sie nicht, der Gebildete nimmt sie im Gegentheil in Schutz, weil er eingesehen hat, daß gerade sie als Erhalter des Waldes bezeichnet werden müssen.

Im Hamburger Thiergarten wird die reichhaltige und anziehende Familie durch eine ausländische Art vertreten. Der Goldspecht (Colaptes auratus), ein Bewohner der Waldungen Nordamerika's, darf, so weit es sich um die Größe handelt, mit unserm deutschen Grünspecht ungefähr verglichen werden; seine Länge beträgt 12½ Zoll, die Breite 16 Zoll, der Fittig ist 6 Zoll, der Schwanz 4½ Zoll lang. Die Farbe des Gefieders ist auf dem Oberkopf und Genick aschgrau, am Hinterkopf scharlachroth, kragenartig umzogen, Rücken und Flügel sind röthlichgraubraun gefärbt, schwarz gebändert, der Bürzel und die oberen Schwanzdecken sind weiß, ebenfalls mit schwarzen Bändern; der Schwanz ist schwarz, und die äußersten Federn jeder Seite sind am Außenrande mit zackigen Binden versehen; die Kopfseiten, der Unterhals und die Brust, sowie der Bauch sind grauröthlich gefärbt und zeigen kreisrunde Flecke von schwarzer Farbe; die Schwingen sind schwefelgelb, die erste Feder ist rein, die übrigen sind schwärzlich überlaufen, und die letzten haben einige schwarze Flecken. Der Schnabel ist schwarzbraun, unten bläulich, der Fuß graublau, die Iris lichtbraun.

Das Verbreitungsgebiet des Goldspechtes erstreckt sich von Texas bis zum äußersten Norden von Neuschottland. In Labrador kommt er nicht mehr vor; in den vereinigten Staaten ist er überall verbreitet, ebenso am östlichen Fuße der Felsengebirge. Die nördlichen Gegenden verläßt er im Winter und wandert nach den Südstaaten, wo er Standvogel ist.

Ueber sein Leben und Treiben haben uns Wilson und Audubon genügend unterrichtet. Aus ihren Mittheilungen geht hervor, daß sich der Vogel wesentlich von unsern heimischen Spechten nicht unterscheidet. Ich will Einiges von der Schilderung hier folgen lassen, welche Audubon uns gegeben hat.

„Kaum hat der beginnende Frühling zur Paarung gerufen, so ertönt die

laute Stimme des Goldspechtes wie ein langfortgesetztes, heiteres, keckes Gelächter, weit durch die Einöde der Wälder. Mehrere Männchen verfolgen ein Weibchen und zeigen sich in allen Stellungen der Drohung und des Angriffs vor ihm, ohne jedoch eigentlich gegen einander zu kämpfen. Das Weibchen flieht von einem Baum zum andern; die Zahl seiner Bewerber mehrt sich zuweilen bis zu einem Dutzend, alle verfolgen es, und Dies währt fort, bis es sich für einen seiner Verfolger erklärt, worauf die andern ihr Heil weiter versuchen. Nun beginnt das Paar einen Baumstamm auszumeißeln und eine Höhle sich zu bereiten, welche für Mutter und Junge genügen soll. Beide arbeiten mit großem Fleiß und viel Eifer. Wenn das Männchen in Arbeit ist, hängt sich das Weibchen dicht nebenan und beglückwünscht den Gatten über den Fortgang der Arbeit; wenn dieser ausruht, scheint er mit ihm zärtlich zu schwatzen. In dieser Weise wird durch die gemeinschaftliche Arbeit Beider die Höhle ausgetieft und vollendet. Das Pärchen liebkost sich jetzt häufiger, als früher, klettert mit ersichtlicher Lust an den Stämmen auf und um, trommelt mit dem Schnabel gegen die dürren Aeste, kichert ab und zu vergnügt dazwischen, kämpft gegen Vetter Rothspecht oder den Purpurstaar, welcher das Nest in Besitz nehmen möchte, und ernährt sich inzwischen schlecht und recht von Ameisen, Käfern und Kerbthierlarven. Bevor zwei Wochen vergangen sind, hat das Weibchen seine vier oder sechs Eier gelegt; deren durchsichtige Weiße sein Herz unzweifelhaft mit großem Vergnügen erfüllt. Falls eine zahlreiche Nachkommenschaft Glückseligkeit begründet, müssen diese Spechte sie genießen; denn sie brüten zwei Mal im Jahre, und eben deshalb läßt sich die Häufigkeit des Vorkommens dieses Vogels in Amerika wohl erklären."

„Der Flug des Goldspechtes ist schnell und ausdauernd, im Vergleich zu dem anderer Spechte knapper, kurzbogiger. Wenn der Vogel von einem Baum zum andern fliegt, durcheilt er eine gerade Linie, senkt sich wenige Ellen vor dem erwählten Baume hernieder, hängt sich unten am Stamme an und klettert nun, wie andere Spechte auch, rasch empor. Wenn er sich, wie es oft geschieht, auf einen Zweig niederläßt, stößt er sofort seinen wohlbekannten, durch das Wort „Flicker" zu übersetzenden Ruf aus. Er klettert vortrefflich in jeder Stellung, welche unter Spechten üblich. Zu dem Boden kommt er öfters herab, hüpft hier sehr schnell herum und nimmt eine Beere, einen Käfer und andere Kerbthiere oder ein Samenkorn, welches das Eichhörnchen herunterwarf, vom Boden auf. Verschiedene Früchte und Beeren

liebt er sehr, Aepfel, Birnen, Pfirsiche, Kirschen u. dgl. behagen ihm ungemein; er verschmäht nicht einmal das Getreide und besucht deshalb im Winter nicht selten die Feime auf dem Felde."

„Während des Winters tritt er eine kurze Wanderung an; sie wird nachts ausgeführt.

„Waschbären und schwarze Schlangen sind gefährliche Feinde dieser Vögel. Der erstere findet oft genug eins der Nester, auf dessen Boden er mit seiner Hand hinabreichen kann, holt dann geschickt die Eier herauf und verzehrt sie mit ersichtlichem Vergnügen; er mag wol auch dem alten Vogel selbst gefährlich werden. Die schwarze Schlange begnügt sich mit den Eiern oder Jungen. Verschiedene Falkenarten verfolgen ihn im Fluge; ihnen aber entrinnt der Goldspecht in den meisten Fällen, indem er sich der nächsten Höhlung zuwendet. Es ist recht lustig, das Erstaunen des Falken zu sehen, wenn die Beute, welche er eben zu ergreifen vermeinte, in eine Baumhöhle hinabtaucht. Sollte der Specht einen derartigen Zufluchtsort nicht erreichen können, so wendet er sich einem Baumstamm zu und klettert in Schraubenlinien mit so großer Schnelligkeit rund um denselben, daß der Raubvogel gewöhnlich ebenfalls geprellt wird."

„Das Fleisch des Goldspechts wird von vielen Jägern hochgeschätzt und oft gegessen, man trifft deshalb den Vogel gar nicht selten auf den Wildpretmärkten der größeren Städte. Ich habe mich nie mit einem Leckerbissen befreunden können, welcher den früher genossenen Ameisen seine Hauptwürze verdankt."

„In der Gefangenschaft verleugnet der Goldspecht sein munteres Wesen nie. Er geht ohne Schwierigkeit an das Futter und vergnügt sich nebenbei durch Arbeiten mit seinem Meiselschnabel, welcher in einem Tage mehr vernichten kann, als ein guter Arbeiter in der doppelten Zeit herzustellen vermag. Ich kenne von den siebzehn Arten, welche unsere ausgedehnten Wälder bewohnen, nicht einen einzigen, welcher so viel Frohsinn und Lust an den Tag legt, als eben der Goldspecht, und deshalb, theurer Leser, glaube Du nicht länger, daß die Spechte solche dumme, verlorne, verächtliche Wesen seien, wie bisher so oft behauptet worden ist."

Wenn man die Gefangenen des Hamburger Thiergartens beobachtet, bezweifelt man die Wahrheit vorstehender Schilderung nicht und bekrittelt am wenigsten die letzte Aeußerung des thierfreundlichen Forschers, welcher das Leben der amerikanischen Thiere besser kennen gelernt hat, als irgend ein

Anderer vor oder nach ihm. Gewiß, die Goldspechte sind höchst angenehme Vögel auch in der Gefangenschaft. Sie ertragen diese, wie es scheint, ohne große Beschwerde und sind hinsichtlich ihres Futters im Käfig weit weniger wählerisch, als gar manche andere Vögel, welche wir längst als leicht zu erhaltende Gefangene erkannt haben. Ihre Nahrung besteht in dem bekannten Nachtigallfutter. Sie sind zahm und zutraulich, kennen ihren Wärter, kommen auf seinen Ruf herbei und nehmen ihm die dargereichte Nahrung, besonders wenn dieselbe in noch lebenden Würmern besteht, aus der Hand.

Für den Vogelkundigen ist der von ihnen bewohnte Käfig ein höchst anziehender Gegenstand. Man kann hier in aller Muse die so auffallenden Bewegungen der Spechte beobachten, man kann sehen, wie sie rasch und geschickt an den Baumstämmen innerhalb ihres Käfigs emporklettern, wie kräftig sie sich in die Rinde derselben einhaken, wie sicher sie sich zu befestigen wissen, wie behend und kräftig sie ihren Schnabel zu gebrauchen verstehen; man kann selbst ihren Flug studiren, denn gar nicht selten machen sie wenigstens Versuche, in dieser Weise sich zu bewegen. An diesen Gefangenen habe ich beobachtet, daß sie auch im Schlafe ihre liebste Stellung annehmen. Daß die Spechte Baumhöhlungen zu ihrer Nachtherberge wählen, war mir durch die Beobachtung unserer deutschen Arten bekannt geworden; nichtsdestoweniger überraschte es mich, zu sehen, daß sie nicht nach anderer Vögel Art sich einfach auf dem Boden der Höhle niedersetzen, sondern sich, wie bereits bemerkt, an den Wandungen derselben in der Kletterstellung aufhängen. Mein Bruder hat mir mitgetheilt, daß die Goldspechte, bevor sie in den jetzt von ihnen bewohnten Käfig gebracht wurden, an dem Netzgitter ihres Gebauers sich aufhingen, wenn sie schlafen wollten. Man ersieht daraus, daß ihnen die Kletterstellung leichter wird, als jede andere.

Die Goldspechte haben mich aber noch mehr überrascht. Es will gewiß viel sagen, wenn ein Specht jahrelang im Käfig ausdauert; es will aber noch weit mehr bedeuten, wenn ein eingekerkerter Specht sogar zur Fortpflanzung schreitet. Dies hat, wie mir mein Bruder neuerdings mittheilt, ein Paar der gedachten Gefangenen des Hamburger Thiergartens gethan. Der beginnende Frühling hatte auch auf die ihrer Freiheit beraubten Vögel seine Wirkung nicht verfehlt, das Männchen des Goldspechtpaares hatte seinen Jubel wiederholt durch jauchzendes Aufschreien und kunstvolles Trommeln kund gegeben, hatte sein Weibchen mit aller ihm zu Gebote stehenden Liebenswürdigkeit beglückt, und siehe da, dieses begann plötzlich, Eier zu legen! Aber

leider wurde die erfreuliche Hoffnung der Vögel und ihrer Pfleger nicht erfüllt. Das Weibchen ging über dem Eierlegen zu Grunde, wie es schien, an Erschöpfung in Folge allzuschneller Entwicklung der Eier selbst. Wahrhaft rührend war es, zu beobachten, wie traurig das Männchen fortan sich geberdete. Es rief tagelang, ohne Unterbrechung fast, nach seinem Weibchen, es trommelte jetzt im Uebermaß seiner Sehnsucht, wie früher in der Jubellust seiner Liebe: es hatte nicht einmal in den Nachtstunden Ruhe. Mein Bruder hat mir berichtet, daß es zuletzt stiller geworden ist, daß es aber auch viel von seiner früheren Lebhaftigkeit eingebüßt hat, und so bleibt es fraglich, ob es diesen Verlust überwinden wird.

Die Riesenfischer.

Unser Eisvogel oder Königsfischer, der einsam lebende Bewohner aller dicht umbuschten Bäche, Flüsse und Ströme, der unermüdliche Fischjäger, hat in den übrigen Erdtheilen eine sehr zahlreiche Verwandtschaft. Unter ihr giebt es eine Menge prachtvoll gefärbter Vögel, aber nur wenige, welche sich hinsichtlich ihrer Gestaltung von der europäischen Art wesentlich unterscheiden. Die Zunft der Eisvögel zeigt einen so übereinstimmenden Leibesbau, daß auch der Unkundige, falls er das Bild unserer Art sich bewahrte, irgend einen seiner fremdländischen Verwandten kaum verkennen dürfte.

Mit dieser Gleichmäßigkeit in der Gestaltung steht Gleichmäßigkeit der Lebensweise im innigsten Zusammenhange: die meisten Eisvögel leben und betragen sich ganz wie der unsrige. Aber es finden sich Ausnahmen. Es giebt nämlich einzelne Arten dieser Zunft, welche weniger Fischräuber und deshalb minder an das Gewässer gebunden sind, als unser Königsfischer. Sie bewohnen die Wälder ihrer Heimat und nähren sich hauptsächlich von Kerbthieren, welche sie nach Art der Bienenfresser im Fluge wegfangen oder nach Art der Racken vom Boden aufnehmen. Einzelne wagen sich sogar an höhere Thiere und werden zu Raubvögeln im eigentlichen Sinne des Worts.

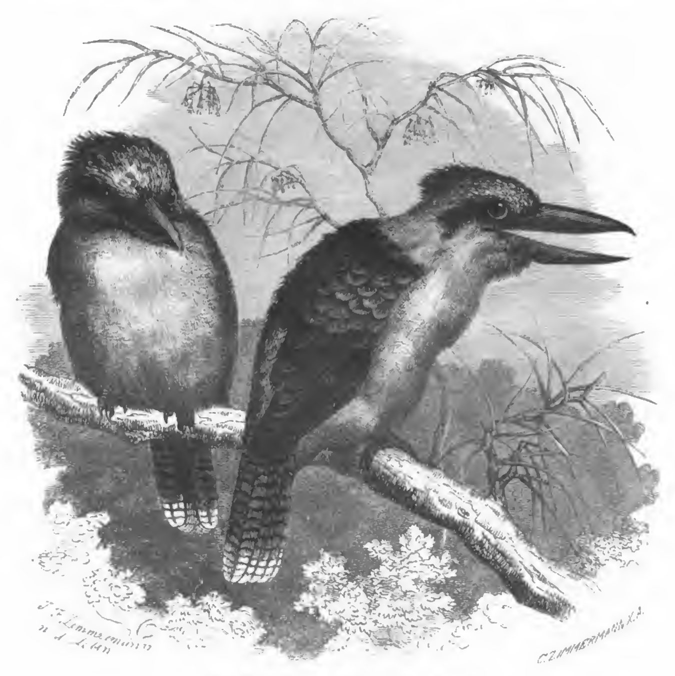
Unter diesen letzteren steht der Riesenfischer, „der lachende Hans" der Einsiedler Australien's (Dacelo gigantea), obenan. Er ist wirklich der Riese seiner Familie, wenigstens eine der größten Arten unter den Eisvögeln; denn seine Länge beträgt 17 bis 18 Zoll, die Flügelbreite aber über 2 Fuß; der Schwanz wird gegen 6 Zoll, der Fittich vom Bug bis zur Spitze 8 Zoll lang; der Schnabel mißt beinahe 3 Zoll in die Länge und hinten über 1½ Zoll in die Breite. Die Gestalt kommt mit der unseres Eisvogels sehr überein. Die Befiederung ist aber minder dicht und die Färbung viel weniger lebhaft, als bei diesem. Kopf, Hals und die ganze Unterseite sind schmuzigfahlweißlich, die langen, zugespitzten Kopffedern längs ihrer Schäfte braun

gestrichelt, die borstigen Oberdeckfedern schwarz, die Hals- und Unterfedern zart dunkelbraun, in der Quere gebändert; das Gefieder des Vorderrückens und der Schulterdecken ist dunkelbraun, das des Hinterrückens glänzend bergblau, die kleinen Flügeldeckfedern sind dunkelbraun, blaßgrau gesäumt, die hinteren aber bergblau gefärbt, die Schwanzdeckfedern rostroth, schwarz gebändert. Die Vorderschwingen sind schwarzbraun, am Grunde weiß, die Steuerfedern auf rostrothem Grunde schwarz gebändert, die äußeren größtentheils, die übrigen wenigstens an der Innenfahne und Spitze weißlich. Der große Schnabel ist in seiner oberen Hälfte schwärzlich hornfarben, in seiner unteren aber fahlgilblich, die Füße sind düsterbraungrau, der Augenstern ist dunkelbraun.

Das Weibchen unterscheidet sich, wie Dies in der Eisvogelfamilie die Regel, wenig von dem Männchen. Man kann höchstens sagen, daß die Farben bei ihm minder lebhaft und weniger hervorstechend sind. Das Braun der Scheitelmitte und der Zügel tritt bei dem Männchen mehr hervor. Die Seiten des Oberkopfes zeigen einen bräunlichen Schimmer, und Brust und Bauch sind weniger gewellt. Auch die Rückenfedern haben einen bräunlichen Ton, welcher dem Weibchen fehlt. Anderweitige Unterschiede haben wir nicht aufzufinden vermocht. Hinsichtlich ihres Betragens und zumal rücksichtlich der Stimme unterscheiden sich die Geschlechter nicht.

Neben den prachtvollen Kakadus, den Breitschwanzsittichen und den vielen anderen Glanzvögeln Neuhollands, welche die Aufmerksamkeit des Neulings auf sich ziehen müssen, macht sich der Riesenfischer gewiß jedem Ankömmling in Australien bald bekannt. Er führt sich zunächst redend oder richtiger, lachend ein, nicht gerade in der anmuthigsten Weise, sondern eher in märchenhafter Art, wie aus den Worten des Capitain Steward zur Genüge hervorgehen dürfte. „Das Geschrei dieses Vogels," sagt der gedachte Reisende, „klingt wie ein Chor wilder Geister und muß den Wanderer schrecken, zumal wenn er sich in Gefahr glaubt, weil er meinen muß, daß sein Unglück ihn schon hohnlachend verspotte." Aehnliche Ausdrücke gebrauchen auch andere Reisende und Naturbeobachter, welche über jene Gegend berichten. „Eine Stunde vor Tagesanbruch", so erzählt „„ein alter Buschmann"" in seinen „Waldgängen eines Naturforschers", „wird der Jäger aufgeweckt durch unharmonische Töne, als ob eine Heerschaar des bösen Feindes kreischend, schreiend und lachend rund um ihn herumtobe. Jene Töne sind der Morgengesang des lachenden Hans, welcher seinen gefiederten Genossen den Anbruch des

Tages verkündet. Zur Mittagszeit hört man dasselbe wilde Lachen, und wenn die Sonne im Westen niedergeht, tönt es wiederum durch den Wald. Ich werde niemals die erste Nacht vergessen, welche ich in Australien verbrachte. Nach unruhigem Schlaf erwachte ich mit Tagesanbruch; aber ich brauchte Zeit, um mich zu besinnen, wo ich mich befand, so überwältigend war der



Der Riesenfischer (Dacelo gigantea).

Eindruck, welchen die ungewohnten Töne auf mich machten. Das teuflische Gelächter des lachenden Hans vereinigte sich mit dem klaren, flötenähnlichen Ton der Elster, dem heißeren Gackern der Großfußhühner, dem Kreischen Tausender von Papageien und verschiedenen Stimmen anderer Waldvögel zu einem so wunderbaren Ganzen, wie ich es nie vernommen."

Das Entsetzen mildert sich, jemehr man den Vogel kennen lernt, und die Eingeweihten, welche seine Stimme im Walde vernehmen, pflegen fast erfreut zu sagen: Ach, siehe da, unser lieber Freund, der lachende Hans, läßt sich auch vernehmen. „Der lachende Hans", sagt unser bereits erwähnter Gewährsmann, „ist des Buschmanns Uhr, welche, da sich der Vogel immer am Lager aufhält, ihn niemals im Stiche läßt, und weil der Vogel nun außerdem noch Schlangen tödtet, wird er wie unser Rothkehlchen zum allgemein beliebten Freund des Menschen, ja zum halben Heiligen." Aber, wie bemerkt, es setzt schon eine genauere Bekanntschaft mit dem lachenden Hans voraus, wenn man ihn anmuthig finden will.

Der Riesenfischer bewohnt hauptsächlich Neusüdwales oder Südostaustralien überhaupt, von Spencer's Golf bis zur Moritonbay. An geeigneten Orten ist er hier nirgends selten; in Vandiemensland und in Westaustralien fehlt er dagegen. Sein Aufenthalt sind die Waldungen, in der Nähe des Wassers, wie fern von demselben; denn es scheint nicht, als ob er für irgend eine Gegend eine besondere Vorliebe hätte; er besucht alle Oertlichkeiten, vorausgesetzt, daß sie mit Bäumen bestanden sind. Wirklich häufig ist er nirgends; denn auch er lebt einsiedlerisch, wie andere Mitglieder seiner Zunft, und duldet in dem großen Gebiete, welches er bewohnt, keine Gesellschaft Seinesgleichen. Vor dem Menschen fürchtet er sich nicht, und eine gewisse Neugier bringt ihn öfter mit diesem zusammen, als ihm gut ist. Sobald irgend Etwas im Walde vorgeht, kommt er herbeigeflogen, um zu untersuchen; das Anzünden eines Feuers ist ihm ein Ereigniß, er pflegt dann heranzukommen, um sich die Sache genauer anzusehen. Demungeachtet gewahrt man ihn selten eher, als bis er sein Gelächter anhebt. Dieses Lachen beginnt mit tiefen, rollend hervorgestoßenen Tönen, welche höher und höher aufsteigen, dabei immer lauter werden und endlich mit einigen schnalzenden Ausrufen schließen. In den Wäldern Australiens soll man es halbe Meilen weit vernehmen können, und zwar zu jeder Tageszeit, noch ehe die Sonne am Himmel emporgestiegen, und nachdem bereits das Dunkel des Abends auf dem Walde liegt. Oft wird dieses Gelächter dem Vogel zum Verderben; denn gar nicht selten dient dasselbe Feuer, welches ihn herbeilockte und zu seinem Geschrei veranlaßte, kurze Zeit darauf, sein Wildpret zu braten.

Die Nahrung des Riesenfischers besteht aus Kerbthieren, Krebsen und kleinen Wirbelthieren; sein Lieblingsfutter scheinen Eidechsen und Schlangen zu sein: beide verfolgt er mit Leidenschaft. Aber er unterscheidet sehr wohl

zwischen den harmlosen Echsen und den gefährlichen Schlangen: die ersteren greift er mit Begierde an, die letzteren mit großer Vorsicht. „Ich sah ihn nur einmal als Schlangenfänger," sagt unser Buschmann. „Ein Paar lachende Hänse saßen auf einem abgestorbenen Aste eines altergrauen Baumes und stießen von Zeit zu Zeit nach dem Boden herab. Sie hatten eine Teppichschlange getödtet und bewiesen durch ihr Geschwätz ihre große Freude darüber. Ob sie übrigens Schlangen fressen, vermag ich nicht zu sagen, ich bezweifle es jedoch; denn die einzigen Lurche, welche ich je in ihrem Magen gefunden habe, waren kleine Eidechsen." Uebrigens raubt der lachende Hans auch Mäuse und Ratten, kleine Beutelthiere u. dgl., nimmt Vogelnester aus, frißt dort die Jungen und die Eier weg, kurz, beträgt sich so recht nach Raubvogelart. Das Wasser scheint er lange Zeit entbehren zu können, wenigstens findet man ihn gar häufig auch auf den dürftigsten Ebenen, wo weit und breit keine Lache, kein Bächlein zu finden.

Im August und September, im Beginn des neuholländischen Frühlings also, schreitet der Riesenfischer zur Fortpflanzung. Er brütet nicht wie seine Verwandten in Erdlöchern, sondern in Baumhöhlen. Ein eigentliches Nest bereitet er nicht, legt vielmehr seine schönen, geperlten Eier, welche denen einer Ringeltaube an Größe etwa gleichkommen, auf die bloße Holzerde. Ob beide Eltern brüten oder das Weibchen allein, ist mir nicht bekannt; die Berichterstatter erwähnen nur, daß die Alten, wenn erst ihre Jungen ausgeschlüpft sind, den Brutplatz muthig und furchtlos vertheidigen und demjenigen, welcher sich dem Brutplatze nähert, tüchtige und gefährliche Bisse mit dem Schnabel versetzen.

Die jung aus dem Neste genommenen oder alt eingefangenen Riesenfischer gewöhnen sich bald an die Gefangenschaft und ertragen sie ohne Beschwerde jahrelang. Auch bei uns zu Lande in den Thiergärten gehören sie zu den regelmäßigen Erscheinungen, und hier gelten sie mit als die dankbarsten Thiere, welche man halten kann. Sie beanspruchen eine geringe Pflege, zeigen sich ziemlich gleichgiltig gegen Witterungseinflüsse, können deshalb bis in den Spätherbst im Freien gehalten auch mit den ersten Frühlingsmonaten schon wieder ins Freie gebracht werden und verlangen außer reiner Fleischnahrung Nichts weiter. Ihre Raubthiernatur beweisen sie auch im Käfig; denn sie stellen mit Eifer allen schwächeren Wirbelthieren nach, welche sich in den von ihnen bewohnten Raum verirren. Zur Fortpflanzung hat man sie in Europa noch nicht gebracht.

Die Raubthiere.

Obgleich ein des Hamburger Thiergartens würdiges Raubthierhaus zur Zeit erst ein frommer Wunsch ist, beherbergt die Anstalt doch bereits eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Raubthieren und darunter mehrere, welche zu den Seltenheiten zählen. Fast alle Familien der reichhaltigen Ordnung sind vertreten, und die höchststehenden zumal durch außerordentlich schöne Exemplare. Ich will, da ich es mir versagen muß, die Raubthiere ausführlich zu schildern, wenigstens die Namen von denjenigen nennen, welche ich während meiner wiederholten Besuche im Garten bemerkte. Aus der Katzenfamilie wurden oder werden gefangen gehalten: Löwe und Puma, Tiger, Leopard und Panther, Gepard und Serwal, Polar- und Rothluchs, Luchskatze und Karakal, Wild- und Zwergkatze; von Wildhunden sah ich außer unserm Isegrimm und Reinecke folgende Mitglieder: den Wolfshund und Prairiewolf, den Schakal und Schabrackenschakal, den Maikong und Silberfuchs, den Eisfuchs, die gefleckte und die gestreifte Hiäne; von Schleichkatzen fanden sich zur Zeit meines Aufenthalts die afrikanische Zibete und die indische Rasse, die südeuropäische und die westafrikanische Ginsterkatze, der Ichneumon und Mungos, die graue und die Zebramanguste, sowie die seltene Wansire, der Musang und Palmenroller; aus der Familie der Marder waren wenigstens die hauptsächlichsten Mitglieder vorhanden; besonders aber fielen mir die Bären durch ihre Reichhaltigkeit auf: denn schon wenige Monate nach der Eröffnung beherbergte der Garten außer den Aas- und Ameisenbären den Bär der Pyrenäen, den Baribal und Eisbär, den Kragen- oder tibetanischen Bär, vier verschiedene Rüsselbären und einen Wickelbär, — fast die Hälfte aller bekannten Mitglieder dieser Familie überhaupt. Der Beschauer hatte es also immerhin mit mehr als einem halben Hundert verschiedener

Raubthierarten zu thun. Daß diese Anzahl später verdoppelt, vielleicht verdreifacht werden wird, unterliegt keinem Zweifel: die Weltlage Hamburgs ermöglicht es, gerade diese Ordnung in größter Reichhaltigkeit zu sammeln

Es mag sonderbar klingen, wenn ich sage, daß mich weniger die großen, als die kleinen Raubthiere besonders angezogen haben; ich glaube aber, daß Jeder, welcher sich ernsthaft mit der Thierkunde beschäftigt, genau ebenso denkt, wie ich. Die großen Raubthiere haben sich dem Menschen so furchtbar gemacht, daß dieser schon deshalb genöthigt worden ist, sie genau zu beobachten. Dadurch gerade ist ihre Kunde sehr gefördert worden. Jeder Reisende, welcher das Innere Afrika's besucht, hält es für Pflicht, von dem Löwen zu reden; jeder aus Indien Heimkehrende weiß von dem Tiger zu erzählen. Die kleineren, schwächeren Räuber dagegen verschwinden neben solchen Größen. Aber auch ihr Leben ist ein beachtungswürdiges und jeder Beitrag zur Kunde desselben sehr erwünscht, eben wegen des Dunkels, welches noch nicht gelüftet worden. Man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, daß wir gegenwärtig den Löwen und Tiger genauer kennen, als unsere deutsche Wildkatze, daß wir von dem Leopard mehr wissen, als von dem noch heutigen Tages in Europa lebenden Luchs. Von jenen haben wir eine Menge Geschichten gesammelt, auch die geringfügigisten Sachen; hinsichtlich dieser müssen wir eingestehen, daß wir sie noch wenig kennen. Deshalb habe ich mich auch, soviel ich konnte, mit den Luchsen des Hamburger Thiergartens beschäftigt, und so glaube ich nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn ich ihnen einige Worte widme.

Noch heutigen Tages sind viele Naturforscher der Ansicht, daß der kanadische oder Polarluchs (Lynx canadensis) von dem unsrigen, dem Rothluchs (Lynx virgatus), nicht verschieden sei; sie sehen in ihm höchstens eine klimatische Spielart des andern. Hier in Hamburg kann man beide neben einander, ja in ein und demselben Käfige sehen und sie vergleichend betrachten; zur Ansicht der gedachten Naturforscher aber gelangt man hier sicher nicht.

Die Luchse bilden eine ziemlich streng abgeschlossene Gruppe der Katzen. Es hält in dieser Familie besonders schwer, Unterabtheilungen oder Sippen aufzustellen; denn die Aehnlichkeit aller Katzen ist eine sehr große. Ihr Leibesbau zeigt eine Uebereinstimmung, wie sie kaum in einer andern Familie noch vorkommt. Doch bekunden gewisse Katzen ein entschieden selbstständiges Gepräge und verdienen deshalb in besondere Gruppen, welche vollständig den Werth von Sippen haben, vereinigt zu werden. Zu ihnen gehören die Luchse.

Sie kennzeichnen sich durch ihren kurzen, kräftigen, auf hohen Beinen ruhenden Leib, durch den sehr kurzen, ja selbst stummelartigen Schwanz und einen längeren, auf der Spitze des äußeren Ohres stehenden Haarpinsel; einen starken Kinnbart haben sie, wenigstens die meisten Arten von ihnen, mit den Tigern gemein. Ihr Pelz pflegt, der nördlichen Heimat entsprechend, reichlich und weich zu sein. Die Färbung desselben ist regelmäßig eine wenig lebhafte; die Luchse tragen ein Kleid, welches sich der Boden- oder Baumfärbung innig anschließt. Der Karakal weicht augenfällig von dem allgemeinen Gepräge ab und verdient deshalb, wie bereits geschehen, zum Vertreter einer eigenen Unterabtheilung erhoben zu werden.

Man ist durchaus noch nicht im Reinen, ob alle in Europa vorkommenden Luchse zu ein und derselben Art gezählt werden müssen oder in mehrere Arten zerfallen. Einige Naturforscher glauben, daß die Luchse hinsichtlich ihrer Färbung bedeutend abweichen, andere sehen in den abweichenden verschiedene Arten. Es scheint mir Vieles für die Ansicht der Letzteren zu sprechen. Man hat die Verschiedenheit einfach durch Annahme eines Sommer- und Winterkleides zu erklären gesucht, die Gefangenen des Hamburger Thiergartens aber widersprechen einer solchen Annahme auf das Entschiedenste; denn an ihnen ist nach meines Bruders Versicherung durchaus keine Verschiedenheit hinsichtlich der Jahreszeit zu bemerken gewesen. Nur die Beschaffenheit des Pelzes ändert sich. Das Haar war dichter und länger im Winter, als im Sommer, die Färbung hingegen blieb zu allen Jahreszeiten fast genau dieselbe. Schwieriger dürfte es sein, etwas für oder gegen die Annahme des schwedischen Naturforschers Nilson zu sagen. Dieser nämlich erhielt ein Gewölfe junger Luchse, von denen einige die Färbung des Rothluchses, andere dagegen die Färbung des Silberluchses trugen, und glaubt deshalb, alle nordischen Luchse als Spielarten ein und derselben Art ansehen zu müssen. Auch G. Radde huldigt derselben Anschauung aus demselben Grunde. Noch läßt sich mit Bestimmtheit nicht entscheiden, welche Ansicht die richtige ist; wir sind noch nicht im Stande, die gedachten Fragen zum Austrag zu bringen. Aus diesen wenigen Andeutungen aber dürfte zur Genüge hervorgehen, daß jede genauere Beschreibung des Luchses und zumal eine vom lebenden Thier entnommene Beschreibung ihre Bedeutung hat.

Es wird für unsern Zweck am geeignetsten sein, beide Luchsarten mit einander zu vergleichen. Der Polar- oder kanadische Luchs des Hamburger Thiergartens ist ein schönes Männchen, welches seine volle Größe erreicht zu



Polarluchse.

haben scheint. Audubon giebt die Länge des Luchskaters dieser Art von der Schnauze bis zur Schwanzspitze gemessen zu 33, die Schwanzlänge zu 5 Zoll an. Die Maße treffen hinsichtlich des gedachten Thieres ungefähr zu. Größere Exemplare kommen nach den Angaben desselben Forschers vor, sind aber selten. Der europäische Verwandte ist entschieden größer. Das Weibchen des Hamburger Thiergartens, ein noch junges Thier, übertrifft bereits jenes Männchen an Größe; mein Bruder aber hat im Museum von Christiania einen in Norwegen erlegten Luchs gesehen, welcher einem Leopard an Höhe mindestens gleichkommt und dem Kanadier gegenüber als ein wahrer Riese erscheint. Die Länge dieses Thieres einschließlich des gegen 7 Zoll langen Schwanzes beträgt etwa drei Fuß. Aehnlich große Luchse dieser Art sind früher öfters erlegt worden, wie aus alten Jagdberichten zur Genüge hervorgeht. Man hat Kater erlegt, welche 90 Pfd. wogen, während gegenwärtig einer von 60 Pfd. schon zu den Seltenheiten gehört.

In ihrer Gestalt unterscheiden sich die beiden in Rede stehenden Gefangenen auffallend genug; jedoch muß ich hierbei erinnern, daß der Polarluchs ein Männchen, der Rothluchs hingegen ein Weibchen ist. Letzterer ist höher und schlanker gebaut, als der Polarluchs; sein Kopf ist kleiner, länger, der Hals schlanker, der Leib schmächtiger und die Lunte bedeutend länger, als bei diesem. Der dicke, breite Kopf des Polarluchses fällt auch dem ungeübten Beobachter sofort auf. Sehr bezeichnend für diesen scheint mir die bedeutende Stärke der Läufe und zumal der Pranken zu sein. Im Verhältniß zur Leibesgröße des Luchses dürften sie als die stärksten, welche in der Katzenfamilie überhaupt vorkommen, angesehen werden. Der Schwanz des Rothluchses ist zwar noch sehr kurz, aber doch nicht stummelhaft wie bei dem Polarluchs, auch mehr zugespitzt als hier, wo er wie abgehackt aussieht.

Hinsichtlich der Behaarung, wie auch hinsichtlich der Färbung und Zeichnung stehen sich beide Arten sehr nahe; der Pelz des Polarluchses scheint mir aber reichlicher und langhaariger zu sein, als der des Rothluchses. Bart und Ohrpinsel zumal sind entschieden entwickelter, als bei der europäischen Art. Das einzelne Haar ist ziemlich lang, dichtstehend, weich und verschieden gefärbt, an der Spitze anders, als am Grunde. Beim kanadischen Luchs ist ein bräunliches Silbergrau die herrschende Farbe; die Fleckenzeichnung wird nur wenig bemerklich. Der Rücken ist fast gleichmäßig, die Seiten hingegen und die Läufe sind gewellt, jedoch so schwach, daß man die verschiedenen Farben nur in der Nähe wahrnehmen kann; denn bei einiger Entfernung

verschmelzen sie vollständig zu einem einzigen Farbenton. Auf den Außenseiten der Läufe tritt die bandartige Zeichnung ein wenig deutlicher hervor; wirkliche Flecken aber zeigen sich nur auf der Innenseite der Vorderläufe in der Gegend der Ellbogen. Die Färbung der Oberseite geht ohne bemerkliche Abstufung in die der Unterseite über. Letztere ist fleckenlos, nicht weiß, sondern schmuziggrau, am Bauche sogar dunkelgrau. Die Nase ist fleischfarbig, die Lippe gelblichbraun, der Lippenrand aber dunkelbraun, das Gesicht lichtgrau, die Stirn etwas dunkler und deutlich der Länge nach gestreift, das Ohr am Grunde graubräunlich, am Rande schwarzbraun, fast schwarz, in der Mitte mit einem großen, weißlichen Fleck gezeichnet, auf der Innenseite mit langen, gelblichweißen Haaren besetzt. Der Bart ist lichtgrau bis auf einen ziemlich großen, schwarzen Fleck, welcher jederseits unterhalb der Kinnlade steht. Der Schwanz ist auf seiner Oberseite röthlich und gelblichweiß gebändert, an der Spitze etwa zollweit schwarz, auf der Unterseite gleichfarbig lichtgelb. Im Grunde ist das Haar des Pelzes gelblichbraun gefärbt. Das einzelne Haar zeigt diese Farbe an der Wurzel, hierauf einen dunkleren und sodann einen graugelblichen Ring; die Spitzen sind entweder schwarz oder grau.

Die Färbung des Rothluchses entspricht dem Namen des Thieres. Ein fahles Röthlichbraun, welches hier und da, zumal auf dem Rücken, wie mit graulichem Duft überzogen ist, bildet die Grundfarbe, von welcher die kleinen rundlichen Flecke deutlich abstechen. Der Rücken ist einfarbig, ungefleckt, wegen der weißen Haarspitzen ziemlich licht erscheinend; die Seiten und zumal die Läufe sind auf lichtröthlichem Grunde mit dunkeln rothbraunen oder graubraunen Flecken gezeichnet. Die Unterseite des Leibes ist ungefleckt und reinweiß, die Innenseite der Läufe weiß, aber gefleckt. Das Gesicht ist röthlich; die Lippen und Augen sind weiß, die Lippenränder aber und der Fleck zwischen Nase und Mundspalte dunkelbraun, fast schwarz. Das Ohr ist auf der Rückseite sehr dunkel, ebenfalls schwarz gerandet und ebenso wie bei dem Polarluchs in der Mitte weiß gefleckt; die Innenseite ist weiß. Die Halsseiten hinter den Ohren sind einfarbig und blaßröthlich. Der verhältnißmäßig schwache Bart ist ebenso gezeichnet, wie beim kanadischen Verwandten. Der Schwanz ist im Enddrittel seiner Länge dunkelschwarz, außerdem aber auf der Oberseite, wie der Rücken, braunröthlich. Von den Ringeln oder verwischten Binden, welche man am Balg des ausgestopften wahrnehmen kann, bemerkt man bei dem lebenden Luchse Nichts. Die Läufe sind auf der Außenseite sehr stark gefleckt; die Flecke selbst stehen hier dichter und sind kleiner, als auf dem

Rumpfe. Auf der Innenseite sind die Flecken dunkler und bedeutend größer, auch nicht mehr rundlich, sondern länglich, und viele von ihnen verschmelzen mit andern, wodurch eine bandartige Zeichnung entsteht. Die Regenbogenhaut des Auges ist bei dem Rothluchs bräunlich, bei dem Polarluchs hingegen viel lichter, hellgelb; der Stern ist bei jenem größer, als bei diesem.

Sehr verschieden ist der Gesichtsausdruck beider Thiere, mindestens der beiden Gefangenen, nach denen vorstehende Beschreibung entworfen wurde. Der Rothluchs sieht listiger, munterer, vergnügter und klüger aus, als der Polarluchs, welcher stets mürrisch, mißvergnügt und ziemlich nichtssagend in die Welt hinausschaut.

Der Vollständigkeit halber will ich Vorstehendem die Temminck'sche Beschreibung des Silberluchses (Lynx cervarius) hinzufügen. „An Größe", sagt gedachter Naturforscher, „kommt der Silberluchs fast dem Wolfe gleich. Der Schwanz ist länger, als der Kopf, am Ende dünner, als an der Wurzel, die Ohrpinsel sind kurz oder sie fehlen. Der Backenbart ist mittellang, die Schnauze etwas gestreckt. Die Haare sind sehr lang und buschig, besonders an den Beinen und Fußsohlen. Die Färbung ist hellgrau an der Wurzel, schön hellroth in der Mitte, silbergraulichweiß au der Spitze; der Pelz erscheint deshalb röthlich silbergrau. Die runden oder etwas länglichen schwarzen Flecken werden durch Haare gebildet, welche am Grunde röthlich sind, aber in lange, vollkommen schwarze Spitzen endigen. Auf dem Rücken stehen die Flecken weit aus einander, auf den Seiten gedrängter. Die Innenseite der Beine ist ungefleckt, der ganze Unterleib weiß. Der Backenbart ist weißlich mit großen, schwarzen Flecken. Ein schwarzes, halbkreuzförmiges Band zieht sich von den hinteren Augenwinkeln gegen die Wangen herab; ein schwarzer Kreis umgiebt die Augen. Die Ohren sind auf der Außenseite schwarz gerandet. Der Schwanz hat an der Wurzel einige schwarze Querflecken; seine kleine Endhälfte ist tiefschwarz. Bei alten Luchsen dieser Art ist die Endhälfte silbergrau, bei jüngeren schmuzig gelblich weiß, durch dunklere, gelbe, schwarzbraun gesäumte Binden mehr oder minder deutlich gezeichnet. Die Gesammtlänge des ausgewachsenen Luchses dieser Art beträgt 3 Fuß 4 bis 8 Zoll, wovon 7 bis 9 Zoll auf den Schwanz kommen; die Höhe am Widerrist schwankt zwischen $2^1/_4$ und $2^1/_2$ Fuß." Mit diesen Angaben stimmt die Beschreibung, welche mein Bruder von dem im Museum zu Christiania aufgestellten Luchs angiebt, vollständig überein.

Mindestens auffallend ist, daß Größe und Färbung des Silberluchses

bei allen Exemplaren, welche in Frage kommen können, sehr übereinstimmen, nicht minder auffallend, daß der Rothluchs niemals die Größe dieser sogenannten Spielart erreicht, bemerkenswerth endlich nach Radde der Umstand, daß, in Sibirien wenigstens, da, wo der Hirschluchs wohnt, der Rothluchs fehlt. Den Jägern des Chingangebirges z. B., welche den ersteren sehr genau kennen, ist der letztere ganz unbekannt. So viel ist sicher, daß wir noch keineswegs befugt sind, endgiltig Hirsch- und Rothluchs als zu einer Art gehörige Spielarten anzusehen, wie neuerdings regelmäßig geschehen ist.

Es ist sehr erklärlich, daß wir über das Freileben der Luchsarten noch sehr wenig unterrichtet sind. Die alten guten Zeiten, in denen diese Raubthiere in der Nähe des gebildeten, also beobachtenden Menschen vorkamen, sind vorüber, auch in Amerika vorüber; denn die Luchse sind zur Zeit überall selten geworden, und es hält gegenwärtig schwer, Beobachtungen über sie zu sammeln. Mit dem Löwen oder Tiger wird der Mensch leichter bekannt, als mit dem Luchs; denn beide sind gezwungen, in der Nähe seiner Wohnsitze zu rauben; beide suchen, wenn nicht den Menschen, so doch dessen Herden auf, um sich zu ernähren. Der Luchs hingegen betreibt nur im tiefsten Walde seine stille Jagd, und auch hier wird sie ihm verleidet. Auch er erliegt dem Geschick, welches alle Thiere erreichen muß, die dem Menschen feindlich gegenüber treten. Es ist, als ob er Dies wisse; denn er meidet ängstlich, mit seinem Erzfeinde zusammenzukommen: er flüchtet stets vor ihm, drängt sich ihm niemals auf.

Dieses einsame, verborgene Leben des großen Raubthieres ist als der hauptsächlichste Grund unserer ungenügenden Bekanntschaft mit ihm und seinem Treiben anzusehen. Die Beobachtung des Luchses ist bis jetzt nur Stückwerk. Auch der eifrigste Naturforscher hat immer nur einen einzigen Zug von ihm kennen gelernt; jeder einzelne Berichterstatter kann immer nur von einer flüchtigen Bekanntschaft reden. Daher kommt es denn auch, daß Diejenigen, welche aus eigener Erfahrung über ihn sprechen, oft sehr von einander abweichen. Die scheinbaren Widersprüche sind eben noch nicht durch genügende Beobachtungen ausgeglichen; der Stoff zu einem vollständigen Lebensbild des Thieres ist noch nicht vorhanden.

Nach Allem, was wir wissen, scheint es kein Fehler zu sein, wenn man Dasjenige, welches man hinsichtlich des Lebens einer Art erfuhr, auch auf das der andern bezieht. Alle nordischen Luchse, welche sich hinsichtlich ihrer Gestalt nahe stehn, scheinen sich auch bezüglich ihres Lebens und Treibens

ähnlich zu sein; die Beobachtung an Gefangenen wenigstens bestätigt diese Behauptung durchaus. Wir dürfen deshalb wohl alles uns Bekannte zusammenstellen und die eine Luchsart im Sinne behalten, während wir von verschiedenen reden.

Der Luchs ist, wie bereits bemerkt, ein Bewohner großer, zusammenhängender Waldungen bergiger Gegenden. Diese zieht er der Ebene vor, hauptsächlich ihrer felsigen Schluchten oder tiefen Thäler halber, welche so reich an geeigneten Versteckplätzen sind und ihm einen erträglichen Aufenthalt wenigstens möglich machen. Deshalb fehlt unser europäischer Luchs noch heutigen Tages keinem Alpenzuge, keinem Waldgebirge im Norden oder im Süden. Er (oder eine ihm sehr nahe stehende Art, der Pardelluchs, Lynx pardinus) findet sich noch in allen Gebirgen der pyrenäischen Halbinsel; er kommt in der Schweiz und Tyrol, in Ungarn, Siebenbürgen und auf der Balkanhalbinsel vor. Er bewohnt noch ganz Skandinavien, den größten Theil Rußlands und verbreitet sich über alle Berggegenden Sibiriens. In ganz ähnlicher Weise wählt sich der amerikanische Verwandte seinen Stand. Er fehlt an der Seeküste, findet sich dagegen und zwar ziemlich häufig in allen bewaldeten Gebirgsgegenden des innern Nordamerika. Audubon giebt in seiner anziehenden Weise eine Schilderung der Lieblingswohnsitze dieses Thieres.

In einigen Theilen des Staates Maine und Neubraunschweig, so ungefähr erzählt er uns, giebt es Landstrecken, welche früher mit großen Bäumen bestanden waren, nun aber theilweise durch das Feuer verheert worden sind und einen überaus traurigen Anblick gewähren. So weit das Auge reicht, sieht man nach jeder Richtung hin hohe, geschwärzte und verkohlte Stämme aufrecht stehen, von denen nur einzelne noch einen oder mehrere ihrer dicken Aeste in die Luft strecken, während die größere Masse ihres Gezweiges den Boden deckt, halb verbrannt und verkohlt, halb verfault und vermodert. Zwischen diesen Ueberbleibseln vergangener Tage hat sich eine neue Pflanzenwelt erhoben; die Natur hat wieder begonnen, die durch das Feuer vernichteten Bäume zu ersetzen, und auf Strecken hat sich bereits ein dichtes Unterholz gebildet. Der Mensch, welcher solchen Wald betritt, muß seinen Weg mühsam sich bahnen, bald über Stämme klettern, bald unter ihnen wegkriechen oder auf einem der gefallenen dahingehen, um allen den verschiedenen Hindernissen auszuweichen, welche das Feuer und der später hinzugekommene Nachwuchs in den Weg legen. In solchen Wäldern geschieht es, daß der

Jäger, dessen Aufmerksamkeit bisher höchstens durch Wildhühner und andere Vögel beansprucht wurde, leise und unhörbar ein größeres Säugethier sich bewegen sieht, in der Absicht, vor dem Störenfried sich zu verbergen. Der Kundige erkennt in ihm den Luchs, welcher listig genug ist, vor seinem gefährlichen Feinde sich so rasch als möglich zurückzuziehen. Ebenso oft mag es vorkommen, daß dasselbe Thier, auf einem der dickeren Zweige gelagert und von dem dichten Gelaub verhüllt, den Jäger an sich vorbeigehen läßt, ohne sich zu regen oder überhaupt ein Zeichen von seinem Vorhandensein zu geben. Auge und Ohr sind scharf auf den Feind gerichtet, jede Bewegung desselben wird wahrgenommen, jede Handlung geprüft und beurtheilt, aber auch nicht das leiseste Zucken verräth die gespannte Aufmerksamkeit des listigen Geschöpfes.

Noch lieber ist dem Luchs, wie wir nach sicheren Berichten wissen, eine trockene Felsenhöhle, welche eine ziemlich weite Umschau gewährt, ohne den in ihr Liegenden zu verrathen. Der Luchs wählt sich unter allen Umständen eine Oertlichkeit, welche seinem Felle hinsichtlich der Färbung möglichst entspricht. Die Wahl eines solchen Lauer- oder Ruheplatzes wird ihm nicht schwer; denn sein Kleid ähnelt der Baumrinde ebenso sehr, wie dem Gestein: es geht in der herrschenden Färbung vollständig auf. Gerade das Ungewisse, Unbestimmte der Zeichnung, die verschiedene Färbung des einzelnen Haars, dessen lebhaft gefärbte Stellen durch die graulichen Spitzen verdeckt oder gemildert, abgestumpft werden, ist vortrefflich geeignet, das Thier zu verbergen. Schon auf geringe Entfernung hin ist auch das schärfste Auge nicht mehr im Stande, die bunte Zeichnung des Felles wahrzunehmen; sie erlischt, wenn man so sagen darf, und das Allgemeine, welches zum Unbestimmten wird, kommt zur Geltung. Ein Luchs, welcher sich platt auf einen starken Eichen- oder Föhrenast niederdrückt, wird viel leichter für einen Knorren dieses Astes, als für ein Thier gehalten.

Während des Tages bleibt der Luchs wo möglich auf ein und derselben Stelle liegen. Er giebt sich dann einem Halbschlummer hin, nach Art unserer Hauskatze, welche in gleicher Weise halbe Stunden zu verträumen pflegt, aber doch auf Alles achtet, was um sie her vorgeht. Die feinen Sinne des Thieres sind ihm während solcher Träumerei der beste Schutz. Ich habe mich an dem Gefangenen des Hamburger Thiergartens wiederholt überzeugt, daß gerade der Sinn des Gehörs auch dann in vollster Thätigkeit war, wenn die Luchse im tiefsten Schlafe zu liegen schienen. Das leiseste Rasseln ver-

ursachte bei ihnen ein sich Drehen und Wenden nach der verdächtigen Gegend hin, und die geschlossenen Augen öffneten sich augenblicklich, wenn dieses Geräusch stärker wurde. Am tiefsten scheint der Luchs in den Früh- und Mittagsstunden zu schlafen; des Nachmittags reckt er sich gern, wenn ihm Dies möglich, im Strahle der Sonne. Dabei legt er sich, wenn er es haben kann, auch halbe Stunden lang auf den Rücken, wie ein fauler Hund: — so wenigstens thun die Gefangenen, welche ich beobachtete. Mit eintretender Dämmerung wird er munter und lebendig. Während des Tages schien er zur Bildsäule erstarrt zu sein: mit Einbruch des Abends bekommt er Leben und Bewegung.

Die eigenthümliche Gestalt des Luchses läßt jede seiner Bewegungen auffallend, im gewissen Sinne sogar plump erscheinen. Man ist gewöhnt, in der Katze ein niedrig gebautes, lang geschwänztes Säugethier zu sehen und Bewegungen wahrzunehmen, welche den kurzen Läufen entsprechen, d. h. welche gleichmäßig, nicht ungestüm, weich und deshalb wenig bemerklich sind. Bei dem Luchs ist Dies anders: er geht mehr nach Art des Hundes, als nach Art der Katze, tritt scheinbar derb auf und schreitet unverhältnißmäßig weit aus. Der kurze Schwanzstummel, welcher vielfach bewegt zu werden pflegt, vermehrt nur noch das Ungewohnte der Erscheinung, und so kann es kommen, daß man nur allzuleicht ein falsches Urtheil fällt. Bei genauerer Prüfung erfährt man, daß der Luchs ebenso gewandt und behend ist, wie jede andere Katze; nur die Anmuth seiner Verwandten fehlt ihm: sie ist mit solcher Gestalt unvereinbar. Dagegen übertrifft er alle niedrig gebauten Katzen in der Schnelligkeit und Ausdauer seines Laufes. Er geht schnürend, d. h. so, daß er immer ein Bein gerade hinter das andere setzt, mit großen Schritten, und ist im Stande, gewaltige Sätze auszuführen. Die Gefangenen springen mit der größten Leichtigkeit bis zu zehn Fuß senkrecht empor, die Freilebenden höchst wahrscheinlich über gleich weite oder weitere Klüfte hinweg. Ueberhaupt ist der Luchs in allen Leibesübungen Meister. Ebenso gut, als er geht, klettert er, und ebenso sicher, als er klettert, schwimmt er; er setzt selbst über breite Ströme in schnurgerader Linie hinweg. Seine Vorderpranken gebraucht er mit der Schnelligkeit des Blitzes und mit einer fast unfehlbaren Sicherheit.

Die Alten, welche wahrscheinlich annahmen, daß unter den Sinnen des Luchses das Gesicht obenanstände, waren zweifelsohne im Irrthum. Nach allen Erfahrungen, welche wir an den Gefangenen machten, ist, wie bei allen Katzen überhaupt, das Gehör der feinste Sinn. Das Auge ist allerdings

auch vorzüglich, es wird aber doch von dem Gehör überboten. Zu solchen Anschauungen kommt man, wenn man mit gefangenen Luchsen verkehrt und Versuche hinsichtlich der Sinnesfähigkeiten anstellt. Unter allen Umständen richten sich erst die Lauscher dahin, wo Etwas geschieht; die Augen folgen regelmäßig später. Als der dritthöchste Sinn darf wahrscheinlich das Gefühl bezeichnet werden. Wir haben auch hierüber Beobachtungen angestellt und gefunden, daß die leiseste Berührung irgend einer Stelle des weichen Pelzes dem Luchs bemerklich wird und ihn zur Abwehr veranlaßt. Als Tastsinn offenbart sich das feine Gefühl des Luchses namentlich bei seinen Bewegungen, im verschlungenen Gebüsch oder beim Aufspüren und Aufnehmen einer beobachteten und bereits getödteten Beute. Wie allen Katzen sind auch ihm die Schnurrhaare im Gesicht unentbehrlich; mit ihnen muß er Alles betasten, womit er sich näher befassen will. Ueber den Geschmack ist wenig zu urtheilen; tritt man aber der Auffassung der Jäger bei, so muß man auch ihn als sehr wohlentwickelt bezeichnen. Der Luchs ist nach Ansicht der Waidmänner leckerer, als irgend ein anderes Raubthier. Nur der Geruch ist bei ihm entschieden verkümmert, wie Dies ja in der Katzenfamilie überhaupt die Regel ist. Von dem feinen Spüren der Hunde, Schleichkatzen und Marder ist bei dem Luchs keine Rede; er muß den Gegenstand, welchen er durch diesen Sinn untersuchen will, dicht vor der Nase haben und bedarf lange Zeit zu seiner Untersuchung, bevor er zum Abschluß kommt.

Die geistigen Fähigkeiten des Thieres sind von jeher sehr verschieden beurtheilt worden, und in der That ist es nicht gerade leicht, sich ein bestimmtes Urtheil zu bilden, aus dem einfachen Grunde, weil wir mit den wildlebenden Luchsen viel zu selten zusammenkommen und auch mit den Gefangenen ein eigentlich freundschaftlicher Verkehr nicht möglich, mindestens nur große Ausnahme ist. Ein geistig niedrigstehendes Thier ist der Luchs gewiß nicht. Von den freilebenden hat man genug Beweise großer List und Schlauheit beobachtet und an Gefangenen wenigstens Nichts bemerkt, was einer ihm günstigen Annahme widerspräche. Der freilebende Luchs bewegt sich unter allen Umständen mit größter Vorsicht. Er verläßt den schützenden Wald überhaupt nur, wenn es nothwendig wird, ein ausgeraubtes Gebiet zu verlassen, um ein nahrungsreicheres aufzusuchen. Dabei kann es denn vorkommen, daß das Thier über freie Flächen hinwegschreitet. Solche Wanderungen werden nur des Nachts unternommen und immer mit Berücksichtigung aller Gefahren, welche der Weg im Freien möglicherweise in der Folge

haben könnte. So erzählt Radde, daß der Luchs oft wieder in die Spur zurücktritt, welche er im Schnee hinterlassen, und dadurch nicht blos die Hunde, sondern auch den Jäger täuscht. Andere Beobachter erfuhren, daß er auf seinen Wanderungen jede Deckung, also jeden Busch und jede Buschreihe sorgfältig benutzte. Die Katzennatur des Thieres macht ein derartiges Benehmen ohnehin zur Pflicht: es würde dem Jagderwerb des Luchses schaden, wollte er sich zeigen. Auch ihn bringt geduldiges Lauern und vorsichtiges Anschleichen zur Beute. Er muß jeden Vortheil wahrnehmen, um sich möglichst zu verbergen, und das Versteckspielen wird ihm deshalb, sozusagen, zur zweiten Natur. Im übrigen wissen wir vom Wesen des Luchses Nichts anzugeben, was nicht im Einklang stände mit den Erfahrungen, die wir an andern Katzen gemacht haben. Einige sind geneigt, in ihm die blutgierigste, grausamste, bösartigste und ingrimmigste aller Katzen zu sehen, und schreiben ihm einen hohen, oft tollkühnen Muth zu; Andere nennen ihn furchtsam und feig. Richardson behauptet sogar: „Er ergreift in erbärmlicher Weise die Flucht, wenn er von dem Jäger überrascht wird, faucht zwar wie eine Katze und sträubt sein Haar, greift aber niemals den Menschen an und kann durch einen einzigen Schlag auf seinen Rücken mit einem dünnen Stöckchen getödtet werden." Dagegen versichert Kobell, daß die Luchse, welche von dem Jäger in Schlageisen gefangen wurden, bei Ankunft des Menschen sich rasend geberden. „Kam der Jäger dazu, so zog der Luchs, rückwärts kriechend, das Eisen, welches immer mit einer Kette an einer starken Baum- oder Laatschenwurzel befestigt ist, mit sich, soweit er konnte, und richtete seine Blicke dabei furchtbar grinsend auf den Herannahenden. Glaubte er dann, den Feind erhaschen zu können, so versuchte er es, wenn er Dessen noch fähig, mit einem so gräulichen Satz, daß es gräulich zu schauen war. Meistens hatte er sich die Krallen an den freien Pranken von der gewaltigen Anstrengung, sich zu befreien, ausgerissen und die Fänge gebrochen." Auch Audubon, welcher Richardsons Angabe in Erwägung zieht, zweifelt sehr stark an der Feigheit des Luchses: er weiß eben Angaben vom Gegentheil zu machen. In gleicher Weise sprechen sich die nordischen Jäger und Naturforscher aus: „Es war in den letzten Tagen des Februars", sagt Aberg in einer schwedischen Zeitschrift, „als ich eine Luchsspur fand. Da die Gegend stark von Wölfen besucht war, so hatte ich dem Hunde das Stachelkleid angelegt. Nach einer Jagd von zwei bis drei Stunden wurde der Luchs endlich müde und stellte sich unweit einer Birke, wo der Hund Standlaut gab, bis ich hinzukommen

und schießen konnte. Wohl mochte indeß die Entfernung zu groß sein, daher hatte der Schuß nicht gleich eine entscheidende Wirkung, und mit dem andern Laufe zu schießen, war unmöglich, indem sich der Luchs mit einem Satze auf den Hund warf. Nun entstand ein kräftiger Kampf, welchen ich durch meine Dazwischenkunft abzubrechen suchte, was auch insofern gelang, daß der Luchs zwar den Hund losließ, dafür aber sich mit seinen Klauen auf der Stelle in eine meiner Lenden vergriff. Da ich die Klauen sehr scharf und unbehaglich fand, so machte ich einen kräftigen Versuch, mich dem Luchse zu entreißen, was aber nicht besser gelang, als daß ich umfiel, mit dem Gesicht in den Schnee, das Gesicht unter mich. Dabei bekam ich das Thier auf mich, indem er seinen Fang nicht fahren lassen wollte. Da sich nun aber der Hund frei und ledig sah, so befreite er mich sogleich von dem ungebetenen Gaste und setzte den Kampf solange fort, bis der Luchs endlich die Segel streichen mußte. Der Hund ist übel zugerichtet, und hätte ihm nicht das Stachelkleid Leib und Hals geschützt, so würde er gewiß draufgegangen sein."

Es dünkt mich nicht schwierig, die scheinbaren Widersprüche auszugleichen. Gerade die verschiedenen Angaben beweisen, daß der Luchs eine echte Katze ist; Dasselbe, was von ihm gesagt wurde, kann man auch von Löwen und Tigern erzählen. Man kennt hinsichtlich dieser beiden Könige des Katzengeschlechts eine hinlängliche Menge von Thatsachen, welche ebensosehr hohen Muth, als Muthlosigkeit beweisen. Das Gebahren der Katze richtet sich nach den Umständen. Als Regel darf angenommen werden, daß jede Katze den Kampf mit einem andern wehrhaften Geschöpf vermeidet, solange als möglich, ohne jedoch solchen Kampf zu scheuen. Die Art und Weise der Jagd aller Katzen, ihr verstecktes Herbeischleichen, ihr Bemühen, sich nicht sehen zu lassen, erklärt Dies. Auch der Löwe weicht, wenn er sich unbeschadet zurückziehen kann, vor dem Menschen und Hunde; selbst derjenige Tiger, welcher gewohnt ist, Menschen zu fressen, zieht sich zurück, wenn ihm der Mensch beweist, daß er nicht überrascht werden kann, sondern das Raubthier bereits gesehen hat. Solcher Rückzug endet aber in demselben Augenblicke, in welchem das Raubthier einsieht, daß ein ferneres Ausweichen ihm schädlich werden könnte. Der Luchs läßt sich meilenweit vom Hunde treiben; endlich aber hält er Stand und wehrt sich dann seiner Haut aufs verzweifeltste. Er hat eben nicht länger weichen wollen oder können. Genau so benimmt er sich dem Menschen gegenüber: er zieht sich vor ihm zurück, so lange es geht, wird aber unter Umständen zum rücksichtslos angreifenden

Gegner und kann dann höchst gefährlich werden. Richardsons Stockgeschichte ist leicht zu widerlegen: sie ist nicht wahr! Es giebt keine einzige Katze, welche sich in dieser Art angreifen, auf so plumpe Weise todtschlagen ließe. Auch der kanadische Luchs beweist, daß er sich seiner Stärke bewußt ist und seine gefährlichen Waffen wohl zu benutzen versteht.

Ueber das Betragen in der Gefangenschaft liegen ebenfalls einige Beobachtungen vor. „Ein junger, etwa zwei Tage alter Luchs“, sagt Lenz, „welchen J. W. Grill in Westgothland erhielt und von seiner Katze säugen ließ, ward späterhin mit Milch, Mehlbrei, Brot, gekochten Kartoffeln, gekochten Fischen, aber nicht mit rohem Fleisch gefüttert und ganz so zahm und zutraulich wie eine Hauskatze, ging in Grill's Zimmer frei herum, ward aber im Freien am Halsband geführt. Er schnurrte wie eine Hauskatze, murrte gegen fremde Hunde und biß fauchend nach ihnen. Die Katze pflegte und hegte ihn vier Monate lang, verließ ihn aber dann, wie er schon viel größer war, als sie. Fünf Monate alt wechselte er die Eckzähne.“

Diejenigen, welche als Erwachsene in die Gefangenschaft kommen, unterscheiden sich sehr von dem eben geschilderten Thiere. Mein Bruder erwähnt die Beiden, welche ich gegenwärtig vor mir habe, in seinen „Thieren des Waldes“ und sagt von ihnen: „Sie erscheinen mürrisch, eigensinnig und faul ihren Familien- und Sippengenossen gegenüber, liegen, einem in Erz gegossenen Bilde vergleichbar, fast bewegungslos halbe Tage lang auf demselben Ast und beweisen nur durch Zusammenrümpfen der Lippen, durch Bewegen der Lauscher und Seher und endlich durch Wedeln und Stelzen der Lunte, daß der Geist an der Ruhe des Leibes nicht Theil nimmt, sondern ohne Unterlaß beschäftigt ist.“

„Der Luchs führt jede Handlung mit würdigem Ernste, verständiger Ueberlegung und eiserner Ruhe aus. Niemals denkt er daran, wie die übrigen Katzen, gierig nach einer Beute zu schauen oder zu springen; er faßt vielmehr das ihm vorgeworfene Fleischstück oder das ihm geopferte Thier ruhig und fest ins Auge, nähert sich ihm langsam, greift blitzschnell zu, wedelt dabei rasch und heftig mit der stummelhaften Lunte und frißt dann, scheinbar ebenso mäßig und gelassen, wie ein wohl erzogener Mensch, — nicht mehr und nicht weniger, als er bedarf, dem Uebrigbleibenden fast verächtlich den Rücken kehrend. Die häßliche Gewohnheit anderer Katzen, mit ihrer eben gefangenen Beute noch längere Zeit zu spielen, sie angesichts des Todes zu ängstigen, besitzt auch er; nur geschieht dieses Spielen mit demselben Ernst, wie alle

übrigen Handlungen. — Eigentlich zahm kann man ihn nicht nennen. Sein Zorn wird wach, sobald sich ihm ein Mensch mehr nähert, als ihm recht ist. Er pflegt sich dann von seinem Lager zu erheben, wedelt heftig mit der Ruthe, zieht die Lippen zusammen und knurrt grollend in tiefster Brust oder faucht leise, jedoch ohne dabei wie andere Katzen das Maul aufzureißen. Andere Laute haben wir nie von ihm gehört, nicht einmal dann, wenn man ihn mit einer eisernen Stange belästigt. Gereizt zieht er sich stets nach seinem Baume zurück, schnellt sich mit einem einzigen Sprunge nach oben und lagert sich dann mit scheinbarer Ruhe auf einem Aste. Nach dem ihm vorgehaltenen Stocke haut er verdrießlich, aber niemals mit unüberlegter Heftigkeit."

Bis jetzt sind es solche Beobachtungen an Gefangenen gewesen, welche uns Haltepunkte zur Beurtheilung des Wesens unserer Raubthiere gegeben haben. Es läßt sich annehmen, daß der freilebende Luchs sich in vieler Hinsicht noch ganz anders zeigen wird, als der gefangene: doch wissen wir hierüber eben nichts Sicheres zu sagen. Versucht man, die Beobachtungen, welche bis jetzt gesammelt worden sind, zusammenzustellen und nach ihnen ein Lebensbild des Luchses in den allgemeinsten Zügen zu entwerfen, so ergiebt sich etwa Folgendes:

Der Luchs bewohnt in einer geeigneten Gegend ein ausgedehntes Gebiet und zwar nach anderer Katzenart einzeln, wenigstens während des größten Theils vom Jahre. Nur gegen die Ranzzeit hin, welche bei uns zu Lande in die ersten Monate des Jahres fällt, vereinigen sich die Luchse, je nach den Umständen mehrere oder wenigere. In Sibirien und Skandinavien sollen bei solchen Gelegenheiten ihrer vier bis sechs zusammen beobachtet werden; in Amerika wird Dies hinsichtlich der kanadischen Art wohl ebenso sein, in Mitteleuropa hingegen gehört es zu den größten Seltenheiten, wenn man jetzt noch mehr als zwei Luchse spürt. Wahrscheinlich ist es die Ranzzeit, welche einzelne Männchen zu größeren Streifereien veranlaßt und sie dann in Gebiete führt, in denen sie bereits als ausgerottet betrachtet werden. Solche Wanderungen sind wiederholt beobachtet worden. Im Harz wurden die beiden letzten Luchse erlegt in den Jahren 1817 und 18, in Thüringen einer im Jahre 1819, in Würtemberg am 15. Febr. 1846. In Baiern und Ostpreußen werden fast alle Jahre noch Irrlinge gespürt, welche von den Alpen und bezüglich aus den russischen oder polnischen Wäldern hereinstreifen. Dasselbe mag hinsichtlich Niederösterreichs der Fall sein, woselbst der Luchs von den Karpathen her einwandert. Uebrigens ist er im beschränkten

Sinne fortwährend auf der Wanderung, er bewohnt und durchstreift wenigstens ein sehr großes Jagdgebiet. Die Art und Weise, wie er jagt, sowie seine Leckerhaftigkeit bedingt Dies. Er schont nicht, sondern verödet, wie die Wildkatzen überhaupt, in kürzester Frist jedes Jagdgebiet. Obwohl kleine Säugethiere und Vögel wahrscheinlich seine gewöhnliche Nahrung bilden, greift er doch ohne Bedenken auch größeres Wild an, namentlich Reh- und jüngeres Rothwild, und zwar thut Dies der kanadische wie der Rothluchs. Richardson behauptet zwar, daß jener ein furchtsames Geschöpf wäre, unfähig, irgend einen großen Vierfüßler anzugreifen, und höchstens geeignet, den Hasen, sein hauptsächlichstes Wild, zu bewältigen; Audubon aber und andere Berichterstatter haben auch Beweise vom Gegentheil erfahren, und hinsichtlich des Rothluchses unterliegt es keinem Zweifel, daß er auf Hochwild oder andere große Thiere jagt.

Ich will zunächst einige Beispiele geben, wie schädlich er den Hausthieren werden kann. Schinz erzählt von einem Luchse, welcher im Februar 1813 erlegt wurde, nachdem er vorher an vierzig Schafe und Ziegen zerfleischt, und Tschudi fügt Dem hinzu, daß drei Luchse in wenig Wochen 160 Schafe und Ziegen niederrissen; ja, dieser Naturforscher glaubt sogar behaupten zu dürfen, daß unser Raubthier unter Umständen an Kühe sich wagt, ihnen wenigstens in unverkennbarer Absicht auf den Hals springt. Eine norwegische Zeitung theilt folgende Thatsache mit. „Vor ein paar Wochen kam eine Herde Ziegen mitten am Tage aus dem benachbarten Walde nach dem Gute gelaufen. In der Herde war eine Ziege, auf deren Rücken ein junger Luchs saß, der seine Klauen fest in den Hals der Ziege eingeschlagen hatte. Die Ziege rannte in der Angst hin und her, bis es dem inzwischen hinzugekommenen Sohne des Gutsbesitzers gelang, das Raubthier zu erschießen.“ In ganz ähnlicher Weise wird der Wildstand des Waldes beansprucht. Der letzte Luchs, welcher in Würtemberg erlegt wurde, hatte durch seine Jagd auf Rehwild die Aufmerksamkeit des betreffenden Waidmanns auf sich gezogen; der letzte, welcher im Thüringerwalde dem Blei erlag, wurde auf einem Reh, welches er geschlagen hatte, zusammengeschossen. Von dem kanadischen Luchs erzählt Hearne, daß derselbe sich auf ein Hirschkalb stürzte, welches von einem Indianer tödlich verwundet worden war, und erlegt werden mußte, damit der Jäger nur seine Beute in Empfang nehmen konnte. Aehnliche Beispiele ließen sich noch in Menge anführen.

Für gewöhnlich freilich mag der Luchs sich mit kleinerer Beute begnügen.

Bei uns zu Lande fallen ihm vorzugsweise Hasen, Kaninchen, Wildhühner, Eichhörnchen und Mäuse zur Beute; in den Alpen lauert er auf Murmelthiere und Alpenhasen, in Amerika neben Wildhühnern und Kaninchen, seiner hauptsächlichsten Nahrung, auf Erdeichhörnchen, Lemminge, Ziesel und ähnliche kleine Thiere. Außerdem wird behauptet, daß er bei uns den Dachs oder in Amerika den Fuchs mit seinem Angriff bedrohe, und Audubon erwähnt, daß er den wilden Gänsen und Enten auf ihren Brutplätzen beschwerlich falle. Daß er sich auf Renthiere, Elche und selbst auf das Kalb des Wisent stürze, ist wiederholt versichert worden. Den ungestümen Jagdeifer des kanadischen Luchses beweist eine Angabe Audubons. Diesem ausgezeichneten Naturforscher wurde das Fell eines Luchses gezeigt, in dessen Besitz man auf sonderbare Weise gelangt war. Man fand den betreffenden Luchs im höchsten Grade hilflos, ja fast dem Tode nahe im Walde liegen. Er hatte sich auf einen Urson, ein Kletterstachelschwein, gestürzt und von diesem behufs der Abwehr einen Schlag empfangen, welcher ihm das Gesicht und das Maul mit Stacheln bespickte. Der Luchs war unfähig gewesen, sich von den nadelscharfen Horngebilden zu befreien, Gesicht und Maul hatten sich aufs heftigste entzündet, dies das Thier an Jagen und Fressen verhindert und so seine traurige Lage herbeigeführt. Jedenfalls geht aus allen diesen Angaben hervor, daß der Wildstand des Luchses ein sehr ausgedehnter ist.

Ueber die Gewandtheit des Raubthieres, kleiner und behender Beute gegenüber, kann man an den Gefangenen leicht Beobachtungen anstellen. Mein Bruder hat wiederholt Sperlinge oder Ratten in dem Käfig der Luchse frei gelassen, bis jetzt aber nicht beobachtet, daß Eins dieser Thiere rasch genug gewesen wäre, der Klaue des Räubers zu entschlüpfen. Der fliegende Sperling wird mit ebenso großer Sicherheit aus der Luft gehäkelt, wie die im Bewußtsein der Gefahr eiligst dem Gitter zuflüchtende Ratte gefangen. Der Luchs stürzt sich mit einem einzigen Satze auf die Beute und schlägt höchst selten mehr als einmal nach ihr; gewöhnlich hängt sie nach dem Schlage fest. Dann ist sie im Nu auch mit den Zähnen gepackt und einige Sekunden später bereits eine Leiche. Nunmehr beginnt das Spielen mit der Beute nach Katzenart. Die Ratte oder der Vogel wird vergnügt betrachtet, sorgfältig berochen und mit einer Pranke hin und her geworfen. Im Verlauf des Spielens führt der Luchs dabei verschiedene Sprünge und Sätze aus, wie man sie sonst nicht von ihm bemerkt, schnurrt zuweilen behaglich und wedelt fortwährend mit dem kurzen Schwanzstummel, welcher auch bei ihm Dolmetsch

der Gefühle ist. An das Fressen denkt er erst später, selbst dann auch, wenn er sehr hungrig ist.

Größere Thiere beschleicht der Luchs mit der List des Fuchses. Viel häufiger, als er am Wechsel des Wildes lauert, scheint er diesem nachzugehen, wenn es zur Aesung zieht und dann, während es sich äst, den günstigen Augenblick abzuwarten, welcher ihm Gelegenheit zu sicherem Sprunge giebt. Man hat sich wiederholt darüber gestritten, ob der Luchs auch von den Bäumen herab auf das Wild sich stürze oder nur vom Boden aus größere Thiere anspringe, und diesen Streit heute noch nicht beendet. Sicher ist, daß der Luchs aufbäumt, und höchst wahrscheinlich, daß er von einem geeigneten Aste aus auf vorüberziehendes Wild auch herabspringe. Doch fehlen über diese Art der Jagd noch Beobachtungen, während seine Schleich- und Hetzjagden auf dem Boden, Dank dem verrätherischen Schnee, sehr genau beobachtet, mindestens aus der sorgfältigen Beachtung der Fährte mit unbestreitbarer Sicherheit gefolgert werden konnten. Es sind mir mehrere Jagdberichte zur Hand: aus ihnen allen geht hervor, daß der jagende Luchs wesentlich stets in derselben Weise zu Werke geht. Er nähert sich dem erspäheten Wild, deckt sich mit äußerster Vorsicht gegen jeden Busch oder sonstigen Gegenstand und stürzt sich dann mit einem oder mehreren gewaltigen Sätzen auf die Beute. Man hat die Weite dieser Sprünge wiederholt gemessen und gefunden, daß sie zwischen funfzehn und achtzehn Fuß beträgt.

Nicht immer bringt der erste Satz das Raubthier zur Beute, es kommt im Gegentheil gar nicht selten vor, daß es nach dem ersten, verfehlten Sprunge förmlich hetzen muß. Hierüber liegt eine hübsche Beobachtung vor, welche den im Jahre 1818 im Harz erlegten Luchs betrifft. „Am merkwürdigsten“, heißt es, „erschien der in der Nacht auf den 17. März erfolgte Fang eines Hasen, welcher durch die hinterlassene Spur vollkommen deutlich wurde. Der Hase hatte nämlich am Rande einer jungen Tannendichtung gesessen, welche an eine große Blöße stieß. Der Luchs war in dem Dickicht, wahrscheinlich unter Wind, an ihn herangeschlichen; der Hase aber mußte Solches noch zu früh bemerkt haben und war möglichst flüchtig über die Blöße dahingerannt. Demungeachtet hatte ihn der Luchs ereilt und zwar durch neun ungeheure Sprünge von durchschnittlich je dreizehn Fuß Weite. Das Raubthier hatte also sein Wild förmlich gehetzt und diesem alles, aus der Fährte ersichtliche Hakenschlagen, sein gewöhnliches Rettungsmittel, Nichts genützt. Man fand nur das Hintertheil des armen Lampe noch vor.“

Der letzte Luchs, welcher im innern Deutschland und zwar in Würtemberg gespürt wurde und am 15. Februar 1846 sein Leben lassen mußte, hat ebenfalls deutliche Spuren eines in ähnlicher Weise vollbrachten Raubes hinterlassen. Ein Reh hatte auf einer holzlosen Stelle Haide geäst und war von seinem Mörder beschlichen worden. Derselbe hatte sich durch einen Buchenbusch gedeckt und von diesem aus, wie es sich im Schnee deutlich zeigte, einen Satz von etwa funfzehn Fuß Weite gemacht. Das Reh hatte zu entrinnen gesucht, war aber mit dem zweiten Satz erreicht worden. Nun hatte das Raubthier es getödtet und weggeschleppt.

An den Beutestücken des Luchses hat man beobachtet, daß er sein Wild nach Katzenart mit den Vorderpranken und, wo immer möglich, am Halse zu packen versucht. Die Tödtung des ergriffenen Thieres erfolgt durch Zerbeißen der Gurgel, wo möglich der Halsschlagadern, seltener durch Zerbeißen der Halswirbel. Das ausfließende Blut wird mit Begierde aufgeleckt. Von dem eigentlichen Fleische pflegt der Luchs nur mäßige Stücke und zwar vorzugsweise solche von den Keulen und Lenden zu fressen, den Rest seines Raubes aber zu verscharren. Gelegentlich des Ausmachens des schon erwähnten Luchses, welcher im Harz erlegt wurde, ist dieses Verscharren des Raubes wiederholt beobachtet und dabei zugleich erfahren worden, daß unsere Katze eben diesen Raub noch mehrere folgende Tage hindurch wieder angegangen und davon gefressen hatte.

Ungeachtet der großen Vorsicht, welche der Luchs bei allen seinen Jagden beobachtet, kommt es doch vor, daß er zuweilen in frecher Weise Hausthiere nahe oder sogar im Gehöft schlägt. Tschudi erwähnt, daß ein Luchs versucht habe, sich unter der Mauer eines Ziegenstalles durchzugraben, dabei aber von einem wehrhaften Ziegenbock entdeckt und mit so wirksamen Hornstößen bedacht worden, daß er in der selbstgegrabenen Mine todt liegen geblieben sei. Mir meinestheils erscheint diese Angabe unwahrscheinlich, obgleich sie der Jagdweise anderer Katzen, des Leoparden z. B., nicht widerspricht.

Alle Berichte stimmen darin überein, daß man selten einen eigentlichen fetten Luchs findet. Ungeachtet der ergiebigsten Jagd sind die erlegten regelmäßig schlecht bei Leibe; es scheint, als ob ihre Regsamkeit und Beweglichkeit das Feistwerden unmöglich mache.

Ueber die Fortpflanzung fehlen sichere Angaben noch gänzlich; man weiß blos, daß der Luchs sich nicht stark vermehrt. In den ersten Monaten des Jahres sollen die Luchskater die Luchskatzen aufsuchen und dann mit miß-

tönendem Geschrei die Wälder erfüllen. Dabei soll es unter den Mitbewerbern um eine Liebe zu heftigen Kämpfen kommen. Neun bis zehn Wochen nach der Begattung soll dann die Luchskatze in einer wohlverborgenen Höhle ihre zwei bis drei Junge zur Welt bringen. Die Kleinen sollen von der Mutter zärtlich geliebt, sorgfältig gepflegt und bei Gefahr von einem Ort zum andern geschleppt, nicht aber vertheidigt werden. Hierauf beschränken sich die mir bekannten Angaben.

Ich meinestheils kann hinsichtlich des eben Erwähnten nur über Zweierlei aus eigener Erfahrung berichten; über die Art und Weise der Kämpfe zwischen den Luchsen und über das dabei stattfindende Geschrei. Die beiden Gefangenen nämlich, welche mein Bruder und ich sorgfältig beobachtet haben, führen, wenn der Futterneid ins Spiel kommt, mit einander manchen Zweikampf aus und lassen dabei auch ihre Stimme, welche sonst niemals hörbar wird, vernehmen. Beide Thiere vertrugen sich vom ersten Tage ihres Zusammenlebens an gut, ganz gegen Art anderer Wildkatzen, welche regelmäßig erst nach langwierigen Kämpfen unter einander Frieden und Freundschaft schließen. Im Anfange war der kanadische Luchs, zu welchem der Rothluchs gebracht wurde, der unbestrittene Herrscher im Käfig, später änderte sich dieses Verhältniß, und zuletzt wurde er vom Rothluchs gänzlich unterdrückt. Kurz nachdem beide Thiere zusammengebracht worden waren, schien sich eins um das andere wenig oder gar nicht zu bekümmern. Der Kanadier behielt seinen altgewohnten Lagerplatz bei und bedrohete knurrend den Europäer, wenn dieser sich näherte. Beim Fressen saß jeder von ihnen in einem Winkel und beschäftigte sich eifrig mit dem vor ihm liegenden Fleischstück, ohne daß es dem Einen eingefallen wäre, den Andern zu stören. Später wurde Dies anders. Der Rothluchs schien sich seiner größeren Stärke bewußt worden zu sein und griff, wenn das Gefühl des Neides in ihm sich regte, seinen Genossen rücksichtslos an.

Eines Tages reichte mein Bruder jedem von ihnen eine Taube, dem Rothluchs die erste, dem Polarluchs die zweite. Jener war bereits im eifrigen Spiel mit seiner Beute begriffen, als dieser seinen Antheil empfing. Da plötzlich verließ er seine Taube und stürzte sich wüthend auf seinen Gefährten, in der Absicht, ihm das glücklich Erlangte zu entreißen. Der Kanadier wehrte sich seiner Haut, wurde aber bald bewältigt. Beide Thiere verkrallten sich förmlich in einander. Der Kanadier wurde von seinem Aste herabgezerrt und kam unten auf den Rücken zu liegen. Der Europäer stand

über ihm und ohrfeigte ihn mit blitzschnellen Prankenschlägen, empfing aber seinerseits ebenfalls derbe Hiebe mit den Vorderpranken und Stöße mit den Hinterfüßen. Er knurrte wüthend, der Polarluchs hingegen schrie laut und fast kreischend auf. Die Stimme hat Aehnlichkeit mit dem Geschrei des Hauskaters, ist aber doch sehr eigenthümlich. Ich weiß sie nicht anders zu beschreiben, als daß ich sie ein lautes, wenig veränderliches Kreischen nenne. Augenscheinlich war es dem Rothluchs nur um die Taube, nicht aber um einen Kampf zu thun; er verließ den Gegner, sobald dieser entschieden besiegt war und belegte nun beide Tauben mit Beschlag. Von der einen fraß er, über die andere legte er sich. Dabei zeigte er sich gieriger, als je; er fraß die Taube mit Haut und Federn hinab.

Der Luchs trinkt, wie die Gefangenen beweisen, auch dann, wenn er lebende Beute erhält, an deren Blut er sich letzen kann. Das Trinken selbst geschieht nach Art anderer Katzen: das Thier kauert sich dabei nieder und taucht in langsamer Folge die Zunge in das Wasser, auf welches es, so lange es trinkt, starr die Blicke richtet.

Die Jagd des Luchses hat wegen dessen Unstetigkeit ihre sehr großen Schwierigkeiten. Das jagende Raubthier durchstreift, wie wir sahen, meilenweite Gebiete und hält selten auf längere Zeit an dem einmal gewählten Stand fest, obgleich es, wenn dieser reich an Wildpret ist, gern zu ihm zurückkehrt, auch wenn es gestört wurde. Ohne tüchtige Hunde oder ohne Aufbietung einer sehr zahlreichen Jagdgesellschaft ist es kaum möglich, einen Luchs zu erlegen, und die List desselben vereitelt auch dann oft genug alle Anstrengungen. Wenn der Luchs plötzlich aufgescheucht wird, pflegt er die Flucht zu ergreifen. Im ersten Schrecken stürmt er mit gewaltigen Sätzen dahin; dann fällt er in einen ausgreifenden Trab, sodaß ein guter Hund Mühe hat, ihm zu folgen. Erst wenn die Hunde ihm dicht auf die Fersen kommen, bäumt er, falls er es nicht vorzieht, einen Kampf mit diesen Feinden zu wagen. Vom Baum selbst wird er ohne Mühe herabgeschossen; ob er aber wirklich so dumm ist, sich, wie der Edelmarder durch vor ihm aufgepflanzte Kleidungsstücke födern zu lassen, steht noch sehr dahin. Dies ist oft behauptet worden, und auch Tschudi hat sich nicht gescheut, es nachzuerzählen; begründet aber ist es schwerlich. Daß mit dem verwundeten oder in die Enge getriebenen Luchs nicht zu spaßen ist, haben wir bereits gesehen.

In früheren Zeiten wurden die Luchsjagden mit großem Pomp abgehalten. Zu Ehren des im Jahre 1818 auf dem Harz erlegten Luchses wurde

die ganze umwohnende Jägerei aufgeboten. Mehr als hundert Menschen bemüheten sich einige Tage lang, des Räubers habhaft zu werden. Als derselbe endlich erlegt worden war, fand ein förmlicher Aufzug statt. „Jubelnd", so erzählt der Geschichtsschreiber dieser Jagd, „zog nun das Jägerheer mit der herrlichen Beute nach Seesen hinab. Dicht vor der Stadt versammelte man sich, jeder Schütze ladete von neuem, und eine Generalsalve verkündete den Sieg, worauf die ganze Jägerei in nachstehender Ordnung unter Jagdgesang und Hörnerschall einzog: Zuerst zwei Halbmondbläser; dann sechsunddreißig reitende Schützen, paarweise gereihet, hierauf zehn Jäger zu Fuß, und in deren Mitte der Sieger, mit einem stattlichen Bruche geschmückt; hinter ihm wurde der Luchs auf einer Stange getragen. Dann folgte die übrige Jägerei nebst dem ansehnlichen Trosse von Treibern, wobei aber die herzuströmende neugierige Menge endlich so ungestüm wurde, daß sie nur durch das Versprechen zu beruhigen war, der Luchs solle am folgenden Morgen zwei Stunden lang zur öffentlichen Schau ausgehängt werden. Der Abend ward dann, wie billig, einem fröhlichen Mahle geweiht, und auf das Wohl des tapfern Luchsschützen, der gesammten edlen Jägerei und alles Dessen, was ächten Waidmännern lieb und theuer ist, nach alter löblicher Sitte manch fröhliches Gläschen geleert."

Die zweite Familie der Raubthiere, welche bekanntermaßen die Hunde umfaßt, ist durch nicht minder anziehende Mitglieder vertreten, als die Familie der Katzen. Ich will zunächst einem der gemüthlichsten und lustigsten Hunde, dem Prairiewolf (Canis latrans), einige Worte widmen. Er ist zwar ein sehr bekannter amerikanischer Hund, hat jedoch so manches Eigenthümliche, namentlich in der Gefangenschaft, daß er es wohl verdient, wiederholt besprochen zu werden.

Der Prairiewolf steht gewissermaßen zwischen den Wölfen und Füchsen mitten inne. Seine Länge beträgt 3½ Fuß, die Länge des Schwanzes 15½, die des Kopfes 7½ Zoll. Die Gestalt ist mehr wolfsartig und auch die Beine sind höher, als bei dem Fuchse; doch erinnert sein Kopfbau und der ziemlich lange, dicke Schwanz an den letzteren. Der Leib ist kräftig, erscheint aber wegen des ungewöhnlich dichten Pelzes noch viel dicker, als er wirklich ist. Der fast plumpe Hals ist kurz, die Schnauze lang und etwas mehr zugespitzt, als bei dem Wolfe, der Kopf oben breit. Das Ohr ist ziemlich groß, unten breit, oben aber nicht gerundet; der Stern der braun gefärbten

Augen ist rund. Die Farbe des ganzen Thieres ist schmuzig gelblichbraun, auf Ohren und Nasenrücken gelbröthlich; die Haare des Oberhalses, des Rückens, der Oberseite und die Spitze des Schwanzes enden in schwarze Spitzen, welche diesem Theile einen schwärzlichen Anflug verleihen. Die Untertheile und die innere Seite der Beine sind weißlich gefärbt, ebenso die innere Seite der Ohren, während die äußere eine rostgelbe Farbe zeigt, die hier und da durch schwärzliche Haarspitzen unterbrochen wird. Der Lippenrand ist weißlich, die Umgebung der Augen hellfahlbräunlichgrau, mit weißlichen Haarspitzen; der Schnauzenrücken ist röthlichgelb, grau gemischt; die Bauchseiten sind schwarz, und ebenso ist der Unterkiefer an der äußeren Seite schwärzlich eingefaßt. Das Haar auf Hals und Rücken ist 4½ Zoll lang, steht sehr dicht, zeigt an der Wurzel eine aschgraue, hierauf bis zu zwei Drittel seiner Länge eine gelbröthliche Färbung, die in eine schwarzbraune Binde übergeht, welche wieder weißlich wird; die Spitzen der Haare sind, wie schon erwähnt, schwarzbraun. An den Seiten des Thieres ist das Haar bedeutend kürzer, und die schwarzen Spitzen sind seltener. Der Schwanz ist an der Wurzel fahl und schwarz gemischt, an der Spitze tiefschwarz. Verschiedene Abänderungen bezüglich der Färbung des Pelzes sind beobachtet worden.

So viele Naturforscher und Reisebeschreiber seit Say auch des Prairiewolfs erwähnen, so ist doch erst ganz in der Neuzeit Genaueres über ihn bekannt geworden. Er ist weit über das Innere von Nordamerika verbreitet und reicht nach Süden hin wahrscheinlich bis Mejiko; wenigstens nimmt man an, daß der dort unter dem Namen Cayote bekannte Prairiehund unser Canis latrans ist. Am häufigsten findet er sich in den Ebenen des Missouri, sowie in Kalifornien und Columbia.

Audubon und Bachmann haben sein Freileben in anziehender Weise geschildert, und von ihnen will ich zunächst Einiges entlehnen, wobei ich jedoch bemerken muß, daß ich nicht streng übersetze und auch hinsichtlich der Folge des zu Erwähnenden meinen eigenen Weg gehe. „Wir sahen", so heißt es in dem Werke der genannten Schriftsteller, „eine gute Anzahl dieser kleinen Wölfe, während unserer Streifzüge am Missouri und gelben Strome. Die Art ist sehr bekannt durch alle westlichen Theile des Arkansas und Missouri."

„Der Prairiewolf jagt in Trupps, wird aber ebenso oft einzeln angetroffen, wenn er auf seinen Jagdzügen die Ebenen durchstreift. In Tejas, wo er vielleicht noch häufiger vorkommt, als andere Arten, jagt er in Meuten von sechs oder acht Stück, welche man hauptsächlich gegen Abend gewahr wird,

zumal wenn sie ein Wild verfolgen. Es ist sehr anziehend, ihre Jagd zu beobachten und zu sehen, wie geschickt ein Theil die Bogen abschneidet, welche das Wild macht, um ihnen zu entgehen, während der andere Theil ihm auf jedem Schritt und Tritt folgt. Der Wolf nährt sich von Vögeln, kleinen und großen Säugethieren, und wenn er hungrig ist, auch gern von Aas, zumal von dem gefallener Büffel. Er ist wegen seines räuberischen und zerstörungssüchtigen Wesens eine große Plage der ersten Ansiedler in den neuen Landstrichen des Westens, und Reisende ebensowohl als Jäger hassen ihn wegen seiner Anfälle auf das Wild, welches für sie von so großer Wichtigkeit ist. Doch muß man sagen, daß das Geheul oder Gebell dieser Wölfe, so wild und eigenthümlich es auch klingt, zuweilen willkommen werden kann in der einsamen, öden Steppe, weil es die Ankunft des Morgens verkündet. Andererseits ist es wohl auch geeignet, zu schrecken; denn das Geheul oder Gebell ähnelt durchaus dem des Hundes, und wir unsererseits wurden eines Nachts durch dasselbe in große Unruhe versetzt, weil wir glaubten, daß die Indianer sich in unserer Nachbarschaft aufhielten und wir das Bellen ihrer Hunde vernähmen, also vor einem Ueberfall nicht sicher wären."

„Der Prairiewolf gräbt seine Höhlen in der Steppe immer da, wo das Erdreich sich erhebt, um zu verhüten, daß die Baue mit Wasser gefüllt werden. Letztere gleichen ganz denen des Rothfuchses; sie haben auch verschiedene Eingänge. In diesen Höhlen bringt die Wölfin ihre fünf bis sieben Junge, zuweilen wohl noch mehr zur Welt, regelmäßig im Mai und April. Diese werden, wenn man sie bald aushebt, ziemlich zahm und zu erträglichen Gesellschaftern, obwohl sie durchaus nicht die guten Eigenschaften des Hundes besitzen."

„Wir hielten einen Prairiewolf längere Zeit lebendig und fanden, daß er ein vortrefflicher Rattenfänger war. Dieser Wolf schien sehr gewillt zu sein, mit allen umwohnenden Hunden Freundschaft zu halten, und versuchte namentlich, sich an einen großen Pudel, welchen unser Gastfreund besaß, anzuschließen. Der Pudel aber wollte leider dem halbwilden Heuler nicht erlauben, mit ihm zu spielen, und pflegte seine Schmeicheleien gewöhnlich mit einem ärgerlichen Schnappen zu erwiedern, welches dann alle ferneren Freundschaftsbezeugungen außer Frage stellte. Eines Tages vermißten wir unsern Gefangenen auf seinem von ihm angenommenen Platz, in der Nähe des Waarenhauses, vernahmen aber bald darauf in den Straßen den Lärm eines förmlichen Aufruhrs. Dieser wurde hervorgebracht durch eine starke

Meute von Hunden, groß und klein, welche laut aufheulten und in Verfolgung unseres Wolfes begriffen waren. Der Gegenstand dieser scharfen Jagd entzog sich jedoch sehr geschickt und noch ehe wir uns einmischen konnten, seinen Feinden, indem er zu unserer größten Ueberraschung einen ungeheuern Sprung durch ein hohes Fenster des Waarenhauses ausführte und sich so in Sicherheit brachte."

Prinz von Wied fügt diesen Angaben Folgendes hinzu. „Der Prairiewolf lebt nur einzeln oder paarweise, wie unsere europäischen Wölfe, raubt Alles, was er bezwingen kann, und gleicht hinsichtlich der Schlauheit vollständig unsern Wölfen und Füchsen. Des nachts kommt er bis in die indianischen Dörfer, und im Winter sieht man ihn oft auch bei Tage umhertraben, wie unsere Wölfe bei Kälte und tiefem Schnee. Schon im Januar und Februar, vor ihrer Ranzzeit also, vernimmt man seine Stimme weithin in der Prairie, ein dem des Fuchses ähnliches, am Ende etwas gezogenes Bellen, welches die Benennung „latrans" und „barking wolf" erklärt. Der Prairiewolf ähnelt sehr manchen Rassen indianischer Hunde, und man vermuthet auch, daß er sich zuweilen mit ihnen vermischt. Seine Fährte ist bedeutend kleiner, als die unserer europäischen Wölfe, größer jedoch, als die unseres Fuchses. Sein Balg hat keinen Werth, weshalb ihm auch von den sogenannten Pelzjägern nicht weiter nachgestellt wird."

Der im Hamburger Garten lebende Prairiewolf wurde im Zimmer aufgezogen und ist beinahe so artig, wie ein wohlerzogener Haushund, obgleich nur gegen Bekannte. Wenn mein Bruder oder einer der Wärter sich ihm nahet, springt er vor Freude in die Höhe, wedelt mit dem Schwanze und schmiegt sich dicht an das Gitter an, um sich liebkosen zu lassen. Sind es Fremde, die sich nähern, so zieht er sich anfangs nach dem Innern seines Käfigs zurück, kommt jedoch bald wieder hervor bis dicht an das Gitter, giebt aber durch ein ärgerliches Brummen sein Mißvergnügen zu erkennen. Man hat ihn anfangs mit zwei Schakals und einem Wolfshund zusammengesperrt, obgleich es erfahrungsmäßig in solchen Gesellschaften selten friedlich hergeht. Dies war denn auch hier der Fall. Es gab arge Beißereien; schließlich jedoch schlossen die Schakals einen Waffenstillstand ab, welcher zuletzt sogar in ein gewisses Freundschaftsverhältniß überging. Der Prairiewolf aber betheiligte sich nicht an dem Frieden; er hielt sich immer zurückgezogen und zeigte sich stets übellaunisch gegen seine Genossen. Sobald sich einer von diesen nahete, wies er die Zähne. Sein sonst heiteres Wesen veränderte sich in Folge

dieses ewigen Krieges; er wurde mürrisch und bissig. Diese üble Laune dehnte sich zuletzt auch auf die andern Thiere aus. Ein dicht neben seinem Käfig wohnender Nasenbär brachte einst seinen Schwanz in den Bereich des Gebisses unseres Wolfes. Augenblicklich schnappte dieser zu, packte den Schwanz in der Mitte, biß ihn ab und verspeiste ihn.

Alle an seinem Behälter vorüberspazierenden Thiere betrachtet er mit großer Aufmerksamkeit; Hühnern und auch kleinen Vögeln, wie z. B. Sperlingen, folgt er mit dem Ausdruck der größten Begierde. Wirft man ihm ein kleines Säugethier oder einen Vogel vor, so verschlingt er solche Beute mit Haut und Haar oder Federn und ist dabei oft so gierig, daß er die Speise wieder erbricht; er frißt aber das Ausgebrochene, wie es die Hunde bekanntlich zu thun pflegen, wieder auf. Seine Hauptnahrung besteht in Fleisch, doch frißt er auch Butterbrod und andere Hausmannskost, mit besonderm Behagen auch Früchte aller Art, leidenschaftlich gern Kirschen und Birnen, aber auch Pflaumen, Aepfel und anderes Obst. Dasjenige, was er davon nicht zu sich nehmen kann, verscharrt er in einer Ecke seines Käfigs und hütet diese Speise mit wahren Argusaugen.

Redet man ihn mit klagender Stimme an, ihn gleichsam bedauernd, so klagt und winselt er; singt man ihm aber einen hohen, langgezogenen, gleichmäßigen Ton in die Ohren, so bricht er nach mehrmals wiederholtem kurzem Kläffen in das kläglichste Hundegeheul aus und setzt dasselbe so lange fort, bis man sich von seinem Käfig entfernt hat. Dieses Heulen kann man durch den ganzen Garten vernehmen, und fast immer, regelmäßig gegen Abend, wird es von den in geringer Entfernung befindlichen Wölfen begleitet, ebenso, wie er seinerseits auch in deren Geheul oder in das Gebrüll oder Gebrumm der Bären mit einstimmt. Die Musik übt auf ihn dieselbe Wirkung aus, wie Gesang, und die im Garten stattfindenden Concerte finden im Käfig des Prairiewolfs einen in jeder Hinsicht theilnehmenden Zuhörer, welcher nur zu oft versucht, auch Mitwirkender zu sein. Auch der nahe Kirchhof bietet ihm leider oft Gelegenheit, seinen Gefühlen Ausdruck zu geben; denn Trauermusik gerade scheint ihn besonders aufzuregen.

Sein Gedächtniß ist bewunderungswürdig. Ihm zugefügte Beleidigungen besonders vergißt er nie und sucht sie, wenn auch erst nach langer Zeit, zu rächen. Sein Wärter mußte ihn einmal von einem Käfig in den andern bringen und deshalb natürlich fangen. Der Wolf widersetzte sich und biß plötzlich nach seinem Freund, worauf ihm dieser einige Hiebe versetzte. Seit

dieser Zeit hegte er einen tiefen Groll gegen seinen Pfleger, obgleich ihn der Mann fortan gut und freundlich behandelt und jetzt noch regelmäßig füttert. Gegen mich war er im Anfang, wahrscheinlich weil ich mich stets mit meinem Bruder seinem Käfig näherte, sehr freundlich und zuvorkommend, bis auch ich seine Freundschaft durch eine ihm zugefügte Beleidigung für immer verlor. Seinen alten Herrn liebt er noch wie früher, obgleich dieser ihn selten besucht, und begrüßt ihn schon von weitem durch Schwanzwedeln und freundliches Gesicht. Auch meinem Bruder beweist er eine unwandelbare Anhänglichkeit. Er giebt bei dessen Annäherung zuerst durch lebhafte Sprünge sein Vergnügen zu erkennen, kommt dann dicht an das Gitter heran, beriecht die ihm zugereichte Hand, gestattet, daß diese ihn streichelt, legt sich vor lauter Vergnügen auf den Rücken, wie unsere Haushunde Dies ja auch zu thun pflegen, und gestattet sogar, daß mein Bruder ihm die Hand zwischen sein Gebiß schiebt, ohne auch nur daran zu denken, von seinen scharfen Zähnen einen unerlaubten Gebrauch zu machen.

Der Wechsel des dichten Pelzes begann bereits im August. Das Haar fiel in großen Flocken aus, welche von dem neu hervorsprossenden gelockert und endlich losgestoßen wurden. Erst gegen den November hin war die Haarung beendet und der neue Winterpelz vollständig ausgebildet. Er war von sehr großer Schönheit und so dicht, daß unser Wolf auch noch einer viel strengeren Kälte, als der letztvergangene Winter sie brachte, hätte trotzen können. Selbstverständlich blieb er im Laufe des Winters in seinem Gehege. Er befand sich hier wohl; Dies bewies sein Benehmen. Demungeachtet heulte er bei jedem frischen Schneefall laut auf, gerade als ob er sein trauriges Geschick aufs tiefste beklage.

Nächst dem Prairiewolf verdienen die Aufmerksamkeit drei andere Hunde, welche der Hamburger Thiergarten beherbergt. Ich meine die verschiedenen Schakale. Auch diese Thiere gehören gegenwärtig zu denen, welche noch immer wenig bekannt sind. Viele Forscher halten alle schakalähnlichen Hunde für ein und dieselbe Art und kümmern sich deshalb sehr wenig um die Verschiedenheiten, welche auch dem oberflächlichsten Beschauer kund werden. Derjenige, welcher die drei Schakalarten des Hamburger Thiergartens neben einander sieht, kann nicht in Zweifel bleiben, daß die gedachten Forscher sich vollständig im Irrthum befinden; dem Unbefangenen dürfte es geradezu

unmöglich sein, die Thiere zu verwechseln, und die sonderbare Behauptung der Forscher findet auch nur dann eine Erklärung, wenn man berücksichtigt, in welcher Weise heutzutage noch gearbeitet wird. Viele unserer berühmtesten Thierkundigen bekümmern sich um das lebende Thier wenig oder nicht, finden vielmehr in einem schlecht zubereiteten, verschrumpften und verdorrten Balge ausreichenden Stoff für ihre Studien und verfallen deshalb auf Irrwege, von denen der Beobachter der Natur sich Nichts träumen läßt. Der Letztere hat freilich das ewig wahre Leben vor sich, und dieses täuscht viel seltener, als die verschrumpfte Hülle des todten Gegenstandes.

Die drei Schakalarten, welche ich erwähnt habe, sind der indische Schakal (Canis indicus), der Wolfshund (Canis Anthus) und der Schabrackenschakal (Canis mesomelas).

Ich will es Niemand verdenken, wenn er den Erstgenannten als Abart des europäischen oder nordasiatischen Schakal ansieht; denn in der That wissen wir gegenwärtig nicht, wie wir den Begriff Art aufzufassen haben. Dagegen halte ich es geradezu für unmöglich, die beiden andern Hunde als Ausartungen des Schakals zu betrachten. Man mag die Artgrenzen so weit ausdehnen, als man will — diese beiden Thiere liegen außerhalb derselben. Weder der Wolfshund, noch der Schabrackenschakal sind wirkliche Schakale; denn der erstere ist ein wildhundähnliches Thier und der letztere ein Mittelglied zwischen Schakal und Fuchs, ein Hund, welchen man ebensogut zur letzteren Gruppe, als zu den Schakalen zählen kann. Auch ich, und, wie ich glaube, jeder andere Beobachter, welcher diesen Hund sieht, muß der von meinem Bruder ausgesprochenen Ansicht beitreten, daß ein Forscher, welcher die drei Thiere verwechselt, sie niemals, wenigstens nicht in ihrem Leben gesehen hat.

Obgleich ich annehmen darf, daß der eigentliche Schakal ziemlich allgemein bekannt ist, glaube ich doch, die Beschreibung seines indischen Verwandten der Kennzeichnung des Wolfshundes und des Schabrackenschakals vorausschicken zu müssen. Der indische Schakal kommt in Größe jenem ziemlich oder vollständig gleich. Seine Länge beträgt ungefähr 2½ Fuß, wovon auf die verhältnißmäßig kurze Lunte 10 Zoll abzurechnen sind. Die Gestalt ist gedrungen, der Kopf dick; die Lunte reicht höchstens bis zu dem Fersengelenk des mittelhohen Laufes herab. Die Seher stehen wenig schief, haben einen runden Stern und eine lichtbraune Regenbogenhaut. Die Lauscher sind sehr kurz, höchstens von ein Viertel Kopflänge und sehr weit von einander gestellt. Die

Behaarung ist schlicht und ziemlich gleichmäßig, nirgends eigentlich verlängert. Von der Färbung ist schwer eine Beschreibung zu geben. Die ganze Oberseite ist fahlgrau und dunkelgrau, fast schwarz gemischt, auf dem Kreuz am dunkelsten und über den Schultern ausgezeichnet durch ein Paar dunkle, unregelmäßig verlaufende Streifen, welche durch ziemlich breite, fahlgelbe Bänder zu beiden Seiten besonders hervorgehoben werden. Diese Färbung setzt sich scharf ab von den Seiten, Schenkeln und Läufen, welche, wie der seitliche Kopf und Hals, fahlroth sind. Die Mitte der Stirn erscheint dunkler, weil die ebenfalls fahlrothen Haare meist in dunklere Spitzen endigen. Die Unterseite ist im Ganzen fahlgelb, an Kehle und Bauch fast weißlich, an der Brust röthlich, am Unterhalse grau, in der Schlüsselbeingegend wie gewöhnlich dunkel gebändert, jedoch viel undeutlicher, als bei den meisten übrigen Hunden. Eine regelmäßige Zeichnung ist jedoch nirgends bestimmt ausgesprochen, die verschiedenen Färbungen gehen vielmehr in einander über und nur Ober- und Unterseite scheiden sich ziemlich scharf ab. Der sehr kurze Schwanz ist größtentheils dunkel behaart; jedoch mischen sich auch hier viele fahle Haare ein. Die Spitze ist fast rein schwarz. Die Lauscher sind außen rothgelb und dicht behaart und nur innen lichtgelb.

Der Schakal, von welchem ich diese Beschreibung entnommen habe, wurde unmittelbar aus Indien eingeführt, und über sein Vaterland kann somit kein Zweifel bestehen.

Soweit es sich um die Färbung handelt, hat der Wolfshund mit dem Vorhergehen Aehnlichkeit; doch will Dies, wie jeder Kenner der Wildhunde weiß, nicht viel besagen, weil die meisten Arten dieser Familie sehr übereinstimmend gefärbt und gezeichnet sind. Viel bezeichnender ist der Unterschied in der Gestalt zwischen Schakal und Wolfshund. Der Letztere vertritt gewissermaßen den Windhund unter den kleineren Wölfen. Er ist der schlankste und am höchsten gestellte von allen mir bekannten freilebenden Gliedern seiner Familie und hat vielleicht nur am Maikong der Guyaner (Canis cancrivorus) einen ähnlich gebauten Verwandten. Der Leib ist gestreckt, der Kopf nach der Schnauze hin kegelförmig zugespitzt; die Schnauze, welche sehr spitz ist, hat aber mit der des Fuchses keine Aehnlichkeit, weil sie sich auch seitlich wenig oder nicht absetzt. Die Lunte ist sehr lang; denn sie reicht, ungeachtet der hohen Läufe des Thieres, mit der Spitze bis auf den Boden herab. Die Lauscher haben zwischen ein Viertel und ein Drittel der Kopflänge und stehen, wie bei dem Schakal, deutlich von einander ab. Die Seher

sind sehr schief gestellt; ihre Regenbogenhaut ist hellbraun, der Stern länglich rund. Die Behaarung ist nicht besonders dicht, aber lang, ihre Färbung schwer zu beschreiben. Diese ist im allgemeinen ein bräunliches Hellgrau, welches auf den Seiten in Dunkelgrau oder Schwarz übergeht und von diesen Farben durch einen fahlgrauen Streifen abgegrenzt wird. Ein sehr



Der Wolfshund (Canis Anthus).

dunkler Streifen verläuft schief von hinten und oben nach vorn und unten über den Schenkel. Ein dunkles Band umgiebt den Unterhals in der Schlüsselbeingegend. Die Unterseite ist auf der Brust fahl, an Bauch und Kehle gilblichweiß und unter und dicht neben dem dunkleren Bande licht gilblichfahl; ebenso gefärbt ist die Gurgel. Ein dreieckiger dunkler Flecken steht zwischen den Vorderläufen, und eine grauliche Stelle findet sich zwischen den Hinter=

schenkeln. Der Kopf ist röthlichfahl mit lichterem Schimmer, die Stirn fahlbräunlich, die Oberlippe seitlich dunkelgrau, der Lippenrand weiß; von ihm aus zieht sich nach den Ohren ein verwischter dunkelgrauer Streifen. Die Läufe sind rostfarben, die Vorderläufe am Handgelenk undeutlich der Länge nach schwarz gestreift; der Schwanz ist an der Wurzel grau, an den Seiten fahl, an der Spitze reinweiß, im übrigen aber schwarz. Die Ohren sind außen kurz und dicht behaart. Die Haare auf der Innenseite der Ohren sind lang und fahlweißlich. Diese Färbung zeigt übrigens nur der vollständig ausgebildete Pelz; während der Haarung hat der Wolfshund ein anderes Aussehen. Die einzelnen Farbenfelder haben sich dann noch nicht geschieden, und der ganze Balg zeigt ein gleichmäßiges Fahlgrau, welches nur hier und da in dunklere oder lichtere Farben übergeht. Soweit ich schätzen konnte, stimmt die Größe mit den von Cuvier gegebenen Maßen überein. Die ganze Länge beträgt etwa 3 Fuß, wovon auf die Lunte mindestens 10 Zoll zu rechnen sind, die Höhe am Widerrist reichlich 1⅓ Fuß.

Auch von diesem Wildhunde kann ich das Vaterland genau angeben. Er wurde auf dem Festlande Ostafrikas in der Nähe der Insel Sansebar gefangen und von dort auf geradem Wege dem Thiergarten zugeschickt.

Sehr verschieden gebaut und gezeichnet von den beiden beschriebenen Arten ist der Schabrackenschakal, an dessen Artselbstständigkeit nicht zu zweifeln ist. Ich bin leider nicht im Stande, zu bestimmen, ob der von Kretschmar aufgestellte Canis variegatus unser Schabrackenschakal oder eine ihm verwandte Art ist. Mein Bruder, welcher den Letzteren in Abissinien wiederholt erlegte, hält ihn von dem Schabrackenschakal für nicht verschieden; doch haben mich die Studien an den Hunden belehrt, daß es sehr schwierig ist, über Arteinheit oder Artverschiedenheit der betreffenden Thiere zu entscheiden, wenn man nicht Beide vor sich und neben einander hat.

Der Schabrackenschakal ist sehr niedrig gestellt und von allen übrigen Schakals schon hierdurch, mehr noch aber durch den Bau seines Kopfes unterschieden. Nach meinem Dafürhalten ist er weit mehr Fuchs, als Schakal. Die Lunte reicht beim stehenden Thier bis auf den Boden herab, wird aber gewöhnlich gekrümmt nach oben getragen. Der Kopf ist durchaus fuchsartig und durch die sehr großen Lauscher besonders ausgezeichnet. Diese sind mindestens von halber Kopfeslänge, am Grunde sehr breit und so dicht neben einander gestellt, daß sie, wenn der Hund sie gerade aufrichtet, sich unten fast berühren. Von vorn gesehen, bilden sie, weil sie sehr spitzig zulaufen, ein

regelmäßiges, am Grunde verschmälertes Dreieck. Die Seher sind groß, von brauner Farbe und haben einen runden Stern. Auf der von Schreber gegebenen, erträglich guten Abbildung ist der Kopf vollständig verzeichnet und namentlich die Stellung und Größe der Lauscher durchaus fehlerhaft dargestellt. Dagegen darf die von Schreber entworfene und von Wagner vervollständigte



Der Schabrackenschakal (Canis mesomelas).

Farbenbeschreibung des Schabrackenschakals als genügend angesehen werden, und nur der Vollständigkeit dieser Skizzen wegen gebe ich hier nochmals eine Beschreibung des Balges, so gut ich sie nach dem lebenden Thiere entwerfen konnte. Die Schnauze, der Kopf, die Außenseiten der Lauscher, der Vorderhals, die Läufe, die Seiten und der Bauch sind lebhaft rostroth, auf dem Kopfe

mit etwas Grau untermischt, im übrigen sehr gleichfarbig, am röthlichsten auf der Außenfläche der Hinterschenkel und an der Schwanzwurzel. Die Kehle, der Bauch und die Innenseite der Läufe sind heller rostgilblich. Die Oberlippe zeigt ein hellgraues Band, welches sich nach den Mundwinkeln fortsetzt und am deutlichsten an der Spitze ist. Die Umgebungen der Augen sind lichtrothgrau. Auf der Schnauze verläuft nach den Backen hin ein dunkelbrauner Streifen. Die Schabracke beginnt im Nacken, verläuft scharf begrenzt über den ganzen Rücken, geht über die Schulter am tiefsten herab und läuft von hier aus, nach der Schwanzwurzel hin sich regelmäßig verschmälernd, spitzig zu. Ihre Färbung ist ein gesättigtes Schwarz, welches durch unregelmäßige Querstreifen und Flecke von reinweißer Farbe unterbrochen wird und am Hinterhals und Nacken viel Grau in sich aufnimmt. Die weiße Flecken- und Bandzeichnung reicht nicht bis an die seitlichen Ränder herab, weshalb diese als breite, rein schwarze Bänder erscheinen. Die Lunte ist an der Wurzel fuchsbraun, wie die Schenkel, zeigt aber auf ihrer Oberseite gewissermaßen eine Fortsetzung von der erwähnten Schabracke als schmalen, dunkelschwarzen Streifen. Nach der Spitze hin nimmt das Schwarz mehr und mehr überhand, und in den letzten zwei Drittheilen des Schwanzes ist es die ausschließliche Farbe.

Ueber das Betragen der betreffenden Hunde hat mein Bruder erst neuerdings in seinem „Thierleben" so viel gesagt, daß mir Nichts zu berichten übrig bleibt. Mir erschien es besonders wichtig, eine nach dem Leben entworfene, möglichst genaue Beschreibung der drei verschiedenen Arten zu geben, und zwar hauptsächlich aus den oben angeführten Gründen, d. h. um denjenigen Forschern, welche diese Hunde sämmtlich für gleichartig halten, entschieden zu widersprechen.

Zur Zeit meines ersten Besuches des Hamburger Thiergartens war die Familie der Schleichkatzen, von der man sonst höchstens ein und das andere Mitglied sieht, sehr zahlreich vertreten. Sie gehören zu den Geschöpfen, welche man erst kennen lernte, seitdem man Thiergärten ins Leben rief, soviel auch alte Sagen und Berichte aus fernen Ländern uns über sie zu erzählen wußten.

Es hält nicht schwer, Schleichkatzen für die Gefangenschaft zu erwerben, weil sie da, wo sie vorkommen, häufig auftreten und viele Arten von ihnen seit Jahrhunderten in ihren Heimatländern gefangen gehalten werden. Die Thiere kamen auch schon früher mit den Schiffen oft nach Europa; sie

fanden hier aber kaum Beachtung, und Dies veranlaßte die Schiffer, sich später nicht mehr mit ihnen zu befassen. Bis zur Errichtung von Thiergärten drehete sich der ganze Thierhandel überhaupt fast ausschließlich um große Raubthiere, aus dem ganz einfachen Grunde, weil solche am ersten und sichersten Absatz fanden. Sie waren es, welche in Thierschaubuden nicht fehlen durften, und über sie wurden die kleineren, schwächeren Verwandten fast gänzlich übersehen. Der Laie, welcher einen Löwen vor sich sah, bekümmerte sich wenig oder nicht um die Ginsterkatze des benachbarten Käfigs, obgleich er auch bei oberflächlichster Betrachtung in ihr eins der zierlichsten aller Säugethiere hätte entdecken müssen. Er hatte keine Theilnahme für das Thier, weil er es nicht kannte.

Die Zeiten haben sich geändert. Die Theilnahme für die Thiere hat sich mit dem Aufblühen der Wissenschaft mehr und mehr gesteigert, und gegenwärtig weiß auch Derjenige, welcher sich noch immer durch den gewaltigen Löwen oder den prächtigen Tiger bestechen läßt, ein kleineres Raubthier zu würdigen. Sein Gesichtskreis hat sich eben mehr ausgedehnt.

Dies danken wir den Thiergärten, nicht den Museen. Auch in diesen letzteren haben die Bälge der kleineren Thiere seit Jahren gestanden, ohne beachtet zu werden; in den Thiergärten hingegen haben sie von selbst die Beachtung auf sich gezogen.

Die Schleichkatzen nun verdienen Beachtung und Theilnahme im hohen Grade. Sie gehören unzweifelhaft zu den anziehendsten Raubthieren, welche es gibt; sie haben in ihrem Wesen und ihren Sitten ebensoviel Eigenthümliches, als in ihrer Gestalt, und Dies ist denn auch der Grund, weshalb alle Völkerschaften, welche mit der Natur innig verkehren, ohne die Unbefangenheit des Wissens sich erworben zu haben, gerade mit diesen Thieren sich soviel beschäftigen. Die Sagen, welche seit der Pharaonenzeit über den Ichneumon in Umlauf gesetzt worden, und die Erzählungen über den Mungos, welche dem Reisenden in Indien noch heutigen Tages als Wahrheit aufgetischt werden, sind, wie die genaue Beobachtung lehrt, mehr oder minder grundlos und dennoch leicht erklärlich. Das Auffallende im Betragen der Thiere ist es, welches solche Sagen und Erzählungen entstehen ließ. Namentlich die Mangusten haben von jeher als Wohlthäter der Menschen gegolten und gelten als solche heute noch, obgleich sie, bei Lichte betrachtet, durchaus kein größeres Verdienst haben, als ihre Verwandten, die Marder, welche ein ähnliches Leben führen.

Die Schleichkatzen sind kleine Raubthiere von sehr übereinstimmendem Gepräge. Der Name, welchen mein Bruder zuerst gebraucht hat, bezeichnet sie jedenfalls besser, als der Name Zibetthiere, welchen sie vorher in den Büchern der Wissenschaft führten. Fast sämmtliche Arten sind lang gestreckte, kurzbeinige Geschöpfe mit schlankem, rundlichen Leib, spitzem Kopf, langem, dünnen Halse nnd langem, meist hängendem Schwanze. Ihre Füße sind bald fünf-, bald vierzehig und mit halb zurückziehbaren Krallen bewehrt. Die Ohren sind bald länger, bald kürzer, die Augen gewöhnlich klein. Das Fell ist bei vielen Arten rauh und hart, bei andern weicher, bei keiner einzigen jedoch so fein und schön, wie bei den eigentlichen Mardern. Große Drüsen in der Nähe des Afters finden sich auch bei ihnen; sie sondern jedoch nicht wie bei den Mardern, eine stinkende, sondern eine wohlriechende Flüssigkeit, ab. Das Gebiß, eins der wesentlichsten Unterscheidungsmerkmale beider nahe verwandten Familien, ist schärfer und die Zähne sind spitzzackiger, als bei den Mardern.

Die Naturforscher rechnen ein sehr eigenthümliches Raubthier, welches in Amerika lebt, zu den Schleichkatzen, weil sein Gebiß das dieser Familie zukommende Gepräge zeigt. Sehen wir von diesem Raubthiere, dem Katzenfrett, ab, so haben wir die Schleichkatzen nur unter den niederen Breiten der alten Welt, also in Afrika und Asien zu suchen. Eine einzige Art von ihnen, die bereits erwähnte Ginsterkatze, bewohnt Europa. Sie finden sich, wie die ihnen nahestehenden Marder, überall, in der Höhe, wie in der Tiefe, im Wald, wie in der baumlosen Steppe. Die meisten sind Nachtthiere, viele von ihnen aber echte Tagthiere, welche mit Ausschluß der Mittagszeit in voller Thätigkeit sind, solange die Sonne am Himmel steht, nach Sonnenuntergang aber in ihre Schlupfwinkel sich zurückziehen. Einige Arten klettern auf den Bäumen herum, die meisten hingegen sind auf den Boden gebannt; dem Wasser gehört keine einzige Art von ihnen an. Dieses Tagleben und der vorzugsweise Aufenthalt auf dem Boden ist für die Schleichkatze bezeichnend und unterscheidet sie hinlänglich von dem Marder. Noch größer sind die Unterschiede, welche sich bei genauerer Beobachtung in dem Wesen der beiden Thiergruppen ergeben. Die Marder sind, wie bekannt, unruhige, unstete Thiere, welche, wenn sie einmal in Bewegung sind, kaum eine Minute lang in ein und derselben Stellung, ja kaum an demselben Orte verweilen können, sondern unablässig hin und herlaufen, rennen, klettern, schwimmen, welche scheinbar zwecklos sich bewegen und Alles, was sie thun,

mit einer fast unverständigen Hast ausführen: — die Schleichkatzen sind beweglich, wie sie, viele von ihnen mindestens ebenso gewandt; aber gleichwohl ist ihr Auftreten ein ganz anderes. Eine gewisse Bedachtsamkeit zeichnet sie aus. Ihre Bewegungen sind bei aller Behendigkeit gleichmäßiger, harmonischer, überlegter und deshalb anmuthiger, als die der Marder.

Den Ginsterkatzen gebührt hinsichtlich der Beweglichkeit die Krone; es giebt vielleicht kein Säugethier weiter, welches so schlangenhaft über den Boden dahingleitet, wie sie. Da ist kein Theil des Leibes, welcher sich nicht bewegte, jedes Glied, jeder Muskel ist thätig, jeder wird angestrengt; aber man muß scharf hinsehen, wenn man Dies bemerken will. Es geht dem Beobachter hier ebenso, wie wenn er eine Schlange sich bewegen sieht. Auch diese „regt tausend Gelenke zugleich", und gerade deshalb nimmt man die Bewegungen der einzelnen Theile so schwer wahr. Schlangenhaft auch bewegt sich die Ginsterkatze, wenn sie springt; sie schnellt sich dann mit einem einzigen Satze vor, vereinigt gewissermaßen die Geschicklichkeit der Katze und des Marders in sich und schnappt nach der ersehnten Beute mit derselben Schnelligkeit und Sicherheit, wie die Giftschlangen, wenn sie angreifen.

Ganz verschieden tritt der Palmenroller auf. Er, welcher ebenfalls zu den Schleichkatzen gezählt werden muß, ist es, welcher seinen Familiennamen vielleicht am meisten verdient. Auch er gehört zu den beweglichen Raubthieren, aber kein mir bekanntes Mitglied seiner Ordnung schleicht so bedachtsam, so vorsichtig dahin, wie er. Es machte mir stets die größte Freude, die Palmenroller des Hamburger Thiergartens aus ihrem Mittagsschlafe zu stören. Sie waren durch meinen Bruder gewöhnt worden, dem Anrufe zu folgen, und wußten, daß ihre Folgsamkeit belohnt wurde. Rief man sie nun zur Mittagsstunde, zur Zeit, wo sie im tiefsten Schlafe lagen, so erschienen sie zwar, aber immer erst nach langer Zeit und dann so langsam, so schleichend, daß sie fast eine Minute brauchten, um die wenigen Fuß ihres beschränkten Käfigs zu durchmessen. Die Schnelligkeit, mit welcher sie dann aber den ihnen vorgehaltenen Vogel oder sonstigen Leckerbissen packten, stand mit jener Langsamkeit im sonderbarsten Widerspruch.

Anders wiederum betragen sich die eigentlichen Tagthiere dieser Familie, die Mangusten. Sie haben die niedrigsten Beine unter allen ihren Verwandten; ihr Leib schleppt bei dem Gehen fast auf der Erde, die Seitenhaare des Bauches berühren den Boden wirklich. Sie schleichen aber nicht, sondern sie trippeln mit ungemein raschen, kleinen Schritten eilfertig dahin. Auch

sie sind rastlos, jedoch nicht unstet. Sie untersuchen auf ihrem Gange Alles; Dies aber geschieht mit einer gewissen Folgerichtigkeit: sie gehen ihren Weg fort und schweifen wenig von der einmal angenommenen Richtung ab. Ihre Bewegungen sind mehr sonderbar, als anmuthig; sie reißen nicht zur Bewunderung hin, aber sie belustigen. So hat jede Gruppe dieser merkwürdigen Thiere ihr Eigenthümliches.

Die Sinne der Schleichkatzen sind scharf; Dies beweisen sie Jedem, der sich eingehender mit ihnen beschäftigt. Wahrscheinlich steht der Geruch bei Allen obenan. Sie spüren wie die Hunde; sie beschnüffeln jeden Gegenstand, welcher ihnen im Wege liegt; sie vergewissern sich eben durch diesen Geruch über Das, was ihnen aufstößt. Als der zweitschärfste Sinn dürfte das Gesicht zu betrachten sein. Das Auge ist bei den verschiedenen Gruppen verschieden gebildet; denn der Stern ist bei den Einen kreisrund, bei den Andern geschlitzt. Das hellste und am klügsten aussehende Auge besitzen die Mangusten, das blödeste die Palmenroller. Bei ihnen zieht sich der Stern am Lichte des Tages bis auf einen haarfeinen Spalt zusammen, welcher aber in der Mitte eine rundliche Oeffnung von kaum Hirsenkorngröße zeigt. Bei den Mangusten ist er fast kreisrund, bei den eigentlichen Zibetkatzen länglich rund. Die Mangusten sehen bei Tage sehr gut; ihr Auge vermag in weite Ferne gleich scharf zu sehen; die Palmenroller hingegen bekunden sich als eigentliche Nachtthiere. Gerade ihr langsames Schleichen bei Tage beweist, daß sie wie blind im Dunkeln tappen; sie richten sich auch gewiß nicht nach ihrem Gesicht, sondern nur nach Geruch und Gehör. Letzteres scheint bei den verschiedenen Gruppen ziemlich gleichmäßig entwickelt, aber doch viel stumpfer zu sein, als die beiden erst erwähnten Sinne. Gefühl beweisen alle Schleichkatzen, nicht minder aber auch Geschmack. Sie sind wahre Leckermäuler. Süßigkeiten aller Art sind ihnen höchst willkommen; Obst z. B. genießen sie stets mit so ersichtlichem Behagen, daß man gar nicht in Zweifel bleiben kann, wie sehr ihnen dasselbe wohlschmeckt.

Die geistigen Fähigkeiten stellen unsere Thiere sehr hoch. Alle Arten der Familie, welche ich kennen lernte, beweisen großen Verstand, einen im hohen Grade bildsamen Geist. Sie erkennen sehr rasch ihnen gespendete Freundlichkeit, unterscheiden schon nach wenigen Tagen ihren Pfleger von andern Personen und beweisen durch ihr Benehmen ihre dankbare Anerkennung der ihnen gespendeten Pflege. Der kanadische Luchs, von dem ich oben redete, hat sich während seines Gefangenlebens kaum verändert und zeigt sich noch

ebenso wild und unzugänglich, wie vor einem Jahre bei seiner Ankunft in Hamburg: die Schleichkatzen ohne Ausnahme änderten ihr Betragen nach den Umständen; auch diejenigen von ihnen, welche anfänglich wild und unbändig sich zeigten, wurden bald zahm und fügsam. Sie lernen den ihnen gegebenen Namen kennen, achten auf den Ruf und nehmen ihren Freunden schon in den ersten Wochen ihrer Gefangenschaft das ihnen vorgehaltene Futter vertrauensvoll aus der Hand. Wenige Thiere lassen sich leichter behandeln, schneller zähmen, als sie, und dabei kann man nicht sagen, daß diese Zähmung nur eine scheinbare, mehr auf Gleichgiltigkeit, als auf Verständniß beruhende sei. Gerade die Gefangenen beweisen, daß sie sehr wohl zu unterscheiden wissen, welche Personen ihnen wohlwollen oder nicht. Zwei Mangusten, denen mein Bruder gestattete, in dem großen Raubthierhause umherzulaufen, hatten unter den Wärtern ihre Freunde und ihre Feinde, d. h. sie bewiesen einzelnen große Freundschaft, andern eine entschiedene Abneigung. Die Freundschaft, wie die Abneigung begründete sich auf Erfahrungen, welche sie früher gemacht und nicht vergessen hatten. So Etwas deutet immer auf Hochgeistigkeit eines Thieres.

Nur Eines habe ich nach den Beobachtungen, welche ich an den Gefangenen machte, zu rügen: ihre Unverträglichkeit mit anderen Thieren. Es hält schwer, zwei verschiedene Schleichkatzen an einander zu gewöhnen. Gesellig sind eigentlich nur die Mangusten, aber auch diese nur in sehr beschränktem Grade. Frieden giebt es innerhalb der Familie: der Kampf beginnt, sobald ein fremdes Glied sich hinzudrängt. Auch die verschiedenen Geschlechter vertragen sich nicht, wenigstens nicht zu allen Zeiten des Jahres. Der Eindringling wird mit funkelnden Augen betrachtet und gesträubten Haares unter wüthendem Fauchen angegriffen. Dann gelten alle Vortheile, welche eins der Thiere über das andere erringen kann. Zum Knäuel geballt, rollen und wälzen sich die beiden Streiter in rasender Eile durch den Käfig; sie sind bald oben, bald unten, bald in der Schlupfkammer, bald außerhalb derselben. Der Schwächere ist natürlich stets in Todesgefahr. So fuhr in meiner Gegenwart der egyptische Ichneumon auf einen Mungos los, welchen mein Bruder bei ihm einstellen wollte; so betragen sich alle Schleichkatzen im Anfange des Zusammenlebens mit andern. Bei Gleichstarken macht ein solcher Kampf nicht viel aus, und schließlich tritt der Frieden ein, namentlich wenn die geschlechtliche Liebe ins Spiel kommt. Demungeachtet sind wirkliche Freundschaftsbündnisse selten. Wir haben ein solches zwischen zwei allerdings geschlechtlich

verschiedenen Rollmardern beobachtet, welche seit der Eröffnung des Gartens daselbst leben und bereits zweimal sich fortgepflanzt haben, leider insofern ohne Erfolg, als die Mutter, vielleicht in Gemeinschaft mit dem Vater, die Jungen stets wieder auffraß, obgleich natürlich alle Vorsichtsmaßregeln beobachtet wurden. Diese beiden Rollmarder sind höchst zärtliche Gatten, welche Alles gemeinschaftlich thun, zu gleicher Zeit außerhalb ihres Schlafkastens erscheinen, zu gleicher Zeit und fast ohne neidische Regungen fressen, hübsch mit einander spielen und große Sehnsucht an den Tag legen, wenn sie getrennt werden. Auch ein Paar Zebramangusten, eben jene, welche frei umherlaufen durften, vertrugen sich gut mit einander, obgleich es ohne Streit und Kampf zeitweilig nicht abging.

Die eigentlichen Zibetthiere verbreiten bei jeder Erregung einen starken Moschusgeruch. Es ist behauptet worden, daß dieser Geruch in geschlossenen Räumen unleidlich werden, Kopfschmerzen und Ekel erregen könne; an den Gefangenen, welche wir beobachteten, sind solche Erfahrungen nicht gemacht worden, obgleich verschiedene Zibetthiere zusammen in ein und demselben Raume gehalten werden. Der Gestank, welchen die Marder verbreiten, und selbst der, welcher von Wildhunden herrührt, ist weit unerträglicher, als der von den Zibetthieren erzeugte Geruch, welcher mir immer angenehm gewesen ist. Ein im Freien stehender Käfig mit Zibetthieren verbreitet einen wirklichen Wohlgeruch, weil hier der Bisamduft sich rascher verflüchtigt. Eine Zu- oder Abnahme dieses Geruchs ist von uns nicht beobachtet worden.

Die Gefangenkost der Schleichkatzen besteht in rohem Fleisch, Milch, Brot und Früchten. Letztere fressen sie, wie bemerkt, gleich den meisten übrigen Raubthieren, mit Ausschluß der Katzen und Kerbthierfresser im engsten Sinne des Worts, mit großer Begierde, und sie sind ihnen zur Erhaltung ihrer Gesundheit auch gewiß sehr zuträglich. Dabei ist es eigenthümlich, daß sie hinsichtlich der Kerne einen Unterschied machen. Die Palmenroller sind in Indien, wie bekannt, als unliebsame Besucher der Kaffeepflanzungen berüchtigt. Sie erscheinen hier kurz vor der Ernte und plündern die fruchtbeschwerten Bäume, sorgen aber auch wieder für neue Anpflanzungen des Kaffeebaums, indem sie die unverdauten Bohnen auf natürlichem Wege von sich geben. Diese Palmenroller nun fressen von unsern Kirschen die Steine regelmäßig mit, während alle übrigen Sippen blos das Fleisch verzehren.

Gegen Witterungseinflüsse zeigen sich die Schleichkatzen empfindlich, jedoch nicht in dem Grade, wie andere südliche Thiere. Im Winter müssen sie

selbstverständlich in einen geheizten, wenigstens bedeckten Raum gebracht werden. Besonders verderblich scheint ihnen der Schnee zu sein, welcher in offenstehende Käfige fällt; sie erfrieren sich in ihm die Füße.

Im übrigen verlangen sie durchaus keine besondere Pflege. Ein weiches Heulager, auf welchem sie sich während des Tages, oder die Tagthiere unter



Die Rasse (Viverra Rasse).

ihnen während der Nacht, zusammengerollt niederlegen können, ist Alles, was sie beanspruchen.

Herr Zimmermann, welcher mich zur vorstehenden Beschreibung veranlaßte, hat eine der gewöhnlichsten Arten dieser Familie, die Rasse (Viverra Rasse) dargestellt. Sie ist eine der kleineren Zibetkatzen; ihre Länge beträgt

2½ Fuß, wovon auf den Schwanz 10 bis 11 Zoll zu rechnen sind, die Höhe am Widerrist etwa 6 Zoll. Die Rasse ist als ein Mittelglied zwischen den eigentlichen Zibet- und den Ginsterkatzen anzusehen. Sie ist hochbeiniger, als die Ginsterkatze, aber niedriger gestellt, als die Zibeten. Unsere Abbildung überhebt mich der Nothwendigkeit, die Färbung und Zeichnung zu besprechen. Ich habe höchstens zu sagen, daß die graue Grundfarbe in das Bräunliche oder Gilbliche spielt. Die einzelnen Haare sind grau, mit einem gelblichen Ringe vor der Spitze oder ganz schwarz.

Die Rasse verbreitet sich weit über das Festland Indiens und die benachbarten Inseln.

Ich habe noch keinen einzigen Thiergarten besucht, in welchem ich alle in Deutschland vorkommenden Mitglieder der Marderfamilie vereinigt gesehen hätte, und doch hält es, mit Ausnahme eines einzigen deutschen Marders, nicht schwer, diese Thiere zu erlangen; denn sie sind heutigen Tages noch aller Orten verbreitet, und die meisten von ihnen ertragen die Gefangenschaft auch ohne Beschwerde lange Jahre. Man sieht vorzugsweise vier Arten in der Gefangenschaft: den Edel- oder Baummarder, den Steinmarder, den Fischotter und den Dachs. Der gemeine Iltis fehlt gewöhnlich, und Hermelin und Wiesel habe ich meinestheils noch in keinem Thiergarten gesehen. Gerade die Marder aber verdienen gehalten zu werden; denn sie gehören unzweifelhaft zu den unruhigsten und beweglichsten aller Raubthiere und wissen deshalb ihr Publikum zu fesseln.

In Hamburg geht man mit dem Plane um, ein besonderes Gebäude zu errichten, in welchem diese kleinen, zarten Raubthiere in würdiger Weise zur Schau gestellt werden. Man will ein Haus bauen, dessen Käfige Abends erleuchtet werden können, um den Besuchern des Gartens die Möglichkeit zu gewähren, die kleinen, munteren Raubthiere und die Nager wirklich einmal zu sehen, d. h. sie dann zu beobachten, wenn sie in Leben und Thätigkeit sind. In diesem Hause werden zweifelsohne die Wiesel ihre Rolle spielen. Aber auch noch ein anderer Marder, welchen viele Naturforscher kaum im Balge kennen, der Nörz oder Ottermenk wird dort seinen Platz finden; denn gerade die Umgebung Hamburgs beherbergt dieses Thier, welches man schon als ausgestorben wähnte, noch in ziemlicher Anzahl. Bis zur Errichtung des gedachten Gebäudes aber werden auch im Hamburger Thiergarten die Marder vernachlässigt.

Nur ein einziger von ihnen ist nach Gebühr gewürdigt und in einem zweckentsprechenden Käfig untergebracht worden. Dieser eine ist der Fischotter (Lutra vulgaris), von welchem ich Einiges erzähle, trotzdem daß seine Naturgeschichte keineswegs unbekannt ist. Ich glaube es jedoch den regelmäßigen Besuchern des Thiergartens, deren Liebling der Fischotter ist, schuldig zu sein, auch an dieser Stelle von ihm zu reden.

Hinsichtlich einer Beschreibung der Gestalt und Färbung des Fischotters will ich mich der Worte meines Bruders bedienen, weil dieser in möglichster Kürze gesagt hat, was zu sagen nothwendig ist. „Der Fischotter ist ein schwerer, flachleibiger, flachköpfiger und flachschwänziger Marder. Der Leib ist noch ziemlich lang, aber viel breiter, als hoch, der Schwanz von oben nach unten zusammengedrückt, an der Spitze stark verschmälert, der Kopf niedrig, länglich rund, breitschnäuzig, das Ohr so kurz, daß es fast ganz im Pelze versteckt erscheint, abgerundet und durch eine Hautfalte verschließbar, das Auge klein, aber lebhaft, das Bein sehr kurz, der fünfzehige Fuß breit, nacktsohlig, mit Bindehäuten zwischen den Zehen, welche bis zu den Nägeln vorgehen und zu förmlichen Schwimmhäuten geworden sind. — Ein ausgewachsener Otter wird gegen 4 Fuß lang, wovon $1^1/_2$ Fuß auf den Schwanz kommen. Die Höhe am Widerrist beträgt aber nur einen Fuß und auch blos dann, wenn sich das Thier besonders hoch aufrichtet; bei gewöhnlichem Gange erscheint es noch weit niedriger. Ein prächtiger Pelz, welcher aus sehr feinem lichtbraungrauem Wollhaar und derbem, glänzenden, dicht gestellten Grannenhaar besteht, kennzeichnen den Fischotter als Wasserthier. Die Färbung des Pelzes ist oben eine glänzend dunkelbraune, geht aber auf der untern Seite und namentlich am Unterhalse und an den Kopfseiten in lichtere Töne über und erscheint manchmal grauweißlich. Reinweiße Flecken finden sich, aber nicht immer, am Kinn und ziemlich regelmäßig über der Mitte der Oberlippe."

Man darf behaupten, daß es in ganz Europa, Nord- und Mittelasien keinen Fluß giebt, in welchem der Fischotter nicht vorkäme oder wenigstens nicht vorkommen könnte. Die großen Ströme beherbergen ihn regelmäßig; von ihnen aus steigt er fischend in den Flüssen empor, von den Flüssen kommt er in die Bäche, und von den Bächen aus besucht er häufig genug auch die Fischteiche, selbst solche, welche nicht in unmittelbarer Verbindung mit den Bächen stehen. Da, wo die Ströme münden, findet er sich auch in der See. Doch ist er immer an das Ufer gebunden; zu ihm kehrt

er wenigstens bei Tage regelmäßig zurück, um sich von seinem Fischfang zu erholen. Im Ufer der fischreichen Flüsse, Seen oder Teiche gräbt er sich vom Wasser aus Röhren und einen Kessel, welcher immer über dem Wasserspiegel liegen und ihm als eigentliche Wohnkammer dienen muß, so lange ihn Hochwasser nicht von hier vertreibt. Er ist mehr Nacht- als Tagthier, obgleich er in stillen Gegenden auch angesichts der Sonne seinem Gewerbe nachgeht. Da, wo er Gefahr fürchtet, verweilt er jedoch von Sonnenaufgang bis Sonnenniedergang in seinem Bau und bringt die Zeit mit Schlafen hin. Im Wasser ist er Dasselbe, was der Edelmarder auf dem Baume ist: ein äußerst behendes, munteres, unruhiges und mordsüchtiges Raubthier, welches allen anderen Wirbelthieren, die im Wasser leben, und nebenbei den Krebsen eifrig nachstellt oder sie wenigstens beunruhigt. Seine Leckerhaftigkeit ist sehr groß und seine Wirksamkeit deshalb eine dem Menschen im höchsten Grade verhaßte. Dazu kommt, daß der Fischotter schwer auszurotten ist, weil er sich ziemlich stark vermehrt und Dank seiner außerordentlichen Scheu und Vorsicht Nachstellungen gewöhnlich zu vereiteln weiß. Die Fortpflanzung des Otters ist an keine bestimmte Zeit gebunden. Man hat schon in den Wintermonaten ebensogut kleine Junge entdeckt, als in den Sommermonaten.

Soviel über das Freileben des Thieres für diejenigen meiner Leser, welche andere thierkundliche Werke nicht zur Hand haben sollten und wenigstens Etwas hierüber wissen möchten. Eine ausführliche Beschreibung des beachtenswerthen Thieres findet sich übrigens in jeder Naturgeschichte, und eine Kenntniß des Freilebens ist deshalb leicht zu erlangen. Auch über das Gefangenleben liegen vielfache Beobachtungen vor; die wichtigsten hat mein Bruder erst neuerdings in seinem „Thierleben" mitgetheilt. Ich selbst aber habe den Fischotter wiederholt in der Gefangenschaft gehalten und auch den Gefangenen des Hamburger Thiergartens längere Zeit beobachtet, kann somit auch aus eigener Anschauung reden.

Jung eingefangene Fischotter werden bei geeigneter Behandlung überaus zahm und sind dann äußerst liebenswürdige Geschöpfe. Sie schmiegen sich traulich an ihren Herrn und Pfleger an, folgen dessem Rufe, laufen ihm wie ein Hund ins Freie nach und lassen sich sogar ohne sonderliche Mühe gewöhnen, für ihn zu arbeiten, d. h. zu fischen. Alt Eingefangene hingegen sind, wie alle Marder, jähzornige, böswillige Thiere, welche jede Gelegenheit wahrnehmen, um Dem, welcher sich unvorsichtig mit ihnen beschäftigt

einen Biß zu versetzen. Ein solcher ist gefährlich; denn ihr Gebiß besteht aus sechsunddreißig kräftigen, aber dennoch scharfen Zähnen, welche Das, was sie erfaßt haben, nicht so leicht wieder fahren lassen. Dabei ist der Otter glatt wie ein Aal, also kaum mit Sicherheit zu packen, und seine Behendigkeit erschwert die Behandlung noch bedeutend. Solche alt Eingefangene erwerben sich selten die Gunst des Menschen. Doch giebt es Ausnahmen, und eine solche ist der Gefangene des Hamburger Thiergartens. Auch er war bereits erwachsen, als er in die Gewalt des Menschen gelangte; auch er war im Anfange außerordentlich bösartig, bissig, menschenscheu: aber er hat sich wesentlich geändert und gehört gegenwärtig, wenn auch nicht zu den harmlosesten Thieren, so doch zu denen, mit welchen ein Umgang möglich ist.

Besagter Fischotter bewohnt einen ganz prächtigen Bau, welcher auf alle Bedürfnisse des Thieres die gebührende Rücksicht nimmt. Ein rundes, mit einer Gitterkuppel überdachtes Becken enthält in der Mitte einen inselartigen Aufbau, in welchem sich die Schlupflöcher befinden. Dieser Mittelbau steht durch eine Brücke mit dem Außenrande des Beckens in Verbindung und gewährt dem Otter die Möglichkeit, auch hier, gewissermaßen am Uferrande seines Gewässers, sich umherzutummeln. Das Wasser, welches das eigentliche Becken erfüllt, ist wegen der beschriebenen Einrichtung sozusagen ein Flüßchen ohne Ende, zwar sehr schmal und auch nicht besonders tief, aber in seiner Längsausdehnung unermeßlich. Solches scheint wenigstens der Inhaber der Wohnung zu meinen; denn er macht sich sehr oft das Vergnügen, den Inselbau in der Mitte zwanzig bis dreißig Mal zu umschwimmen. Er erträumt sich, wenn er sich im Wasser bewegt, offenbar die volle Freiheit, welche er vermissen muß, sobald er auf das feste Land steigt. Soviel ist sicher, daß er sich in diesem Raume sehr wohl befindet und Solches durch sein Betragen deutlich genug an den Tag legt.

Nicht alle Besucher sind so glücklich, unsern Fischotter zu sehen. Er verschläft auch in der Gefangenschaft einen guten Theil des Tages, die Mittagsstunden gewiß. Erst gegen Abend wird er munter: der Hunger ist es, welcher ihn wachruft. Er kennt seine Futterzeit genau und wird zornig, wenn sie nicht eingehalten wird. Um drei Uhr nachmittags erscheint er an der Thür seines Schlupfwinkels und späht nach alter, guter Gewohnheit vorsichtig in die Runde, bevor er sich entschließt, seine Höhlung zu verlassen. Hierauf stürzt er sich ins Wasser, umschwimmt einige Mal seinen Platz in der Mitte und kriecht dann ans Ufer heraus, um Das zu suchen, was er im

Wasser vermißte. Das Durchschwimmen des Beckens nämlich geschah keineswegs, um sich Bewegung zu verschaffen, sondern einzig und allein in der Absicht, das erfahrungsmäßig sehr oft beutenreiche Gewässer zu durchsuchen. Die Täuschung ist es, welche ihn nach vergeblichem Bemühen an das Land treibt. Hier pflegt er sich hoch aufzurichten, wie ein Mann, und dem Wirthschaftsgebäude seine Blicke zuzuwenden. Von dort her muß er kommen, der wohlbekannte Wärter mit dem Fischeimer über der Schulter; die Zeit ist da, vielleicht schon vorüber, der Hunger nagend und die Geduld gering. Schon nach wenigen Minuten wird ihm auf dem Lauerposten die Zeit zu lang: das blose Ausspähen ist vergeblich; vielleicht hilft Rufen. Es wird versucht, diesmal aber auch ohne Erfolg; noch läßt sich der fischbeladene Pfleger nicht erblicken. Die Unruhe nimmt überhand; unser Otter taucht wieder in die Tiefe: vielleicht ist da unten doch noch ein Fisch seiner Aufmerksamkeit entgangen. Allein auch das erneuete Suchen ist vergeblich; der Lauerposten wird wiederum eingenommen, alles Mögliche nochmals versucht.

Endlich erscheint der Ersehnte, und ein freudiges, unnachahmliches und unbeschreiblich, schrillendes Geschrei begrüßt ihn schon von weitem. Alle Bewegungskünste zu Wasser und zu Lande werden jetzt geübt, um die Gier zu beschwichtigen, welche sich umsomehr steigert, je sicherer der Genuß bevorsteht.

Der erste Fisch, welchen der Wärter ins Becken wirft, wird mit äußerster Hast aus dem Wasser hervorgeholt, durch einige Bisse in den Kopf getödtet und dann so schnell als möglich verzehrt. Auch todte Fische werden in derselben Weise behandelt; instinktmäßig, so scheint es, will sich der Otter der einmal gefaßten Beute vergewissern.

Höchst unterhaltend ist es, dem Thiere zuzusehen, wenn ihm, wie es oft geschieht, junge Aale vorgeworfen werden. Es braucht eine bedeutende Menge von Nahrung, und die Anzahl der kleinen, wenig ausgiebigen Aale ist deshalb nicht gering; sie übersteigt gar nicht selten ein Dutzend. Da nun hat der Otter zu schaffen und zu arbeiten; denn so lange er einen Fisch sich bewegen sieht oder so lange er nur weiß, daß im Wasser sich ein solcher bewegt, so lange läßt es ihm keine Ruhe. Der erste Aal wird hastig gepackt, getödtet und gefressen; die übrigen aber werden zunächst nur gefangen und in Sicherheit gebracht. Blitzschnell taucht das gewandte Thier in die Fluthen; in wilder Jagd geht's unter dem Wasser hinter den schlangengleichen Fischen her; im Umsehen ist einer gefangen, vielleicht ein zweiter noch, und mit den sich schlängelnden Aalen im Maule klettert das Raubthier wieder empor,

steigt behend auf den Uferrand, nimmt einen der Gefangenen zwischen die Vorderpfoten, um den andern sicher abzuthun, tödtet hierauf den zweiten auch und stürzt sich von neuem in die Fluthen, um dasselbe zu wiederholen. So schleppt er einen Fisch nach dem andern vom Wasser aufs Land, und erst wenn keiner mehr sich regt, beginnt er, die Gefangenen zu verspeisen. Die Lebenszähigkeit der Aale spielt ihm dabei manch schlimmen Streich; denn der eine oder der andere von denen, welche er bereits glücklich gefangen und seiner Meinung nach auch sicher getödtet hatte, gleitet wieder ins Wasser und macht neue Mühe nöthig, behufs seiner Wiedererlangung. Endlich aber sind alle, welche im Wasser sich bewegten, glücklich herausgefischt, und nunmehr beginnt unser Raubthier seine Mahlzeit.

Die Beobachtung eines in dieser Weise thätigen Fischotters gewährt Gelegenheit, seine wundervolle Beweglichkeit kennen zu lernen. Im Freileben ist Dies unmöglich, mindestens sehr schwer; auf festem Boden, im Zimmer z. B., hat man den Otter nur halb. Eine Anlage, wie ich sie beschrieben, ist unumgänglich nothwendig zu solchen Studien. Es ist viel schon geschrieben worden über die Art und Weise der Bewegung eines Fischotters im Wasser, über sein Schwimmen, Tauchen, über sein Spielen mit den Wellen: aber keine Beschreibung giebt auch nur annähernd ein Bild der Wirklichkeit. Man muß den Otter in den Wellen gesehen haben, um seinen Namen und ihn selbst zu begreifen, und wenn man ihn hundertmal schwimmen sah, staunt man doch immer wieder von neuem, so oft man ihn sieht. Es giebt wahrscheinlich kein zweites Säugethier, welches mit so vollendeter Fertigkeit im Wasser sich bewegt, wie der Fischotter. Delfine und andere Wale mögen schneller schwimmen, die Seehunde vielleicht in größere Tiefen hinabtauchen, die wasserbewohnenden Nager möglicherweise noch eine größere Ausdauer im Schwimmen zeigen, als unser Fischotter — in der Behendigkeit, der Vielseitigkeit und Gewandtheit der Bewegungen aber steht dieser gewiß unübertroffen da. Die Wasserspitzmaus verhält sich zu ihm ungefähr ebenso, wie die trippelnde Maus zu dem sprungfertigen Wiesel. Was dem Edelmarder im Gezweig der Bäume möglich, das übt der Fischotter im Wasser aus. Eine jede Bewegung geschieht mit einer Leichtigkeit, welche man staunenswerth nennen muß, weil man sie nicht anders bezeichnen kann. Schon die Art und Weise, wie das Thier sich in das Wasser stürzt, verräth seine Fertigkeit. Es geschieht Dies nämlich fast ganz geräuschlos; man muß achtsam sein, wenn man wirklich Etwas vernehmen will. Auch das Schwimmen selbst geht lautlos vor sich; die Wellen

flüstern, um mich so auszudrücken, mehr, als sie plätschern. Jeder Schwimmvogel verursacht ein größeres Geräusch, wenn er über die Fluthen dahingleitet, als der Otter, obgleich dieser ihn an Schnelligkeit weit übertrifft. Für gewöhnlich schwimmt er nahe der Oberfläche, den platten Kopf und die Mittellinie des Rückens eben über den Spiegel erhoben; dann zieht ein schmaler, scharfer Streifen, welcher von den rasch zertheilten Wellen gebildet wird, hinter ihm her. Bei der eigentlichen Jagd aber schwimmt der Otter zwischen dem Grund und der Oberfläche des Wassers dahin, und hier ebenso schnell, wie oben. Der Name des Thieres erscheint Dem, welcher ihn schwimmen sieht, überaus treffend gewählt; denn er bewegt sich allerdings ganz nach Art der Schlangen. Sein Leib windet sich fortwährend von einer Seite zur andern: er schlängelt.

Bei ernster Jagd pflegt der Otter die Oberseite seines Leibes nach oben zu kehren; im heitern Spiele aber liebt er es, auf dem Rücken zu schwimmen. Dies bewerkstelligt er durch kräftige Stöße mit seinen Hinterpfoten, hauptsächlich aber wohl durch seitliche Bewegung seines starken Ruderschwanzes. Die Vorderpfoten werden dabei über der Brust getragen, nach innen umgebogen; der Kopf bis zur Stirnmitte, Kinn, Kehle und Vorderbrust ragen über die Oberfläche des Wassers empor. Daß jeder Vorgang im Wasser einen derartig gaukelnden Fischotter schleunigst zum Umdrehen veranlaßt, braucht kaum erwähnt zu werden.

Aus meinen Beobachtungen an unserm Gefangenen glaube ich folgern zu dürfen, daß der Otter auch dem Fange nachgeht, indem er auf dem Grunde des Gewässers dahin läuft. Nach Art aller Marder ist auch er achtsam auf Alles, was um ihn her vorgeht, und beruhigt sich nicht, bevor er die Ursache eines verdächtigen Geräusches oder Geplätschers kennen gelernt. Ein Steinchen, welches man in das Becken wirft, bewegt ihn sofort zum Hinabtauchen. Dann pflegt er oft lange auf dem Boden zu verweilen, um hier umherzukriechen, bevor er sich wieder zeigt. Gelegentlich solcher Spaziergänge auf dem Grunde entdeckt er gewiß Alles, was hier sich findet. Mein Bruder ließ einmal aus Versehen seine Schlüssel in das Becken fallen; der Fischotter stürzte sofort nach und brachte nach wenigen Augenblicken den Schlüsselbund zur Oberfläche empor, indem er ihn ganz artig zwischen seinen Vorderpfoten hielt. Ein herbeigerufener Wärter, welcher die Schlüssel, nachdem sie dem Otter wieder entfallen waren, mit einem Netz herausfischen sollte, bemühete sich vergeblich, sie zu finden. Da tauchte das Thier aufs neue in

die Tiefe, brachte sofort die Schlüssel wieder empor, ließ sie wiederum fallen, holte sie nochmals und war schließlich so artig, sie in das vorgehaltene Netz fallen zu lassen. — Die erwähnten Aale pflegen sich oft in dem Zuflußrohr der Wasserleitung zu verbergen. Der Otter weiß Dies genau, stürzt sich jetzt, so oft die Leitung geöffnet wird, eiligst in die Tiefe und schnüffelt an der Oeffnung herum, arbeitet auch wohl scharrend mit den Vorderfüßen, scheinbar in der Absicht, sie zu erweitern. So wird er ohne Zweifel auch in der Freiheit sich betragen; in dieser Weise wird er die Höhlungen durchsuchen, welche ein Lieblingswild von ihm, die Krebse, beherbergen. Wahrscheinlich übt er die Jagd auf Krebse überhaupt mehr im Laufe auf dem Grunde, als schwimmend aus.

Auf dem Lande zeigt sich der Fischotter als das gerade Gegentheil von Dem, was er im Wasser ist. Er ist unbehilflich. Sein Gang ist ein watschelndes Kriechen, bei welchem der Leib nicht blos marderartig nach oben gekrümmt, sondern auch seitlich hin und her bewegt wird. In derselben Weise hilft er sich auch an schiefen Gegenständen empor; senkrechte Flächen vermag er nicht zu erklettern. Sehr hübsch ist die bereits erwähnte Stellung, welche er annimmt, wenn er lauscht. Er setzt sich dann nach Art vieler Nager auf den Steiß und die Hinterpfoten, erhebt sich senkrecht, hält sich mit dem schweren Schwanz im Gleichgewicht und kann so minutenlang verweilen.

Der Fischotter beweist durch sein Gebahren, daß der Geruch sein schärfster Sinn ist. Er beschnüffelt Alles und spürt, wie man mit großer Wahrscheinlichkeit schließen darf, auch im Wasser. Gesicht und Gehör sind übrigens keineswegs verkümmert, so klein auch die betreffenden Sinneswerkzeuge sind. Das Gesicht ist sehr fein und der Geschmack wohl ausgebildet: Dies beweist der gefangene Otter ebenso gut, wie der freilebende, welcher als das leckerste Raubthier berüchtigt ist.

Ueber die geistigen Fähigkeiten des Otters brauche ich kaum noch Etwas mitzutheilen. Jeder Naturforscher, welcher länger mit ihm verkehrte, hat darüber berichtet und uns irgend eine hübsche Geschichte von ihm mitgetheilt. So viel ist gewiß, daß sein Verstand nur von Denen unterschätzt wird, welche das Thier nicht kennen.

Die Känguruus.

Mit besonderer Vorliebe werden im Hamburger Thiergarten die Känguruus gepflegt, — jene allgemein fesselnden Beutelthiere, deren eigenthümliche Gestalt ich als bekannt voraussetzen darf. Allerdings sind von der reichen Familie immerhin nur wenige Arten vertreten, weniger noch, als das für sie bestimmte, geschmackvolle Haus beherbergen kann; doch genügen die Vorhandenen, um den Besuchern des Gartens Gelegenheit zu geben, die sonderbaren Geschöpfe durch eigene Anschauung kennen zu lernen.

Mein Bruder hat in seinem „Thierleben“ die Känguruus ausführlich beschrieben und über das Gefangenleben fast Alles zusammengestellt, was ihm und Andern bekannt war, über das Freileben aber verhältnißmäßig wenig berichtet, — aus dem ganz einfachen Grunde, weil bis vor kurzem darüber Ausführliches nicht bekannt war. Der „alte Buschmann“, dessen ich schon gedacht habe, giebt nun aber in seinen ganz neuerdings erschienenen „Waldgängen“ eine so eingehende Schilderung dieser Thiere, daß ich gewiß nichts Besseres thun kann, als ihn anstatt meiner reden zu lassen. Dabei muß ich freilich bemerken, daß die Darstellung unseres Gewährsmannes eine wörtliche Wiedergabe geradezu unmöglich macht, weil sie so wirr und ungeordnet ist, wie nur denkbar. Ich benutze also den reichhaltigen Stoff nicht so, wie er mir geboten wurde, sondern wie Dies mir am ersprießlichsten für meine Leser zu sein scheint.

Der „alte Buschmann“ spricht hauptsächlich von einer der größeren Arten — von welcher, ist schwer zu sagen — und erwähnt die außerdem noch vorkommenden oder ihm bekannt gewordenen nur beiläufig. Die bevorzugte Art nennt er schlechtweg Känguru, und aus andern Angaben scheint hervorzugehen, daß er das Riesenkänguru (Macropus robustus) im Sinne hat.

„Schon gegenwärtig, so erzählt er, sieht man im Umkreise von dreißig Meilen um Melbourne kaum ein einziges Känguru mehr. Die Thiere sind der zweck- und rücksichtslosen Verfolgung der Ansiedler bereits erlegen. Häufiger finden sie sich überall, wo der Europäer sich noch nicht festgesetzt hat. Ich meinestheils traf sie in der Gegend von Port Philipp in so großer Anzahl an, daß ich mit meiner Reisegesellschaft während unseres zweijährigen Aufenthalts über zweitausend Stück erlegen konnte. Die Beschaffenheit des Landes begünstigt sie hier ungemein. Große zusammenhängende Waldungen wechseln mit weiten Ebenen, und solche Gegenden sind es, welche den Kängurus alles zu ihrem Leben Erforderliche bieten. Noch häufiger mögen sie im Innern des Landes sein; mir wenigstens ist es wahrscheinlich, daß sie von dort aus nach der Küste hin sich verbreiten. Auch glaube ich, daß es im Innern gewisse Plätze giebt, auf denen die Herden erzeugt werden, denen man später unweit des Meeres begegnet.“

„Ihre liebsten Weideplätze sind grasreiche Ebenen, welche von buschigen Waldungen umgeben werden oder solche umschließen. Im Sommer bevorzugen sie feuchte, im Winter trocknere Gegenden. Das Wasser scheinen sie entbehren zu können; ich habe wenigstens oft Ansiedelungen von ihnen gefunden, welche meilenweit von einem Gewässer entfernt waren, und auch nicht beobachtet, daß sie des Nachts regelmäßig zu bestimmten Wasserlachen kämen. Dagegen ist mir aufgefallen, daß sie sich gern in der Nähe der weidenden Rinder aufhalten. Jede Herde behauptet einen bestimmten Weideplatz oder mehrere derselben, welche durch wohl ausgetretene Pfade unter einander verbunden werden.“

„Die Stückzahl der Herden ist verschieden. Ich habe oft Herden von 150 Stück beisammen gesehen, meistens aber ihrer funfzig; denn sie sind sehr gesellig. Die kleineren Arten pflegen sich in geringerer Anzahl zusammenzuhalten; man sieht sie gewöhnlich einzeln oder höchstens zu einem Dutzend vereinigt. Ein und dieselbe Herde bleibt immer bei einander und vermischt sich mit andern nicht. Jeder Gesellschaft steht ein altes Kängurumännchen vor, und diesem folgen die Uebrigen blindlings nach, auf der Flucht ebenso wohl, als wenn es sich um die Aesung handelt, ganz so, wie die Schafe ihrem Leithammel. Die Kängurus weiden am frühen Morgen in der Dämmerung und oft wohl auch in der Nacht. Während des Mittags ruhen sie und zwar, wie schon bemerkt im Sommer auf feuchten, sumpfigen, im Winter auf trocknen und sandigen Stellen. Hier liegen sie, wenn sie nicht gestört werden, oft

stundenlang. Es ist ein reizender Anblick, eine solche Herde zu beobachten. Einige spielen mit einander, Andere weiden langsam das dürre Gras ab und wieder Andere liegen halb schlafend auf der Seite. Ihre Lieblingsnahrung ist ein gewisses Gras, welches geradezu Kängurugras genannt wird; ebenso gern äsen sie sich von den Spitzen der Haide und den Blättern und Knospen gewisser Sträuche; diese Lieblingspflanzen sind es denn auch, welche ihren Aufenthaltsort bedingen."

„In ihren Sitten und Gewohnheiten haben die Kängurus fast ebensoviel mit den Hirschen, wie mit den Schafen gemein. Sie sind furchtsam und scheu im hohen Grade und flüchten bei der geringsten Gefahr so schnell als möglich dahin. Sie äugen, lauschen und wittern ausgezeichnet, nehmen jedoch, wie die Hasen, die Gegenstände vor sich schlecht wahr und stürmen, sozusagen, blindlings auf den Menschen los, falls dieser sich nicht bewegt: ich habe oft Kängurus geschossen, welche gerade auf mich zurannten. Ungeachtet der scheinbaren Unbehilflichkeit des Kängurus bewegt es sich doch mit außerordentlichem Geschick und großer Schnelligkeit. Es schnellt sich mit seinen mächtigen Hinterbeinen empor, hält sich durch den schweren Schwanz im Gleichgewicht und drückt im Rennen die Vorderfüße so nahe als möglich an die Brust an. So hüpft es leicht und ohne Beschwerde dahin und überspringt alle Hindernisse, selbst ziemlich hohe Umzäunungen. Ich habe niemals die Sprungweite gemessen, bin aber überzeugt, daß ein altes Känguru, wenn es gejagt wird, fast zehn Yards in einem Sprunge zurücklegen kann und mit jedem flüchtigen Hirsch gleichen Schritt hält. Der lange Schwanz unterstützt es wesentlich beim Sprunge; er schwingt beständig auf und nieder und schlägt hörbar gegen den Boden auf: solange man ein Känguru laufen sieht, kann man das Aufklappen des Schwanzes vernehmen. Die Fährte, welche sich im weichen Grunde zeigt, ist regelmäßig ein Abdruck der Vorderzehen, während ein Abdruck des ganzen Fußes, welchen man ebenfalls oft sieht, nur dann stattfindet, wenn das Känguru sich langsam bewegt. — Auffallend genug ist, daß das springende Känguru sich leicht einen Knochen seiner starken Beine zerbricht; namentlich bei Verwundeten geschieht Dies häufig. Ich habe ein altes Kängurumännchen gesehen, welches, verwundet, beim Versuche aufzuspringen, das Bein ganz kurz über dem Fersengelenk abbrach. Das Känguru bewegt sich übrigens nicht blos auf dem festen Lande mit großem Geschick, sondern geht auch ohne Besinnen ins Wasser und schwimmt, wie schon Gould mittheilt, leicht und ausdauernd."

„Bis zur Brunstzeit hin lebt jede Herde im tiefsten Frieden; die Liebe aber erregt auch diese Geschöpfe und zumal die Männchen, welche dann oft ernsthafte Kämpfe untereinander ausfechten. Nach der Brunstzeit pflegen sich die Aeltesten von ihnen von der Herde zu trennen und im dichtesten Walde ein einsames Leben zu führen. Die Brunstzeit selbst scheint nicht an eine regelmäßige Jahreszeit gebunden zu sein. Ich habe ein schon sehr selbstständiges Junges im Juli geschossen und im Dezember ein Weibchen erlegt, welches ein noch an der Zitze festhängendes, unreifes Junges in seinem Beutel trug. Doch scheinen mir die Monate Januar und Februar die der eigentlichen Brunst zu sein. Im September sind die meisten Jungen bereits kräftige Läufer geworden. Wie lange das junge Känguru im Beutel verweilt, vermag ich nicht zu sagen, ich glaube, daß Dies sechszig Tage währen mag.*) Auch wenn das Junge bereits selbstständig geworden ist, kehrt es noch oft in den Beutel seiner Mutter zurück, bei der geringsten Gefahr regelmäßig. Es ist wunderbar anzusehen, mit welcher Geschwindigkeit die Mutter das Junge aufnehmen und mit ihm das Weite suchen kann.**) Sie behält ihren Sprößling solange im Beutel, bis ihr allzuhart zugesetzt wird; dann überwiegt die Sorge für das eigene Leben ihre Kindesliebe: um sich selbst zu retten, wirft sie das Junge von sich. Einst beobachtete ich einen Keilschwanzadler, wie er ein Känguru, welches ein schweres Junges im Beutel trug, durch den Wald jagte. Der schlaue Vogel verfolgte das Känguru auf Schritt und Tritt. Er wagte es nicht, das Mutterthier anzugreifen, wußte aber sehr wohl, daß dieses, sobald er es erschöpft, das Junge von sich werfen würde."

„Gegen Weihnachten scheinen die meisten jungen Kängurus der Mutterhilfe entbehren zu können; dann pflegen sie eigene Herden zu bilden."

„Außer dem Menschen und dem bereits erwähnten Keilschwanzadler hat das Känguru nur in dem Wildhunde einen gefährlichen Feind. Geplagt wird es außerdem von Bandwürmern. An ihnen scheint es überaus zu leiden;

*) Nach Beobachtungen an Gefangenen verweilt das Junge drei Monate und länger im Beutel seiner Mutter.

**) An den Gefangenen des Hamburger Thiergartens beobachteten wir, daß die Alte ihr Junges herbeilockt, wenn sie fürchtet, daß ihm Gefahr droht. Der Lockruf ist ein ganz eigenthümlicher Ton, ein leises Schmatzen, welches von dem heisern, wie unterdrückter Husten klingenden Geächz, welches die Kängurus sonst vernehmen lassen, durchaus verschieden ist. Das Junge öffnet sich selbst den Beutel mit seinen Vorderhänden, stürzt sich kopfüber hinein und dreht sich dann rasch in die geeignete Lage, worauf der Kopf zum Vorschein zu kommen pflegt.

denn ich habe oft mehr als ein Dutzend aus dem Körper eines Erlegten gezogen. Der schlimmste Feind ist und bleibt jedoch der Mensch und zwar nicht der Eingeborne Australiens, sondern der eingewanderte Weiße. Leider scheinen die Kängurus als schädliche Waldthiere betrachtet zu werden. Man gebraucht alle denkbaren Mittel, um sie auszurotten, man fängt sie in Schlingen, schießt sie, jagt sie mit Hunden zu Tode — aus reinem Uebermuth, nur um sie zu tödten. Die Getödteten läßt man im Walde verfaulen. Dies ist der Grund, warum die Kängurus in der Umgegend von Melbourne bereits ausgerottet, und wenn diese wüste Jagd so fortdauert, wird es nicht lange währen, daß sie auch im Innern selten sind. Ich kann den Schaden nicht einsehen, den sie auf den weiten, grasbewachsenen Ebenen anrichten sollen. In der Nähe von Ansiedlungen werden sie allerdings lästiger, als unsere Hasen und Kaninchen; Das aber berechtigt wahrlich nicht zu diesen unvernünftigen Verfolgungen. Sie kommen des Nachts über die Umzäunungen herein und fressen dann die jungen Pflanzen ab; aber schon ein paar einfache Scheuchen genügen, um sie abzuhalten. Mich will es bedünken, daß Diejenigen, welche die Kängurus in solch rücksichtsloser Weise verfolgen, gar nicht im Stande sind, das Thier zu würdigen. Ich will nicht in Abrede stellen, daß Fell und Fleisch nicht soviel werth sind, als die Decke und das Wildpret unseres Hirsches: so werthlos aber, als man Beides in Australien hält, ist es denn doch nicht. Viele halten das Fleisch für nicht viel besser, als Aas; sie wollen es kaum umsonst, selbst an Plätzen, wo das Pfund Ochsen- und Hammelfleisch mit 5 Cents bezahlt wird, und für das Fell mögen die Händler auch nicht mehr geben als 1½ Sh. Ich aber kann aus eigener Erfahrung versichern, daß das Fleisch durchaus nicht schlecht, und meine, daß das Fell wenigstens ebenso gut, ja feiner, als Kalbleder ist. Die Leute behaupten zwar, daß das Fleisch nicht nahrhaft sei; ich aber muß diese Annahme für einen entschiedenen Irrthum halten. Mein alter Zeltgenosse und ich lebten von Kängurufleisch, solange wir im Walde waren, und ich meine, wir thaten unsere Arbeit sogut, als irgend ein Anderer. „Sparet das Mehl, aber fallt über die Kängurus her, Jungens!“ pflegten die Buschmänner zu sagen, wenn das Mehl zur Neige ging. Zwar will ich nicht bestreiten, daß das besagte Fleisch nur ein untergeordnetes Wildpret ist: — es ist trocken, fad und schmeckt nicht sogut, wie Hammelfleisch, es ist auch sehr blutreich und dunkel von Farbe; jedoch ist es keineswegs zu verachten, und namentlich der Schwanz liefert eine ganz ausgezeichnete Suppe.“

„Die ergiebigste Art, Kängurus zu jagen, ist, eine Schützenlinie zu bilden und die Thiere durch einen berittenen, von Hunden unterstützten Gehilfen sich zutreiben zu lassen. Ein guter Treiber ist zur Jagd unerläßliche Bedingung. Die Kängurus lassen sich nach jeder beliebigen Gegend hintreiben und halten die einmal angenommene Richtung unter allen Umständen fest. Sie lassen sich wohl zertheilen, weichen jedoch auch dann nicht von dem eingeschlagenen Wege ab. Die Schützen setzen sich am besten unter Bäume und verharren in niedergebeugter Stellung, bis die Thiere in schußrechter Entfernung angelangt sind. Die von den Treibern aufgescheuchten Kängurus stürzen truppenweise herbei und gerade auf die Schützen los. Bisweilen durchbricht der ganze Haufen die Schützenlinie an einer Stelle; meistens aber theilen sie sich beim ersten Schuß und laufen die Linie hinunter. Wenn der Jäger das Känguruschießen versteht, erlegt er bei jedem Treiben mehr als eins. Einer aus der Gesellschaft muß, noch ehe die Herde in Schußweite angekommen ist, einen Schuß auf sie abfeuern, um sie zu zerstreuen; die Uebrigen müssen wo möglich zwei Büchsen schußfertig bei sich haben und ihres Schusses selbstverständlich sicher sein. Ich meinestheils habe auf diese Weise oft vier Stück bei einem einzigen Treiben erlegt. Niemals aber muß man sich verleiten lassen, auf das zuerst Niedergeschossene zuzueilen, da man durch sein voreiliges Erscheinen oft alle übrigen verscheucht. Es kommt nicht selten vor, daß wenn die Kängurus in einer Linie heranstürmen, zwei derselben durch eine Kugel getroffen werden; ja, ich habe sogar gesehen, daß drei auf einen Schuß stürzten. Den großartigsten Erfolg, von dem ich reden kann, erzielte mein alter Kamerad. Er schoß rechts und links mit je einer Kugel jedesmal zwei Weibchen, von denen drei ein großes Junges im Beutel trugen, sodaß er sieben Thiere auf zwei Schüsse erlangte. — Wenn die Kängurus nicht zu stürmisch herankommen, empfiehlt es sich, sie durch einen Pfiff anzurufen, da sie dann oft, wie anderes Wild, auf einen Augenblick stutzen und den Kopf erheben. Sie sind übrigens sehr lebenszäh und laufen, verwundet, noch eine große Strecke weg."

„Das große Geheimniß beim Känguruschießen, welches von Vielen für überaus schwierig gehalten wird, ist, sich nie zu übereilen. Man muß das Gewehr mit soviel Pulver laden, als es nur vertragen kann; und niemals eher schießen, als bis das Känguru in guter Schußweite ist, und dann nach dem Halse zielen. Doch will ich nicht verkennen, daß die eigenthümliche Art der Thiere, zu springen, Anfänger sehr verwirrt, und es auch für den ausge-

lernten Schützen keineswegs leicht ist, ein in voller Flucht dahinjagendes Känguru zu erlegen. Leider muß ich sagen, daß die Jagd, wenn man sie monatelang so Tag für Tag betreibt, zuletzt doch sehr einförmig wird."

„Die eines Waidmanns würdige Jagd ist offenbar, sich mit der treuerprobten Büchse in der Hand, an die weidenden Kängurus anzupirschen, das stärkste Männchen aus dem Haufen aufs Korn zu nehmen und dieses niederzustrecken. Ein Schuß mit der Büchse ist aus dem Grunde besonders schwierig, weil Hals und Brust sehr verschmächtigt sind, ein Schuß durch den Unterleib aber die Kängurus selten fällt."

„Wohlhabende Ansiedler pflegen die Kängurus mit Hunden zu jagen; man benutzt hierzu eine Art Hirschhunde, welche man geradezu Kängaruhunde nennt. Gute Hunde jagen die Kängurus bald nieder, besonders wenn der Grund feucht ist, und wissen auch den gefährlichen Waffen der Thiere geschickt genug zu entgehen."

„Um Kängurus lebendig zu erhalten, legt man ihnen Schlingen auf die erkundeten Wechsel im Walde. Diese Fangweise erfordert jedoch der weidenden Herdenthiere wegen große Aufmerksamkeit. Leichter ist es, sich der Jungen zu bemächtigen, indem man sich mit der Büchse in der Hand an die weidende Herde anpirscht und die Weibchen, welche Junge im Beutel tragen, aus dem Haufen wegschießt, hierauf rasch zur Stelle eilt, das Junge aus dem Beutel hebt und einstweilen in einen Sack steckt."

„Nicht immer geht die Kängurujagd so ungehindert von statten, als man meinen möchte; denn auch dieses friedliche Thier besitzt Waffen und weiß sich ihrer zu bedienen. Seine Stärke liegt in den kräftigen Hinterläufen, deren Mittelzehe, wie bekannt, mit einem scharfen Nagel bewehrt ist. Mit ihr bringt es seinen Feinden gefährliche Wunden bei. Junge Hunde gerathen regelmäßig in den Bereich der Hinterklauen; einige tiefe Verwundungen und heftige Schläge mit dem Hinterfuße machen sie aber sehr bald vorsichtig. Erfahrene Hunde bleiben dem Känguru Schritt für Schritt zur Seite, warten den günstigen Augenblick ab, springen ihm dann in den Nacken und reißen es seitwärts nieder. Im Nothfall sucht sich das Thier auch durch Beißen zu wehren: ich habe gesehen, daß ein altes Männchen einen Hund mit den Vorderarmen umklammerte und ihn zu beißen versuchte. Das verwundete Känguru geht, wie der Hirsch, gern zu Wasser und versucht dann, wenn es eines Hundes habhaft werden kann, denselben zu ertränken. Aber ich halte die Erzählung, daß es einen Hund auf dem Lande aufnimmt und ins Wasser

trägt, um ihn zu ertränken, für eine reine Erfindung. Auch der Mensch hat sich vorzusehen, um nicht in den Bereich der Klauen zu kommen; jedenfalls thut der Jäger wohl, wenn er dem niedergeschossenen Wild sofort die Sehnen durchschneidet; denn noch todeswund schlagen die Kängurus in gefährlicher Weise mit den Hinterbeinen um sich. Ich bin zweimal in Gefahr gewesen, von einem Känguru verwundet zu werden, und beidemal mit einer Kraft zu Boden geworfen worden, daß mir Hören und Sehen verging; ich war aber jedesmal glücklicherweise dem Känguru ganz nahe, so daß ich anstatt mit der Klaue, die Schläge nur mit der Sohle erhielt. Einmal wurde ich von einem alten Männchen auch förmlich angegriffen und war herzlich froh, als das Thier vor Erschöpfung zusammenbrach, ehe es seine Kraft an mir auslassen konnte."

„Nach beendeter Jagd werden die erlegten Kängurus zusammengetragen und zunächst ausgeweidet. Dies geschieht in eigenthümlicher Weise. Man benutzt nämlich nur die Hinterhälfte des Thieres und überläßt Eingeweide und Vordertheil den Wildhunden und Adlern. Zu diesem Behufe häutet man das ganze Vordertheil ab, trennt es unterhalb der Niere vom Hintertheil und schlägt die Haut über dieses hinweg. Dann schneidet man ein Loch durch die Känguruhaut, steckt den Schwanz hindurch, schiebt die Haut bis an die Wurzel des Schwanzes und bedeckt so die Bauchseite des Hinterviertels. Hierauf wirft man das Thier über die Schulter, sodaß man mit jeder Hand eins der Hinterbeine fassen kann, und in dieser, dem Jäger bequemsten Weise trägt man es dem Zelte zu. Ein so Beladener sieht sonderbar aus; er gleicht ungefähr einem Savoyardenknaben, welcher einen Affen auf den Schultern trägt, dessen Schwanz hinten lang hinabhängt. Uebrigens hat der Mann an der aufgeladenen Last zu tragen; denn das Känguru kann eine sehr bedeutende Schwere erhalten. Junge Männchen oder Weibchen wiegen durchschnittlich 120 Pfund, alte Männchen aber bis über zwei Centner; und wenn nun auch durch das Zerlegen ein guter Theil des Gewichts abgenommen wird, bleibt doch immer noch genug zu schleppen: der Schwanz allein wiegt seine 12 bis 15 ja selbst seine 20 Pfund."

„Das erbeutete Wildpret gewährt den hauptsächlichsten Nutzen, welchen die Jagd abwirft. Das Fell wird kaum benutzt, obgleich nicht zu bezweifeln ist, daß es ein gutes Pelzwerk abgeben würde. Gewiß könnte man die Haut auch noch anderweitig verwenden; ein gut zubereitetes Fell würde zu Stiefeln verarbeitet, für einen alten Herrn, dessen Füße empfindlich sind, geradezu unschätzbar sein. Doch, wie bemerkt, der Nutzen der Kängurujagd ist sehr gering."

„Etwas mehr lohnt der Fang der Jungen, welche in allen Küstenstädten von den Thierhändlern gekauft und gern mit 1 Pfd. Sterl. das Stück bezahlt werden. Die in der angegebenen Weise erbeuteten Thiere werden in den ersten Tagen der Gefangenschaft sorgfältig warm gehalten und mit warmer Milch gefüttert. In der Mittagszeit läßt man sie täglich einige Stunden ins Freie, damit sie sich Bewegung machen. So pflegt man sie, bis sie beginnen, das Gras abzuweiden. Dann sind sie zur Versendung nach Europa reif."

Dies sind die Mittheilungen, welche unser „alter Buschmann" nach langjährigen Beobachtungen uns gemacht hat. Sie ergänzen wesentlich das früher Bekannte, und deshalb habe ich ihnen hier eine Stelle gönnen wollen. Ueber das Gefangenleben, die Fortpflanzung und alles Uebrige kann sich der Leser durch andere Werke leicht unterrichten.

Die Nagethiere.

Von der großen Anzahl der Nagethiere werden in allen Thiergärten nur wenige gehalten, und von diesen wenigen blos einige zur Schau gestellt. Ich will gern zugestehen, daß die Nager sich nicht in jeder Hinsicht für die Gefangenschaft eignen: die meisten von ihnen lassen sich zwar sehr leicht erhalten, aber sehr viele sind, solange es Tag ist, für die Schaulust der Menge verloren; denn weitaus die größere Anzahl aller gehört bekanntlich den Nachtthieren an. Man hat deshalb bisher auf sie wenig Rücksicht genommen und eigentlich nur diejenigen Arten für die Gefangenhaltung erwählt, welche auch am Tage sich munter und lebendig zeigen. Dabei aber hat man fühlen müssen, daß die in mancher Beziehung sehr theilnahmswerthen Nager eine so große Vernachlässigung nicht verdienen, und wiederholt auf Mittel und Wege gesonnen, sie in passender Weise zur Schau zu stellen. Ich bin mit andern Fachgenossen der Ansicht, daß Solches nur erreicht werden kann, wenn man für die Nager insbesondere ein eigenes Gebäude aufführt, dessen Käfige nach Sonnenuntergang erleuchtet werden können. Wir wollen hoffen, daß Hamburg der erste Ort sein wird, welcher diesem sehr berechtigten Wunsche aller wahren Beobachter gerecht wird.

Meine Besuche im Hamburger Thiergarten haben mich belehrt, wie wenig bekannt wir doch eigentlich mit den Sitten und Gewohnheiten vieler Nagethiere sind. Ich habe Gelegenheit gehabt, selbst von den gemeinsten noch Etwas zu lernen, was die Lehrbücher mich nicht lehren konnten, und durch die Beobachtung der außereuropäischen erfahren, daß deren Naturgeschichte noch sehr im Argen liegt. Eine sorgfältige Erforschung des Lebens dieser Thiere erscheint mir als unumgängliche Nothwendigkeit; zu solchem Studium aber können uns nur die Thiergärten behilflich sein.

Im Hamburger Thiergarten haben nur die Eichhörnchen, die Stachelschweine, die Agutis und Pakas, sowie endlich das Wasserschwein eigene

Wohnräume, welche die Möglichkeit gewähren, die genannten Thiere wirklich zu sehen; alle übrigen Nager werden zur Zeit noch in Käfigen beherbergt und nur den eigentlichen Naturforschern gezeigt. Von diesen Verborgenen habe ich einen zu beschreiben, weil ich das meisterhafte Bild unseres Freundes Zimmermann nothwendiger Weise mit einigen Textworten begleiten muß. Dieses Bild stellt ein noch wenig bekanntes Kletterstachelschwein aus Mittelamerika vor, den mexikanischen Greifstachler (Sphiggurus Novae Hispaniae oder Sphiggurus mexicanus).

Die Kletterstachelschweine vertreten in Südamerika, falls man so sagen darf, die Stachelschweine der alten Welt; sie bilden aber eine von diesen so verschiedene und dabei so in sich abgeschlossene Gruppe, daß man sie füglich als besondere Familie bezeichnen könnte. Streng genommen haben sie außer den Stacheln wenig mit den eigentlichen Stachelschweinen gemein. Diese sind verhältnißmäßig plumpe, schwerfällige Nager, welche streng auf den Boden gebannt sind; sie dagegen sind weit zierlichere Thiere und zum Baumleben durchaus befähigt. Ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal ist der lange Greifschwanz der Kletterstachelschweine, welcher an der nach oben einrollbaren Spitze nackt ist. Das Stachelkleid ist minder vollkommen, als bei den eigentlichen Stachelschweinen; es überwuchert nur bei wenigen Arten die Behaarung, welche bei andern, wie bei unserm mexikanischen Greifstachler sehr reich ist. Die Stacheln sind bei allen Arten viel kürzer, als bei den altweltlichen Verwandten, obwohl so ziemlich von demselben Bau. Es sind drehrunde, glatte Horncylinder, welche an der Wurzel und an der bezahnten, nadelscharfen Spitze jählings sich verschmächtigen. Sie sitzen so lose in der Haut, daß sie schon bei der geringsten Berührung ausfallen und gerade dadurch ihren Trägern besondere Widerstandsfähigkeit verleihen. Die Haare zwischen den Stacheln sind ungemein weich, seidenartig, ihrer Länge nach leicht gekräuselt. Sie stehen dicht auf dem Fell und übertreffen bei einigen Arten die Länge der Stacheln um ein Beträchtliches, sodaß diese von ihnen nicht nur bedeckt, sondern auch vollständig verborgen werden. Bei den übrigen Arten dagegen sind sie kurz und wenig sichtbar. Lippen und Nase sind mit feinen Härchen bedeckt, das Ohr mit etwas längeren, welche den Saum frei lassen. Starke, lange Schnurren stehen auf den Lippen.

Man ersieht schon aus diesen Angaben, daß sich die Greifstachler von den eigentlichen Stachelschweinen sehr wesentlich unterscheiden. Die Abweichungen, welche zwischen beiden Gruppen bemerklich werden, beschränken



Greifstachler.

sich jedoch nicht blos auf die Bedeckung, sondern auf jeden einzelnen Leibestheil. Der Kopf der Greifstachler ist verhältnißmäßig klein, die Stirn nicht sehr gewölbt, die Nase eigenthümlich aufgeworfen, die Oberlippe nicht gespalten. Die Ohren sind kurz, abgerundet, wenig hervorragend, während die kleinen Augen wie große, runde Perlen weit hervortreten. Die Beine sind kurz, aber ziemlich kräftig, die Füße vierzehig; die Krallen sind kurz, gebogen, aber stumpf. Die Hinterfüße haben einen breiten, stumpfen Ballen am Innenrande, welcher im Leben senkrecht absteht und gewissermaßen den Daumen vorstellt; die Sohlen sind rauh und warzig. Der nackte Theil des Schwanzes ist mit dichten Querrunzeln versehen, welche durch Längsfurchen in unregelmäßige Abtheilungen zerfallen.

Der erwähnte Gefangene des Hamburger Thiergartens war ein Männchen, von dem ich annehmen darf, daß es seine volle Größe erlangt hatte. Die Länge betrug ungefähr 4 Fuß, wovon der Schwanz etwa ein Drittel wegnahm. Nur am Kopf und Vorderhalse waren die Stacheln sichtbar; den ganzen übrigen Leib deckten seidenweiche, glänzende Haare von tiefer Schwärze; sie spielten an der Wurzel ins Bräunliche und Lichtgraue, waren aber im letzten Drittel vollkommen schwarz. Die Stacheln hatten am Kopfe etwa eine Länge von 1 Zoll, auf dem Rücken von 1½ Zoll. Erstere waren sehr licht, fast schwefelgelb von Farbe, die letzteren dunkler, alle schwarz zugespitzt. Die Nase und die nackten Sohlen hatten im Leben eine fleischröthliche Färbung, die Iris war sehr lichtbraun. Eine ausführlichere Beschreibung des Thieres erscheint mir unnöthig; die treue Abbildung, meines Wissens die erste, welche nach dem lebenden Thier gezeichnet wurde, kennzeichnet den Greifstachler schärfer, als ich Dies zu thun vermöchte.

Um einzelnen meiner Leser gerecht zu werden, welche keine Gelegenheit hatten, andere Werke zu vergleichen, will ich erwähnen, daß die Kletterstachelschweine im wesentlichen auf die tropischen Waldungen Südamerikas beschränkt sind. Hier leben sie ausschließlich im Gezweig der Bäume; zum Boden herab kommen sie selten. Bei Tage sitzen sie zusammengeknäult, regungslos auf einem Aste, mit Einbruch der Dunkelheit werden sie munter und klettern dann langsam, aber sicher, von einem Ast zum andern. Der Kletterschwanz unterstützt sie dabei wesentlich, und ebenso sind ihnen die breitballigen Sohlen sehr dienlich. Die Gewandtheit der tagesfreundlichen Nager fehlt ihnen aber vollständig. Jede einzelne Bewegung wird höchst bedachtsam ausgeführt. Die Nahrung besteht nur aus Pflanzenstoffen, wie sie solche auf

den Bäumen finden; Blätter, Blattknospen, Früchte, Rinde u. s. w. werden die Bestandtheile sein, welche sie im Freileben verzehren. Ueber das Geschlechtsleben und die Fortpflanzung fehlen alle sicheren Angaben.

Der Gefangene, von dem ich berichte, wurde unmittelbar von Mejiko eingeführt. Er erhielt einen geräumigen Käfig mit mehreren Aesten und schien sich hier bald eingewöhnt zu haben. Bei Tage verweilte er in seiner zusammengeknäulten Stellung, ohne sich zu rühren, und erst wenn die Dunkelheit vollständig eingebrochen war, kletterte er langsam herab, um zu fressen. Bei ruhigem Sitzen hielt er sich mit den Hinterfüßen und dem Schwanze fest; die Vorderhände wurden nicht benutzt. Der Kopf war gegen die Brust eingebogen, das Auge geschlossen, die Nase aber in beständiger Bewegung. Um die Außenwelt kümmerte sich das Thier nicht; Lärmen aller Art störte es nicht; dagegen bewirkte die leiseste Berührung sofort ein Sträuben des Felles, wobei auch die Stacheln aufgerichtet wurden. Eine vorgehaltene stark riechende Blume machte ebenfalls einigen Eindruck; der Greifstachler schnüffelte dann nach ihr umher und gewann es zuweilen sogar über sich, einige Bewegungen nach der Blume auszuführen. Das Auge schien vollkommen unempfindlich zu sein: Bewegungen mit der Hand oder mit einem Stock vor ihm erregten unsern Gefangenen nicht im geringsten. Gegen feindliche Angriffe benahm er sich stets in derselben Weise. Er sträubte seinen Pelz ebenso gut, wenn man ihm einen Stock vorhielt, als wenn man einen Hund in seine Nähe brachte, und bewies dadurch, daß er kaum Unterscheidungsvermögen besitzt. Sein Gebahren deutete überhaupt auf große Stumpfgeistigkeit, und ich muß dem alten Azara, welcher sagt, daß man blos Trägheit und Dummheit, niemals aber Freude, Trauer oder Wohlbehagen bei ihm wahrnehme, wohl rechtgeben. Wenn man ihn berührte, pflegte er zu quiken oder zu winseln. Einen Versuch zur Flucht machte er nicht; er wendete höchstens, soviel er konnte, sein Hintertheil von der nach ihm greifenden Hand ab. Es schien, als wisse er, daß der Schwanz das einzige Glied ist, an welcher ein Feind ihn mit Sicherheit fassen kann. Wenn er aber einmal gepackt war, wehrte er sich durchaus nicht länger, und niemals versuchte er, von seinem Gebiß Gebrauch zu machen.

Wir waren begierig zu sehen, wie er sich benehmen würde, wenn er sich ganz frei wähnen durfte. Deshalb wurde er aus seinem Käfig herausgenommen und im Garten in der Nähe von Bäumen auf dem Boden gesetzt. Er besann sich lange Zeit; endlich schien er die Veränderung seiner Lage

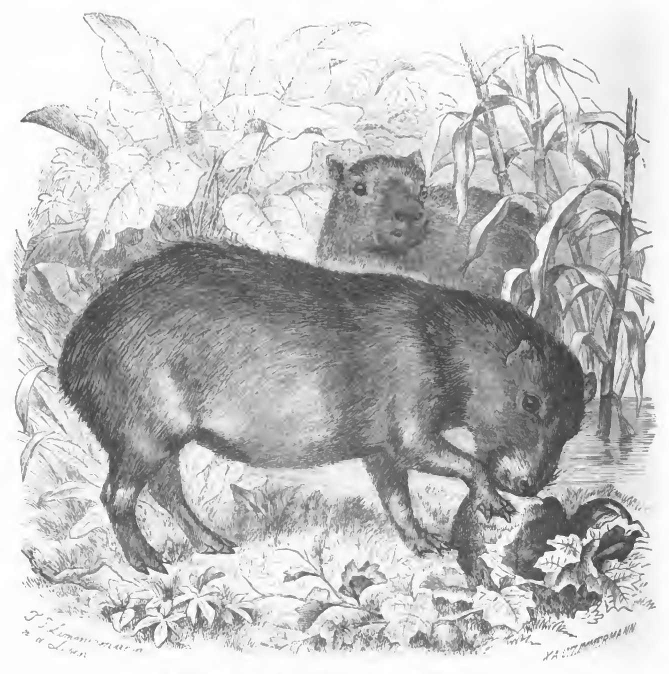
begriffen zu haben. Er erhob den Kopf, wandte ihn mehrmals nach rechts und links und ging endlich schwankenden Schritts einem nahen Baume zu. Am Stamme angekommen, verweilte er noch einen Augenblick; dann aber kletterte er, und zwar mit überraschendem Geschick und einer nie geahnten Gewandtheit, nach oben, stieg weiter von Ast zu Ast und hatte bald den Wipfel erreicht. Hier setzte er sich fest und begann sofort, das Beste zu thun, was er thun konnte, nämlich, frischweg zu fressen. Der ihm seltene Genuß, sich nach eigenem Belieben Knospen, Blätter und Rinde abschälen zu können, erregte und ermunterte ihn so, daß er die Tageszeit vergaß; wenigstens glaube ich, daß er sich bei Nacht auch nicht anders bewegt haben würde, als jetzt angesichts der Sonne. Er bewies eine mir ganz unerwartete Fertigkeit der Bewegung. Der dünnste Zweig genügte ihm, um sich festzuhalten, und jede Lage schien ihm gleich bequem zu sein. Die breiten, fleischigen Sohlen drückte er fest gegen den Ast oder Zweig, mit dem Greifschwanz schlug er einen Haken um denselben oder um einen andern Ast, und so hielt er sich ohne jegliche Anstrengung. Wenn er nach abwärts steigen wollte, hing er sich oft allein am Schwanze auf und bekam dann alle vier Füße frei. Wenn er nach einem andern Aste hinübersteigen wollte, packte er diesen erst mit den Vorderhänden und ließ dann den Hintertheil seines Leibes los, schaukelte eine Zeitlang hin und her, erhob sich aber rasch wieder nach oben und kletterte weiter. Wie kräftig er war, bewies er dadurch, daß er sich, mit dem Schwanze befestigt und mit beiden Hinterbeinen gegen einen Ast gestemmt, wagrecht ausstreckte, so lang er konnte und in dieser Lage minutenlang verweilte. Der Greifschwanz wurde bei jeder Stellung benutzt.

Er fraß fast alle Pflanzenstoffe, welche ihm gereicht wurden, am liebsten aber Reis, Obst, Möhren und Kartoffeln. Er trank regelmäßig und zwar, indem er die Hand in das Wasser tauchte und diese dann ableckte.

Ungeachtet sorgsamer Pflege ging das Thier bald zu Grunde. Eine einzige kühle Sommernacht wurde ihm verderblich. Er hatte sich einen heftigen Schnupfen zugezogen, fraß von Stund an wenig mehr und verendete schon nach einigen Tagen.

Viel unterhaltender, als das träge und langweilige Kletterstachelschwein, ist das zweite Nagethier, welches Freund **Zimmermann** bildlich dargestellt hat, die **Capybara** der Brasilianer nämlich oder das **Wasserschwein** (Hydrochoerus Capybara), das größte Mitglied seiner Ordnung. In seiner

Größe kommt das Thier ungefähr einem einjährigen Hausschwein gleich. Es hat mit einem solchen trotz des Namens aber nur die allerentfernteste Aehnlichkeit. Sein Leib ist plump gebaut, der Kopf verhältnißmäßig groß und von länglicher, keilförmiger Gestalt, die Schnauze mäßig lang, dick, breit, vorn schief abgeschnitten und abgestumpft; die Nasenkuppe ist behaart. Die mittel-



Das Wasserschwein (Hydrochoerus Capybara).

großen, aufwärts gerichteten Ohren sind oben abgerundet, am vorderen Rande umgestülpt, am hinteren mit einem Ausschnitt versehen und an der Außenseite nackt. Ziemlich nahe bei den Ohren liegen die großen runden Augen; die Oberlippe zeigt anstatt des Spaltes nur einen seichten Ausschnitt. Der Hals ist kurz und dick, der Leib plump; die Beine sind kurz und kräftig, die

Hinterbeine etwas länger, als die vorderen, jene vier- diese dreizehig, alle Zehen durch kurze Schwimmhäute mit einander verbunden. Die Krallen der Zehen sind breit und stumpf, die Fußsohlen nackt; der Schwanz fehlt fast gänzlich und wird nur durch einen kurzen, äußerlich kaum wahrnehmbaren Stummel angedeutet. After und Harnwerkzeug sind bei beiden Geschlechtern von einer Hautfalte umschlossen, sodaß sie äußerlich nicht sichtbar sind und die Geschlechter daher auf den ersten Anblick nicht von einander unterschieden werden können. Die Behaarung des Thieres ist dünn, glatt anliegend. Die Haare sind grob und steif, aber feiner, als Schweinsborsten; auf dem Rücken und den Seiten erreichen sie eine Länge von 2 bis 3 Zoll und sind am Gesicht und den Beinen am kürzesten; starke Schnurren stehen auf der Oberlippe. Die Färbung der Haare ist ein Lichtbraun mit rostrothem Anfluge, welcher überall eine gelbe Mischung zeigt, die am deutlichsten an der ganzen Unterseite hervortritt. Die Augen sind schwarz.

Das Wasserschwein bewohnt den ganzen Osten Südamerikas vom Orinoko bis zum Plataſtrom und vom atlantischen Meer bis zu den Vorbergen der Anden. Es hält sich nur in niederen, waldigen und sumpfigen Gegenden, immer in der Nähe von Flüssen, Seen und Sümpfen auf, findet sich aber am häufigsten an den größeren Strömen. In bewohnteren Gegenden ist es selten. Es lebt in zahlreicheren oder kleineren Gesellschaften, zuweilen auch nur paarweise. Da, wo es häufig vorkommt, sieht man es in Rudeln von funfzig bis sechzig, ja sogar von achtzig bis hundert Stück. Nur schwer sind die Wasserschweine aus ihrem einmal gewählten Bezirk zu vertreiben. In bewohnten Gegenden geht das Thier bei Nacht, in unbewohnten zu jeder Tageszeit auf Nahrung aus. Um sich gegen die Mittagshitze zu schützen, begiebt es sich ins Wasser oder versteckt sich in den Schlamm, sodaß nur sein Kopf sichtbar ist. Die Bewegungen des Thieres sind in der Regel langsam; wird es jedoch verfolgt, so schlägt es einen ziemlich raschen Trab oder Galopp ein. Im Wasser tummelt es sich mit der größten Gewandtheit herum, taucht vortrefflich und schwimmt ebenso rasch stromaufwärts als stromabwärts. Es hält lange Zeit unter dem Wasser aus und schwimmt streckenweit unter demselben fort, bevor es, um Luft zu schöpfen, wieder auftaucht. Wenn es sich verfolgt sieht, stürzt es sich regelmäßig in das Wasser und entgeht hier durch sein geschicktes Tauchen oft seinen Feinden.

Seine Nahrung besteht nur in Pflanzenstoffen; besonders liebt es Wasserpflanzen und die Rinde junger Bäume, frißt aber auch Gras, Zuckerrohr,

saftige Früchte, Körner und verursacht deshalb in Pflanzungen, besonders in den Melonen=, Mais= und Zuckerrohrfeldern beträchtlichen Schaden.

Im ganzen ist das Wasserschwein sanft und harmlos, und nur, wenn es bei Verfolgung in die Enge getrieben wird, vertheidigt es sich gegen seine Angreifer. Uebrigens ist es vorsichtig, sobald es den Menschen als seinen Feind kennen gelernt hat. Wird es erschreckt, so stürzt es sich unter lautem Geschrei in das Wasser, taucht sogleich unter und steckt erst in größerer Entfernung seinen Kopf heraus, um sich umzusehen. Die Brasilianer jagen es zu ihrem Vergnügen, ohne jedoch das Fleisch zu benutzen; denn dieses findet blos unter den Indianern und Negern Anerkennung; die Pflanzer verschmähen es durchaus. Nur während der Fastenzeit kommt das Fleisch auch bei den Weißen zur Geltung, vor allem bei den Geistlichen und Mönchen, welche in ihm, wie in allen übrigen Säugethieren, die im Wasser leben, fischähnliche und deshalb genießbare Geschöpfe zu erkennen glauben! Schlimmere Feinde, als der Mensch, sind die großen Katzen, unter ihnen vor allem die Jaguare; auch sollen ihm die Krokodile nachstellen.

Im Frühjahre wirft das Weibchen ein bis drei Junge, welche ziemlich rasch wachsen und der Mutter schon frühzeitig auf die Weide nachfolgen, von ihr aber bei drohender Gefahr durchaus nicht vertheidigt werden. Die eingefangenen Jungen werden sehr zahm und gleichen dann den Hausthieren. Sie werden in ihrem Vaterlande mit Maniokwurzeln, Wassermelonen und Kürbissen, Brot und Körnern gefüttert, fressen auch sehr gern Gras und andere grüne Pflanzen. Sie gehen an die Ufer der Flüsse, um zu weiden, tummeln sich einige Zeit im Wasser herum, kehren dann aber wieder hübsch nach Haus zurück. Das ausgewachsene Wasserschwein ist ein kräftiges Thier, welches schwer bewältigt werden kann.

Das Wasserschwein, welches sich im Hamburger Thiergarten befindet, zeichnet sich durch sein zahmes Wesen aus; es geberdet sich wie ein Hausthier. Nur in der letzten Zeit hat es einigemale, von dem Wärter gereizt, denselben gebissen oder zu beißen versucht. Den Winter hat es in einem wärmeren Raume zugebracht; schon im März aber konnte es seinen alten, nicht heizbaren Stall wieder beziehen. Wasser und Schlamm sind ihm Bedürfniß. Es begiebt sich sehr gern in den von zahlreichen Enten und andern Wasservögeln bewohnten sogenannten See, taucht hier unter, schwimmt eine Strecke weit unter dem Wasser fort und steckt plötzlich seinen Kopf mitten unter den Vögeln aus dem Wasser. Diese, höchlichst entsetzt, entfliehen nach allen Richtungen. Das

Wasserschwein verschwindet wieder, und jetzt ist der Schrecken der Vögel noch größer; denn jeder fürchtet, von unten erfaßt zu werden, und fühlt sich deshalb im hohen Grade unsicher. Erst wenn der Kopf wieder über dem Wasserspiegel erscheint, schwimmen sämmtliche Vögel nach dieser Richtung hin und bilden um das Thier einen Kreis, der mehr und mehr verengert wird. Taucht jetzt das Wasserschwein aufs neue, so zeigen die Vögel ganz dasselbe vorhergenannte ängstliche Benehmen. Auf dem Lande läuft die Capybara ziemlich gewandt, richtet sich, wenn man sich ihm nähert, auf den Hinterfüßen in die Höhe, setzt sich wohl auch auf sein Hintertheil, bewegt die Vorderpfoten und gleicht dann einem abgerichteten (aufwartenden) Hunde. Im ganzen bekümmert es sich, wie gesagt, wenig um die Außenwelt, doch erkennt es Freundschaftsbezeugungen mit großem Danke an. Meinem Bruder ist es sehr zugethan; es folgt dessen Rufe wie ein Hund und bekundet durch ein unnachahmliches und unbeschreibliches Kichern seine Freude, wenn es Diesen erblickt. Auch mit seinem Nachbar, dem Tapir, hat es einen Freundschaftsbund geschlossen. Es kommt zu dessen Gitter heran, steckt den Kopf hindurch und fordert den Tapir auf, sich mit ihm zu beschäftigen. Liebkosungen, welche ihm von dem gefälligen Dickhäuter freigebig gespendet werden, nimmt es dann mit würdevoller Ruhe entgegen.

Seine Haltung verursacht keine Schwierigkeiten. Es ist durchaus nicht wählerisch in der Nahrung, sondern nimmt mit jedem geeigneten Futter vorlieb. Nur verlangt es, daß ihm solche in hinreichender Menge gereicht wird; denn es ist gefräßig und ähnelt hierin wenigstens dem bekannten Dickhäuter, welcher ihm seinen Namen abtreten mußte.

Das Mähnenschaf.

Die Wiederkäuer waren zur Zeit meiner letzten Besuche im Hamburger Thiergarten nur durch die Hirsche würdig vertreten; von allen übrigen Familien fanden sich blos wenige Arten vor. Der Besucher des Gartens bemerkte aus der Antilopenfamilie unsere deutsche Gemse und das Nilgau, aus der Ziegenfamilie verschiedene zahme Arten und Rassen, aus der Schaffamilie auch hauptsächlich gezähmte, aber doch wenigstens zwei wildlebende Arten, aus der Rinderfamilie den Bison, den Kerabau und den Zebu, aus der Kamelfamilie endlich das Trampelthier, das Lama und das Guanako.

Diese auffallend erscheinende Vernachlässigung wichtiger Thiere findet ihren einfachen Grund in dem Mangel an Gebäuden, welcher bei einer so jugendlichen Anstalt sehr erklärlich ist. Wahrscheinlich wird der Bestand auch dieser Thiere sehr bald in entsprechender Weise vermehrt werden. Man geht, wie mir berichtet wurde, mit dem Plane um, baldmöglichst ein großartiges Antilopenhaus zu erbauen, um die reichste aller Familien dieser Ordnung beherbergen zu können, und richtet schon jetzt auf die wildlebenden Glieder der übrigen Familien sein Augenmerk.

Unser Künstler hat sich einen Wiederkäuer zur Darstellung erwählt, welcher früher als große Seltenheit betrachtet wurde, jetzt aber häufiger in den Thiergärten gesehen wird, weil er in mehreren mit Erfolg gezüchtet worden ist. Dieses Thier, der Mähnenmufflon (Ammotragus Tragelaphus), ist das Wildschaf Nordafrikas, ein Bewohner aller hohen Gebirge dieses Erdtheils vom atlantischen bis zum rothen Meere. Es erreicht eine ziemlich bedeutende Größe; denn es steht nur hinter dem asiatischen Argali und seinen nächsten Verwandten, den Riesen der Schaffamilie, zurück und übertrifft das europäische Wildschaf und die meisten der asiatischen Verwandten um ein Beträchtliches. Der ausgewachsene Bock ist ein sehr stattliches Thier von



Mähnenmufflon.

etwa 6 Fuß Länge und mehr als 3 Fuß Höhe. Das Schaf ist bedeutend kleiner. Der Leibesbau vereinigt Kraft mit Zierlichkeit. Man merkt dem Thiere seine Heimat an. Der Leib ist gedrungen, am Widerrist ziemlich erhöht, der Hals schlank, der Kopf wohlgebildet; die Läufe sind hoch, aber kräftig; der Schwanz ist kurz. Die Hörner haben mit denen der Ziegen Aehnlichkeit; sie werden etwa zwei Fuß lang, steigen erst gerade aufwärts, krümmen sich dann nach hinten und wenden sich mit den Spitzen etwas nach innen. Sie sind vierkantig, oben zusammengedrückt, auf der Außenseite gefurcht. Die Behaarung liegt glatt an, wie bei den Ziegen, verlängert sich aber an der Gurgel, dem Hals und den Vorderläufen mähnenartig. Ihre Färbung ist ein gleichmäßiges Fahlroth, welches durch die lichten Spitzen einen weißlichen Schimmer erhält. Nur ein dunklerer Rückenstreifen macht hiervon eine Ausnahme. Die Unterseite und die Innenseite der Gliedmaßen sind weiß.

Ueber das Freileben des Mähnenschafes war bis auf die neueste Zeit so gut wie Nichts bekannt, und auch gegenwärtig läßt dieser Theil der Lebenskunde noch Manches zu wünschen übrig. Ein Freund meines Bruders hat diesem wichtige Mittheilungen gemacht, welche im „Thierleben" ihre Stelle gefunden haben. Das Mähnenmufflon liebt, wie wir aus gedachtem Bericht erfahren, die höchsten Felsengrate der Gebirge, zu welchen man nur durch ein Wirrsal zerklüfteter Stein- und Geröllmassen gelangen kann. Es lebt nicht in Rudeln, sondern einzeln, und nur zur Bockzeit, welche im November fällt, sammeln sich mehrere Schafe und dann auch die Widder, halten eine Zeitlang bei einander, und gehen dann zerstreut wieder ihren Weg. Gelegentlich der Paarung kommt es zwischen den Widdern oft zu äußerst hartnäckigen Kämpfen. Im April bringt das Schaf ein oder zwei Lämmer, welche etwa vier Monate lang mit der Mutter umherlaufen, vor der nächsten Paarungszeit aber bereits selbstständig geworden sind. Die Thiere sind unter allen Umständen scheu und vorsichtig, wie andere Wildschafe. Ihre Sinne sind scharf, und ihre Gewandtheit im Gebirge sichert sie noch außerdem vor der Verfolgung des Menschen. Es gilt für ein Kunststück, eins dieser Schafe zu erlegen, und für ein noch weit schwierigeres Unternehmen, ein Junges zu fangen. Demungeachtet, oder vielleicht gerade deshalb, verfolgen es die Araber mit Leidenschaft. Aber es gehört auch die Ausdauer eines Arabers dazu, um derartige Jagd überhaupt auszuführen. Das Wildpret wird sehr geschätzt; es steht dem des Hirsches nahe, soll aber noch feiner sein. Aus den Fellen

bereiten die Araber Fußdecken; die Haut wird gegerbt und zu Saffian verarbeitet. Die gefangenen Jungen verkauft man zu billigen Preisen an die Europäer in den Küstenstädten.

Ueber das Gefangenleben ist wenig zu berichten; denn leider ist auch das Mähnenschaf ein durchaus würdiges Mitglied seiner Familie: ich meine, ein Thier, welches Das, was man Charakter nennt, nur in sehr geringem Grade besitzt — ein Schaf, um es mit einem Worte zu sagen. Allerdings darf man bei Erwägung der Bedeutung dieses Wortes nicht an unser gemeines Hausschaf denken; von ihm unterscheidet sich der Mähnenmufflon noch immer genug. Er besitzt wenigstens eine gewisse Selbstständigkeit und hat mindestens etwas von dem rauflustigen Wesen der Ziegen. Seine Sinnesfähigkeiten mögen schärfer sein, als die des Schafes; sein Verstand aber steht mit dem seines sklavischen Verwandten ungefähr auf gleicher Höhe. Der Mähnenmufflon ist leiblich beweglicher, als unser deutsches Schaf, übertrifft jedoch hierin keineswegs ein spanisches Gebirgsschaf, zumal ein solches, welches unter der Leitung von Ziegen auf den Bergen sich eingebürgert hat und ganz andere Fähigkeiten offenbart, als das leiblich wie geistig verkommene Geschöpf, welches uns Fleisch und Wolle liefert. Aber diese leibliche Beweglichkeit darf nicht zu falschen Schlüssen auf das geistige Wesen verlocken; denn der Mähnenmufflon ist ebenso dumm und beschränkt, ebenso halsstarrig und dabei doch furchtsam, scheu und unselbstständig, wie das gemeine Schaf. Er lernt seinen Wärter kaum von Andern unterscheiden, ihn wenigstens nicht als Pfleger, als Freund kennen, sondern höchstens als einen Menschen, welcher ihm regelmäßig das Futter bringt; in ein Freundschaftsverhäliniß zu ihm tritt er nie. In der Jugend flieht er ihn, und im Alter stellt er sich ihm oft trotzig und störrisch zur Wehre. Ein gewisser Ernst, welchen man fast Murrsinn nennen könnte, zeichnet ihn aus. Kurz, liebenswerthe Eigenschaften sucht man vergebens bei ihm. Der gezähmte Mähnenmufflon macht einen gewissen Eindruck durch seine Größe, seine Gestalt und seine eigenthümliche Haarmähne auf den Beschauer, ist aber sonst wenig geeignet, diesen länger zu fesseln.

Mit andern Schafen scheint sich das Thier eher zu befreunden, als mit den Menschen, und namentlich in dem europäischen Mufflon einen ebenbürtigen Genossen zu erblicken. Doch währt die Freundschaft selten lange Zeit, am wenigsten zwischen zwei Böcken, welche gelegentlich einen Kampf ausfechten und zwar in der Regel mit einem Ernste und einer Ausdauer, welche rühmenswerth genannt werden muß. Es soll vorgekommen sein, daß zwei Mähnen-

böcke, welche in demselben Raume zusammenlebten, so lange kämpften, bis Einer dem Andern wirklich den dicken Schädel eingestoßen hatte.

Hinsichtlich des Futters ist der Mähnenmufflon ebenso wählerisch, wie das Hausschaf. Er beansprucht die beste Nahrung und eine sehr sorgfältige Pflege; denn er geht leicht ohne erklärliche Ursache zu Grunde. In einigen Thiergärten soll binnen wenigen Wochen der ganze Mufflonstand ausgestorben sein, ohne daß man sich eigentlich die Ursache erklären konnte. Das nördliche Klima scheint der Haltung dieser Thiere kein Hinderniß in den Weg zu legen, sie sind an Kälte und Zug gewöhnt. Auch die Züchtung verursacht keine Schwierigkeiten; in Brüssel z. B. werden alljährlich von den dort befindlichen zwei Mähnenschafen mehrere Junge geboren.

Man hat auf dieses Schaf sein Augenmerk geworfen, in der Absicht, es bei uns einzubürgern. Die Hoffnung, Dies zu erreichen, dürfte vergeblich sein, falls man nicht vonvornherein darauf ausgeht, unser Gebirge mit einer neuen Wildart zu bereichern. Hieran aber ist zur Zeit noch nicht zu denken; einstweilen sind die Vorsteher der Thiergärten froh, wenn sie andern, gleichartigen Anstalten Mähnenschafe abtreten können.



Druck von C. Grumbach in Leipzig.



